[Lafontaine]

~~Bf. W. deutsche. p. 181.~~

P. o. germ.
780 Z – 1

<36603555480010

<36603555480010

Bayer. Staatsbibliothek

Leben und Thaten

des

Freyherrn

Quinctius Heymeran v. Flaming

Erster Theil.

Turpe est difficiles habere nugas
Et stultus labor est ineptiarum.

MARTIAL.

Von

Gustav Freier.
[Aug. Lafontaine]

Kreuznach
bei Ludwig Christian Kehr 1798.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leben und Thaten

des

Freiherrn

Quinctius Heymeran von Flaming.

Erster Theil.

Bayerische Staatsbibliothek
BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorbericht.

Schon das Motto dieses Romans könnte zur Vorrede dienen; allein da Latein nicht aller Leser Sache ist, noch ein paar Worte zur Erklärung des Motto's.

Unsere Zeiten sind bis auf ein paar Kleinigkeiten recht hübsch. Eine dieser Kleinigkeiten ist ein unerträglicher Egoismus, dessen Mutter Unwissenheit, und dessen Glanz ein paar Dutzend Worte sind, bei denen die Meisten, die sie am häufigsten im Munde führen, am wenigsten denken. Da blättert der Jüngling, der denken lernen sollte, ein paar Journale durch, greift alles Paradoxe auf (und das Meiste, das Einfachste scheint ihm parador, weil er es nicht versteht); übertreibt alles, was er liest und hört; ermüdet die Ohren aller Menschen mit

den stolzen Wörtern, Weltbürgersinn, Freiheit, Gleichheit, Kritik der Moral, Kritik des Kriminalrechts, der Vernunft, Kritik der Kritik, Hyperphysik, Unglaube, Philosophie, objektive und subjektive Wahrheit, erkennbar, reine Vernunft, Menschenracen und so weiter; redet ewig von allgemeinen Kenntnissen, und ist höchst einseitig und langweilig; von Principien, und kann noch nicht eine Sprache reden; athmet endlich in einem ganz gewöhnlichen Leben thatlos und gedankenlos fort, und — was der Eitle am wenigsten glaubte — stirbt unbedauert und unbekannt.

Dies Buch soll ein Spiegel für diese Art junger Herren seyn; auch können es, denke ich, noch Andre, als diese, zum Spiegel gebrauchen.

Aengstlich lief der Freiherr von Flaming das Zimmer auf und nieder. Bald blieb er vor dem Stammbaum seiner eigenen Familie, bald vor dem Stammbaum der Familie seiner Frau stehen, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Endlich öffnete sich die Thür, und der Arzt trat mit einer Miene herein, die so viel Saures als Süßes sagte. Nun, liebster Doktor, rief der Herr von Flaming, ist es ein Junge?

„Ein braver, lebendiger, starker Junge. Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Vaterfreude Glück.“

Ja, ja, liebster Doktor, Gott Lob und Dank! denn ich, ich war der letzte der Flaminger. Zwei Brüder, die ich hatte, starben ohne Erben. Sie sehen selbst, daß ich Söhne haben mußte. Der Junge ist also lebendig, stark? Doch auch ohne Fehl, liebster Doktor? Denn so weit ich meine Vorfahren kenne, war nicht Ein Krüppel darunter. Alle groß und stark und

gesund, wie es Edelleuten eignet. Zwar dieser — (er führte den Doktor zu seinem Stammbaum) — Wolfgang von Flaming starb früh, und that wohl daran. Er war verwachsen. Denn, wie gesagt —

„Ihr Sohn ist ganz ohne Fehl; aber Ihre Frau Gemahlin" —

Gott wird ihr helfen. Wenn der Junge nur gesund ist! Denn glauben Sie mir, mir wurde oft heiß und kalt bei der Sache. Fünf Jahre verheirathet, und keinen Erben!

„Ich wünsche Ihnen denn noch einmal Glück zu diesem Sohne. Er wird hoffentlich Ihr Geschlecht nicht aussterben lassen."

Meinen Sie, liebster goldener Mann? Kann man das schon bei der Geburt wissen? Nun, Gott sey Dank dafür! Also gesund, stark, und voll Hoffnung? —

„Aber Ihre Frau Gemahlin ist sehr schwach. Es hat schwer gehalten."

Ja, ja, große Kinder kosten den Müttern immer viel. Setzen Sie sich dreist zu mir her, lieber Doktor. Vor Alters waren ja die Doktores auch halbe Nobiles. Das weiß ich aus Prauns adelichem Europa.

„Halbe? Um Vergebung, Herr Baron; sie hatten sogar den Paß vor dem simpeln Edelmann.“

Nur in etlichen Stücken, lieber Doktor, und in etlichen nicht.

„Und in welchem nicht?“ fragte der Arzt etwas empfindlich.

Auf ein andermal davon, sagte der Edelmann verlegen, und brummte in den Bart: das verfluchte Latein! — Nun Gottlob! Ich habe einen Erben; einen gesunden, tapfren, verständigen —

„Tapferkeit und Verstand gebe ihm Gott!“ sagte der Arzt ein wenig ungeduldig.

Die hat ihm Gott gegeben, lieber Doktor. Tapferkeit, Verstand? Dazu und damit wird der Adel geboren. Ein Adler zeugt keine Krähen. Sehen Sie, seit mehr als zweitausend Jahren ist mein Stamm —

„Zwei tausend Jahre?“ fuhr der Doktor erstaunt auf.

Zwei tausend Jahre, antwortete der Herr von Flaming mit einem ruhigen Lächeln. Meine Familie stammt eigentlich aus Rom. O, die Flaminier waren ein sehr berühmtes

Geschlecht, ein altes Geschlecht. Unter einem Römischen Kaiser, ich weiß nicht welchem, wurden die alten Familien gedrückt, und da gingen einige der ältesten aus Rom nach Deutschland an den Rhein, und bekamen da große Güter, um den Rhein gegen die Deutschen zu vertheidigen. Unter diesen war auch mein Ahnherr Flaminius.

„Ja, Flaminius; aber Sie heißen Flaming.“

Recht, recht, lieber Doktor. Nach und nach nahmen denn meine Vorfahren Deutsche Sitten an, und den Deutschen Namen. Aus dem Lateinischen Us wurde das Deutsche Ing, Flaminius Flaming.

„Aber woher wissen Sie das, Herr Baron?“

I, zum Henker, so ist es vielen Familien gegangen. Aus Geminius wurde Gemmingen, aus Sicinius Sickingen. Sie lächeln? Geduld, Geduld! Hören Sie, (er zog ein Buch hervor) da will ich Ihnen Reinhardi de Gemmingen Diskursus vorlesen; da ist es so hell, so deutlich erwiesen. Sie können nichts Schöneres finden.

Der Doktor sprang auf. „Ich glaube Ihnen, Herr Baron. Allein während wir hier von den todten Flamings reden, stirbt vielleicht eine lebende, Ihre Frau Gemahlin; und ich gehöre den Lebenden an.“ Er ging hinaus. Der Freiherr runzelte die Stirn, las noch einmal die Gemmingische Untersuchung, daß die Gemminger die alten Römischen Geminier gewesen sind; schlug dann in Hofmanns geographischem Lexikon, und in Ferretii Musa lapidaria zum tausendsten Male die Römischen Senatsfähigen Geschlechter auf, belächelte jeden Flaminius, der Konsul gewesen war, und rief einmal über das andere: aus dem Geschlechte stammst du, mein Sohn!

Was willst du? rief er endlich erhitzt einem Kammermädchen zu, das schon seit einer Viertelstunde sich im Zimmer zu thun gemacht hatte. Was willst du?

„Ach, sagte das Mädchen schluchzend, die gnädige Frau! Sie sind sehr schlecht!“

Gut, ich will kommen. Er legte ein Zeichen in das Buch, schlug es zu, sagte: Quinctius soll er heißen; und folgte dem Mädchen nach, das vor ihm her die Treppe hinauf ging.

Da lag die Frau von Flaming, blaß wie ein Todter, beinahe ohne Lebenszeichen. Der Arzt tropfte ihr Arznei ein. Der Freiherr warf einen Blick auf seine Frau, schüttelte bedenklich den Kopf, nahm seinen Sohn auf den Arm, und wollte vor Freude aufschreien. Der Arzt winkte ihm zu schweigen, und zeigte auf seine Frau. Leise schlich der Freiherr sich mit seinem Sohne auf den Armen näher zu dem Arzte, und flisterte ihm ins Ohr: „Quinctius soll er heissen! Ich will Ihnen hernach sagen, warum."

Jetzt schlug die Frau von Flaming die Augen auf, und sah ihren Sohn an ihres Mannes Brust gedrückt. Sie lächelte über den Anblick, und hob die schwache Hand, um beide zu segnen. Dieser Anblick gab ihr endlich die Sprache wieder. Wenn ich auch sterbe, sagte sie leise, so ist doch dein Wunsch erfüllt, geliebter Mann; du hast einen Sohn.

„Und Quinctius soll er heißen, liebe Frau!" rief er. Sie lächelte zufrieden.

Wie soll er heißen? fragte eine alte Tante der Mutter, eine Frau von Nothafft.

„Quinctius," sagte der Freiherr triumphirend.

Wie? fragten noch zehn andere Stimmen von adelichen Damen aus der Nachbarschaft, die hier waren, und drängten sich um den Freiherrn her. „Quinctius!“ war die Antwort. „Quinctius? wiederholten alle Damen erstaunt, schüttelten die Köpfe, und schlichen eine nach der andern in ein Nebenzimmer. Nur die Mutter lächelte, und sagte leise: ein recht hübscher Name! Der Freiherr küßte seine Frau, schäkerte mit seinem Sohne, und der Arzt trieb ihn hinunter, weil seine Frau der Ruhe bedurfte.

Die Damen im Nebenzimmer schüttelten noch immer die Köpfe. Quinctius! sagte die eine. Den Namen, sagte eine andere, habe ich nie, im Kalender so wenig, als sonst wo, gelesen. Und im Kalender, sagte die runde Frau von Amsel, die so gern schmaus'te, muß doch jeder Name stehen; wie soll man sonst den Namenstag feiern? — Und ein Heidenname ist es, wenn er nicht im Kalender steht, sagte die fromme Frau von Donner. Ich wollte ihn lieber Petri Stuhlfeier nennen, als Quinctius. Das steht doch im Kalender. Jetzt kam der Arzt, und gebot den Damen Stille; denn sie waren bei dieser Untersuchung ziemlich laut ge-

worden. Man trug dem Arzt auf, doch den Freiherrn von diesem Namen abzubringen. Er mußte es versprechen, wenn er Ruhe haben wollte; und so ging er zu dem Vater hinunter.

Kaum fing der Arzt von dem Namen des Kindes an, so unterbrach ihn der Freiherr auch schon mit großer Lebhaftigkeit: Sagen Sie mir, lieber Doktor, kann ich einen schönern Namen für den Jungen in der ganzen Welt finden? Quinctius! Quinctius! Und ein Zufall hat mich darauf gebracht.

„Aber in aller Welt, woher haben Sie den Namen? und warum gerade den?"

Sehen Sie, lieber Mann, eigentlich heißt meine Familie das Geschlecht der Quinctier; sie theilte sich in drei Linien: Flaminius, Capitolinus und Cincinnatus. Sehen Sie, hier in diesem Buche steht es gedruckt. (Er zeigte ihm, was darüber im Ferretius steht.) Sie werden nun sagen, so ist Quinctius eigentlich ein Zuname, und kein Vorname; aber die Römischen Familien hatten den Zunamen immer voran stehen. Darum, sehen Sie — Nun gerieth der Freiherr so tief in diese Untersuchung, daß er zuletzt sogar auf dem Punkte

stand, seinem Sohne auch die Namen der beiden andern Nebenlinien zu geben. Schnell lenkte der Arzt ein, mit der Frage: ob es nicht schön wäre, seinem Sohne auch einen Namen aus der Familie seiner Frau zu geben? Die Nothaffts werden doch, dachte der Arzt, nicht etwa auch aus Rom abstammen sollen; und so bekommt er doch einen Kalendernamen. Der Freiherr umarmte den Arzt. Schön! rief er, schön! Der Einfall ist Geld werth. Er riß ungestüm den Buzzelinus aus der Bücherreihe, um einen Namen aus der Familie Nothafft zu suchen. Des Freiherrn Blick wurde immer lächelnder. Er holte noch ein paar Bücher, blätterte, und nahm endlich Rüxners altes Turnierbuch. Er blätterte, lächelte, und blätterte wieder. Hier, hier! rief er endlich dem Arzte zu. Sehen Sie, auf dem merkwürdigsten aller Turniere, zu Heidelberg 1481, war ein Nothafft im Gefolge des Herzogs von Baiern; und so soll mein Sohn heißen. Eben mit diesem Namen kann ich der Welt beweisen, daß die Familie meiner Frau eigentlich heißt: Nothafft zu Wernberg. Sehen Sie hier, lieber Doktor. — Der Arzt las: Heymeran Nothafft

zu Wernberg. — Wahrhaftig, Ihr Einfall ist nicht zu bezahlen. Der Junge soll heißen: Heymeran Quinctius von Flaming.

Man denke sich das Erstaunen des Arztes. „Heymeran, gnädiger Herr? Im Kalender steht der Name eben so wenig.“

Kann wohl seyn; aber er steht im Rüxner. Es ist der Name eines sehr edeln Vorfahren von meinem Sohne, der bei dem Turniere gegenwärtig war, das der Pfalzgraf Philipp der löblichen Gesellschaft des Esels *) in Heidelberg gehalten hat; und das, Herr Doktor, dünkt mich, ist eben so viel Verdienst, als im Kalender zu stehen, weil man zu faul zum Denken, zu träge zum Arbeiten, und gerade noch klug genug war, ein Heiliger zu werden.

„Ich halte es überall für kein Verdienst, gnädiger Herr, weder im Kalender in der Gesellschaft der Heiligen, noch im Turnierbuche in der löblichen Gesellschaft des Esels zu stehen; allein“ — Der Baron warf die Nase auf, und

*) Die Ritter aus den vier Landen waren in Gesellschaften getheilt, die von Thieren den Namen hatten, als Gesellschaft des Esels, des Steinbocks, des Einhorns u. s. w.

den Rüxner zu. Sie mögen es, sagte er stolz und kalt, für Verdienst halten, oder nicht: — mein Sohn heißt, wie zwei seiner edelsten Vorfahren, Quinctius Heymeran von Flaming; und damit Basta!

Und wirklich, das Kind wurde Quinctius Heymeran getauft, so viel auch den Tauftag noch Pathen und Prediger dagegen einzuwenden hatten. Die Mutter sagte, wie sie gewohnt war, gar nichts dazu. Man machte ihr Vorwürfe darüber. Sie erwiederte: es ist meines Mannes Sohn, und wenn er ein redlicher Mann wird, (und dazu gebe Gott Gnade!) so mag er heißen, wie er will. Die Amme und Wärterin fragten an, wie man des Kindes Namen verkürzt nennen sollte. Die Wärterin behauptete: Quinte; die Amme: Quintchen. Sie bekamen ein paar derbe Flüche zur Antwort, und nannten das Kind: Quintchen.

Pathen und alle Nachbaren schimpften Anfangs auf den Herrn von Flaming. Indeß nahm er jeden, der ihm ein Wort darüber sagte, mit hinunter in sein Zimmer, und bewies, daß es eine Sünde und Schande wäre, seinen Kindern nicht die Namen zu geben, welche die

Ahnherren getragen hätten. Die meisten waren eben so adelstolz, wie der Freiherr. Man urtheilte nun milder von ihm, und fing nach und nach sogar an, den Baron und den alten Rüxner bei Taufen zu Rathe zu ziehen; so kamen einige veraltete Namen, als Wolfgang, Edgar, Redgar u. s. w. in dieser Gegend wieder in Gebrauch, weil Bischöffe und Aebte und Turnierritter unter den Ahnherren sie getragen hatten. Wie es nun geht, wenn man einmal im Gang ist — Rüxner und die alten Turniere wurden dem umwohnenden Adel damals eben so bekannt, wie sie jetzt durch Ritterromane und Kalender sind. Allein man hielt sie noch einmal so heilig, als jetzt.

Der Freiherr verstand aber auch die Kunst, das Siegel der Heiligkeit auf seine Bücher zu drücken. Er gab Niemanden ein Buch, am wenigsten das Turnierbuch, in die Hände. Jedesmal, wenn er es hervorzog, versicherte er, daß dieses Buch das einzige in seiner Art, und in ununterbrochener Reihe seit dem letzten Turniere 1487 bei seiner Familie gewesen sey. Dadurch erhob er sich zum Schiedsrichter in allen Streitigkeiten der adelichen Familien über

ihr Alter. Kurz, seit der Taufe seines Sohnes hatte der Herr von Flaming sogar die Freude, von auswärts her bei Verheirathungen, Taufen und vielen andern Vorfällen von dem Adel zu Rathe gezogen zu werden; aber man fing jetzt auch an, es für den unverschämtesten Neid zu halten, wenn einige bürgerliche Gelehrten behaupteten, daß keine adeliche Familie ihre Ahnen höher als bis in das vierzehnte Jahrhundert mit Urkunden belegen könne, da Rüxner schon bis 939 viele Familien beurkundete. Man trug nun die Nase noch einmal so hoch als vorher. Niemand aber gewann mehr dabei, als der Baron von Flaming.

Jetzt erstaunte man gar nicht mehr, daß der reiche Baron das arme Fräulein von Nothafft geheirathet hatte; denn man sah im Rüxner schon 939 eine von Nothafft am Hofe des Kaisers. Anfangs hatte man freilich diese Verbindung des Freiherrn mit dem armen Mädchen als eine Mißheirath angesehen. Das Fräulein von Nothafft hatte mit ihrer Tante in einem Städtchen dieser Gegend sehr bescheiden und still gelebt. So wenig das Fräulein auch Anmaßungen hatte, so verborgen sie auch lebte,

so konnte sie doch so wenig der Bewunderung, als den Pfeilen der Verläumdung entgehen. Sie war ein reizendes und ein gutherziges Geschöpf. Von dem Wenigen, was sie hatte, erhielten die Armen des Stiftes ihren Theil. Man redete also Anfangs nur von dem wohlthätigen Fräulein von Nothafft, aber endlich auch von dem schönen Fräulein. Einige junge Herren sahen sie am Fenster, schlugen Lärm, machten die Gasse, wo das Fräulein wohnte, zu einer Promenade zu Fuß und zu Pferde, brachten Nachtmusiken, und suchten Bekanntschaft in den Häusern neben an und gegen über, weil das Fräulein alle Bekanntschaft rund ausschlug. Das gab Aufsehen. Man sprach in den drei adelichen Familien, die das Städtchen bewohnten, von dem schönen Mädchen, und endlich auch zwei Meilen rund umher auf allen adelichen Rittersitzen. Die Damen fingen an, ihr Gesicht zu tadeln. Das half nicht. Jeder Mann war ihr Vertheidiger. Man griff ihre Tugend an. Das ging auf einige Zeit, weil alle junge Herren, die sie nur durch die Fensterscheiben gesehen hatten, bei einem solchen Gespräche zweideutig lächelten.

Ein reicher Officier, der nach einem etwas sinnlichen System unverheirathet geblieben war, wurde aufmerksam auf das schöne Mädchen, von dem man so übel sprach. Er besuchte das Fräulein von Nothafft, drang sich bei ihr ein, und machte tausend Versuche, sie zu verführen. Bei der ersten unschicklichen Freiheit, die er sich einmal herausnahm, wurde er von einem alten Bedienten sehr unsanft zur Thür hinaus geführt, und der Officier sagte hernach: den Teufel auch mag die leicht seyn! sie ist noch die einzige Tugendhafte, die ich angetroffen habe. Des Mädchens guter Name war gerettet. Endlich griff man ihren Adel an. Nothafft? Nothafft? Niemand hatte den Namen gehört. Hm! das Mädchen, sagte ein Fräulein mit gerümpfter Nase, das Mädchen ist hübsch, und arm und eitel. Nun möchte sie gern gnädige Frau werden; darum gibt sie sich für ein Fräulein aus. Das schlug an, aber wieder nicht lange. Todte und Lebendige vereinigten sich, das gute Mädchen in Schutz zu nehmen; der alte, selige, gute Kürner schien sein Buch allein für sie geschrieben zu haben.

Der Freiherr von Flaming hört in einer Gesellschaft von dem Fräulein von Nothafft und ihrem vorgeblichen Adel. Er schüttelt den Kopf; zu Hause schlägt er seinen Rüxner nach, blättert, zählt, schreibt auf, und erstaunt: denn er findet, daß zwei und dreißig Nothaffte turniert haben, findet, daß sogar bei dem ersten Turnier 939, unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller, zu Magdeburg, ein Fräulein Katharina von Nothafft aus Schwaben zur Helmschau gewählt wurde. Da er eben so wenig an der Aechtheit des Turnierbuchs zweifelte, als unsere Ritterbücher, die den Rüxner ausschreiben, so wurde er mit Ehrfurcht gegen die Nothaffts erfüllt. Er hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als zu erfahren, ob das schöne Fräulein nicht etwa den ehrwürdigen Namen Nothafft gestohlen habe. Schon den andern Tag ritt er in das Städtchen, und ging gerade nach dem Hause, wo das Fräulein wohnte.

Er traf die Tante allein. Nach einigen Minuten war er denn bei der Familie. „Wo stammt Ihre Familie her?“ — Aus Schwaben. Das war richtig. Die Tante aber, die nun auf eins ihrer Lieblingskapitel gekommen war,

erzählte ihm, so viel sie von der Familie ihrer Nichte wußte, zeigte ihm zuletzt den Stammbaum des Fräuleins, und ein paar alte Urkunden: den einzigen Glanz, der ihr noch von ihren Vorfahren übrig war. Jetzt kam das Fräulein selbst. Diese reizende Blondine machte auf das Herz des Barons fast einen eben so tiefen Eindruck, als ihre Stammmutter Katharina im Nürner auf ihn gemacht hatte. Im Gespräch nannte die Tante das Fräulein: Veronika. Veronika heißen Sie? fragte er voll Erstaunen. Der seltsame Name, sagte das Fräulein lächelnd, ist mit dem Namen Katharina in unserer Familie eisern. O schön! schön! rief er. Wahrhaftig, weiter durft' ich nichts wissen: denn, mein Fräulein, eine Katharina von Nothafft war 939 bei dem ersten Turnier in Deutschland; und bei dem dritten zu Kostanz 948 war wieder eine Veronika von Nothafft. O wahrhaftig, rief er entzückt, man muß Sie des Namens wegen lieb haben. — Das Fräulein lächelte.

Die Tante erzählte ihm die traurigen Begebenheiten, welche sie aus Schwaben bis hieher getrieben hatten. „Hier sind wir nun, ohne Freunde, ohne Bekannte, ohne Landsleute,

ohne —" Landsleute? unterbrach sie der Frei-herr, und schlug stolz an seine Brust. Um Vergebung, die haben Sie. Meine Familie stammt ebenfalls aus Schwaben; eigentlich aus Rom. Er setzte nun beiden Frauenzimmern die Geschichte seiner Familie aus einander, und untermischte sie beständig mit den ehrfurchtsvollsten Anerbietungen seiner Freundschaft. Endlich nahm er sehr zärtlich von seiner schönen Landsmännin Abschied. Kurz darauf war er wieder bei ihr. Er fing an, ihren Stammbaum, der sehr vollständig und schön war, ordentlich zu studieren, und das Fräulein und ihr Stammbaum gefielen ihm immer mehr. Sein eigener Stammbaum war fast eben so groß. Er hing im Tafelzimmer an der einen Spiegelwand. Oft stand er vor ihm, betrachtete ihn, und jedesmal sagte er in sich, oder halblaut: wenn der Stammbaum des Fräuleins an der zweiten Spiegelwand hinge, so — Er trat vor die zweite leere Spiegelwand, und schüttelte den Kopf. Einen Monat darauf hing das schöne Fräulein als seine junge Frau an seinem Halse, ihr Stammbaum an der zweiten Spiegelwand; und der Baron wußte

in der That nicht, worüber er sich mehr freuen sollte.

Das gab natürlich in der ganzen Gegend ein tolles Geträtsch; denn der Herr von Flaming war ungeheuer reich. Man brach hin und wieder allen Umgang mit ihm ab, und fing ihn nach vier Wochen wieder an, weil man neugierig war, die glückliche Bettlerin kennen zu lernen, welche den reichen Herrn in ihr Netz geschwatzt hatte. So rückte denn alles wieder in die alte Stelle. Die Namen, die der Sohn des Barons erhielt, gaben nun Veranlassung, mit dem Alter der Nothaffts, mit den Adelskenntnissen des Freiherrn, und mit dem Rüxner bekannt zu werden; und, wie gesagt, man erstaunte nun nicht mehr, daß der Herr von Flaming das arme Fräulein von Nothafft geheirathet hatte. Die Unterthanen und die Domestiken des Freiherrn gingen noch weiter; sie dankten Gott dafür, daß es geschehen war: denn sie beteten ihre gnädige Frau als ihren Schutzengel, als ihre helfende Gottheit in allem Unglück an.

Der kleine Quinctius Heymeran wurde indeß von Tage zu Tage größer, gesunder und

munterer. Er trieb mit Stecken- und Wiegenpferden einen so argen Lärm, daß Allen die Geduld verging, nur dem Vater nicht. Laßt ihn reiten! rief er; ein Edelmann gehört auf den Sattel. Sein Pathe ist Heymeran, ein Turnierritter, und der Konsul von Rom, Quinctius. „Haben denn die Bürgermeister von Rom auch so unbändig geritten?" fragte Veronika. Bürgermeister, mein Kind, sagte der Freiherr, war so viel als Reichsgeneral-Feldmarschall; und es versteht sich, daß die reiten mußten. Dem Jungen steckt das Reiten im Blute. — Der Kleine ritt ärger, als alle Nothaffte und alle Konsuln von Rom zusammen hätten reiten können, und der Freiherr bewies der ganzen Welt, die zu ihm kam, und sich Aug' und Ohr gegen Staub und Lärmen verstopfen mußte, aus dem Rüxner: daß der Junge schlechterdings reiten und lärmen müßte.

So wurde der Knabe sechs Jahre alt. Die edle Turnierkunst kannte er. Sein Vater unterhielt ihn mit nichts anderm. Sogar den Bedienten und Wärterinnen war die Turniersprache ganz geläufig geworden. Wenn das Kind mit

nichts beruhigt werden konnte, so stellten Mägde und Bedienten mit ihm ein Stechen im hohen Gezeuge an. Ein Domestik trommelte dazu aus Leibeskräften, ein Jäger blies das Horn, und der Knabe rannte einen Bedienten zu Boden. Sobald der Freiherr die Trommel und das Horn hörte, stand er von jeder Arbeit auf, ging in die Kinderstube, und sah mit Augen, die vor Freude leuchteten, den Thaten seines Sohnes zu. Die Mägde theilten den Dank aus; man tanzte bei den höllischen Tönen der Trommel und des Horns. Der Freiherr stand in einer Staubwolke da, und hielt sich den Bauch vor Lachen.

Oft fragte die Frau von Flaming ihren Gemahl in seinen zärtlichsten Stunden: ob denn ihr Sohn nichts anders lernen sollte, als turnieren? Und dann erwiederte der Freiherr: Quinctius ist ein Edelmann; der braucht nichts zu wissen, als reiten, fechten und tanzen. Darum heissen das: die adelichen Exercitia, weil das ein Adelicher wissen muß, nothwendig wissen muß. Das Uebrige ist zusammen nicht nöthig.

„Wie?“ fragte sie sanft, aber doch bestürzt: „wie? nicht lesen, nicht schreiben?“

Nun ja, das auch, versteht sich; aber damit hat's noch immer Zeit, liebe Veronika.

Sie versuchte es oft, ihren Gemahl ganz leise an die Vorstellung zu gewöhnen, daß ein Edelmann mehr wissen müsse, als reiten, jagen, essen, trinken und schlafen, wenn er auf die Achtung der geringeren Stände Ansprüche machen wolle. Allein das war tauben Ohren gepredigt.

Lirum, larum! rief der Freiherr. Mehr wissen? Darauf kommts, Gottlob! nicht an in der Welt. Sieh, mein Pastor, mein Justizamtmann, mein Aktuarius wissen alle mehr, als ich; und hast du gesehen, daß sie mir nicht die gehörige Achtung erweisen? Ich wollte es ihnen aber auch nicht rathen! Ich bin Reichs-Freiherr, und sie leben meiner Gnade. Da steckt's, Veronika. Achtung? Narrenpossen! Ich sage nicht von Dummheit. So ein Dummhut muß ein Edelmann nicht seyn; aber ein Bürgerlicher muß ihn doch achten und ehren: denn er ist ein Edelmann. Gesunden Menschenverstand und einen Stammbaum, liebe Frau, und ein ehrliches Herz in der Brust: mehr braucht der Edelmann nicht. Das Uebrige

gehört für den Bürger: predigen, richten und kuriren. Wenn der Präsident in jedem Kollegio ein Edelmann ist, so ist es gut. Sie sollten mir einmal die Achtung versagen, die ich als Freiherr fordern kann.

„Lieber Mann, du verstehst auch noch tausend andere Dinge, als reiten, und so weiter.“

Nun ja, Wappenkunst so ein wenig! Geschichte, wie es so in Deutschland hin und wieder zugegangen ist; Turnierkunst; und vom Pabste, daß er keinem lutherischen Edelmanne das Turnieren verbieten darf; und so noch allerlei: zum Exempel, daß die Zigeuner heimliche Juden sind, und funfzig Jahre unter der Erde gesessen haben, bis 1418. Ja, das weiß ich, das hab' ich so gelesen. Aber, Veronika, da siehst du, dazu gehört nur gesunder Menschenverstand; denn ich habe mein Tage nichts gelernt, als Lesen und Schreiben. Aber das Alles soll Quinctius auch noch lernen, und lernt es jetzt schon; denn, liebe Veronika, der Junge weiß ja jetzt schon mehr, als die meisten Adelichen um uns her. Er kann dir ja die sechs und dreißig Turniere in Deutschland beinahe auf den Fingern herzählen.

„Aber, lieber Mann, wird ihn das glücklicher machen, als er ist? wird ihm das Muth im Unglück geben?"

Das Studieren auch nicht, wahrhaftig nicht. Ist er eine Memme, so heult er im Unglück; und ist er ein Mann, so trägt er es still weg. Die Gelehrten sind da am ersten die ärgsten Memmen.

„Aber wie soll er Unglück vermeiden lernen?"

Veronika, frag du, daß du schwarz wirst! Vermeiden?. das wird er nicht lernen, oder er hätte nicht müssen geboren werden. Wenn er ein ehrlicher Mann ist, und kein Dummkopf dabei, so hat es mit dem Unglück nichts zu sagen; und schlägt ihm das Gewitter ein, und brennt ihm das Haus weg, oder der Hagel nimmt ihm eine Erndte, da ist ein Magister gerade nicht klüger, als ein Edelmann.

„Wenn er ein ehrlicher Mann ist, sagst du? Aber wer soll ihn lehren, ein ehrlicher Mann, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Herr, und ein guter Mensch zu werden?"

Je, zum Henker, dazu lernt er die Turniergesetze. Weiß er die, und hält er die, so wirds

er kein schlechter Kerl seyn, vor dem die beiden Stammbäume da sich zu schämen hätten. Du glaubst nicht, was in den Turniergesetzen für Kraft steckt!

„Aber, lieber Mann, die Turniere sind ja abgeschafft."

Leider! Allein von wem? das ist die Frage. Vom Pabste. Aber, Gottlob! wir glauben an den Pabst nicht, und brauchen also auch seine Befehle nicht zu halten. Ein lutherischer Edelmann kann immer wieder turnieren, und das Corpus evangelicorum beim Reichstage muß ihn dabei schützen. Und wenn Quinctius ein ehrlicher Mann wird, ist es dir nicht einerlei, wie er es wird?

„Das könnte mir wohl einerlei seyn; aber wenn er es nun auf eine andere Weise leichter würde, so —"

Leichter? Du faselst, liebe Frau! Wenn ein armer Mann ein Schurke ist, mit dem hab' ich Mitleiden; ist aber ein Edelmann ein Schurke, so möcht' ich Gift und Galle speien. Denn einem Edelmanne ist es doch zehnmal leichter, ein ehrlicher Kerl zu seyn, als einem Andern. Wenn ein Edelmann einen Schurkenstreich be-

gehen will, so müssen ihm ja alle seine Vorfahren leibhaftig vor die Augen treten. Je zum Teufel! das adeliche Blut, wenn er kein Hurkind ist, muß ihm ja in den Adern brennen. Die Ehre, die adeliche Ehre, die doch jedem Edelmanne so lieb, so theuer seyn muß, und die kein Bürgerlicher hat; die Ehre muß ihn ja mit Gewalt abhalten. Alle Vorfahren stellen sich ihm ja in den Weg. Nun sieh, nun ist ja Quinctius Ehre von Mutter Seite — ich will nur vom ersten Turniere in Magdeburg an rechnen — achthundert, und von Vaters Seite zweitausend Jahre alt.

„Aber, lieber Mann, giebt es denn nicht viele Edelleute, die, trotz ihrer alten Ehre, schlechte, unredliche Menschen sind?“

Aber, zum Teufel, Veronika, da steckt es ja eben! Diesen Leuten hat man ihre adeliche Ehre nicht theuer, nicht heilig genug gemacht. Sieh, da predigte man ihnen: du mußt rechtschaffen seyn, weil es geboten, weil Rechtschaffenheit ein Vergnügen ist. An den Edelmann, an die adeliche Ehre, an Stammbaum und Ahnen wurde mit keiner Sylbe gedacht. Recht thun ist ein Vergnügen! Ja, ja! da kommt

Fleisch und Blut, böse Gesellschaft und Verführung, und spricht aus einem andern Tone; und da wurden es schlechte Leute. Aber ich, sieh, ich nehme den Jungen, den Quinctius, vor mir. Nun mache ich das Gefühl seines Adels, seiner adelichen Ehre erst recht rege; er muß es in jeder Ader, in jedem Blutstropfen fühlen, daß seine Vorfahren in Rom und Schwaben Konsuln, Turnierhelden und edle Männer waren. Sieh, wenn er nun da steht, wie ein lebendiger Stammbaum, dann hole ich den Rüxner, — er nahm das Buch in die Hand, und schlug auf — und lese ihm vor, wie folget. Höre zu, Veronika! Er las. „1) Wer mit frevelen Worten oder Werken bekennt, daß er kein Christ ist; 2) wer wider sein Deutsches Vaterland öffentlich oder heimlich frevelt; 3) wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder schwächt, oder dieselben schmähet mit Worten oder Werken; 4) wer siegelbrüchig, meineidig und ehrlos erkannt, oder nur dafür gehalten wird; 5) wer seinen Herrn verräth, oder in der Noth verläßt, seine Unterthanen ohne Recht drückt und unglücklich macht; 6) wer seinen Freund verräth; 7) wer Kirchen, Witt=

wen oder Waisen betrügt; 8) wer im Kriege Aecker, Weinberge oder Früchte verheert, oder auf den Straßen raubt; 9) wer seinen Nachbaren Unrecht thut; 10) wer seinem Eheweibe nicht treu und hold ist; 11) wer bürgerliches Gewerbe treibt, und so den Bürgern schadet; und 12) wer nicht vier Ahnen von Vater und Mutter erweisen kann: der soll nicht zum Turnier einreiten, sondern öffentlich geschlagen, und auf die Schranken gesetzt werden." Das las er, und blickte starr auf seine Frau. Und nun, fing er dann sehr ernst an: sage mir, liebes Weib, sind diese zwölf Turnierstücke nicht alles das, was zu einem ehrlichen Edelmanne gehört? Antwort!

„Ganz recht! und gebe nur Gott, daß alle Adelichen diese Befehle halten! Aber, lieber Mann, wenn jemand sich vor der Hölle fürchten soll, so muß eine Hölle da seyn. Wo ist denn das Turnier, in das der Ehebrecher nicht einreiten soll? die Schranken, auf die ein Mädchenverführer gesetzt wird?"

Der Freiherr wurde ein wenig verlegen. — Darum sage ich ja, es ist ein Unglück, daß die Turniere abgeschafft sind. Denn jetzt, es ist

wahr, gilt es ja ordentlich für eine Ehre, wenn ein Edelmann sich neben dem Ehestandsstalle noch ein kleines Ställchen, oder ein Paar aufbauet. Aber was thut das? Ich sage: Quinctius, das Alles mußten deine Vorfahren halten; darum, weil sie das hielten, waren sie edle Leute, und du ein Edelmann. Wenn du also eins dieser Stücke brichst, so bist du nicht werth, ein Edelmann zu seyn; so mußt du jedesmal roth werden, wie ein gesottener Krebs, wenn man dich Herr Baron nennt; du wirst jedesmal Bauchgrimmen fühlen, wenn du sagst: auf Kavalierparole; du mußt dich jedesmal an die Stirn schlagen, wenn du deine Kinder ansiehst.

„Aber merkt nun Quinctius erst, daß das nicht ist, was du ihm drohst?"

Ei zum Henker! wenn ihn Gewissen und Ehre nicht halten, so wird ihn die Hölle eben so wenig schrecken, das Böse zu lassen.

„Aber Gewohnheit zu arbeiten wird ihn abhalten, und eine ausgebildete Vernunft ihn sichern. Jeder Mensch, dünkt mich, sollte darum schon viel lernen, daß er Beschäftigung hätte; denn Müßiggang, weißt du, ist des —"

Eben, eben darum turniert er ja jetzt, und

wenn er älter ist, so reitet, ficht und tanzt er; und das sage ich dir aus Erfahrung: Holz hauen hilft mehr gegen Fleisch und Blut, als lesen, schreiben und studieren. Ja, ja, Turnier, Turnier! da steckt es.

Man sieht, sowohl der Freiherr, als seine Frau, hatten keine üble Grundsätze. Es wäre auf eine kleine Erklärung unter beiden angekommen, und sie waren eins. Was er Ehre nannte, hieß sie Vernunft. Er leitete es vom Turniere ab, sie von Beschäftigung. Sie verstanden sich beide nicht, und suchten einander nur zu überlisten; wie denn Mißverstand gewöhnlich des Menschen ärgster Plageteufel ist. Die gnädige Frau wollte ihren Willen haben. Sie sah, mit Widerspruch ging es nicht; daher schwieg sie, und suchte das schlüpfrige Ding, die Erziehung ihres Kindes, auf eine andere Weise anzugreifen.

Da saß der Freiherr, und las. An der andern Seite des Tisches saß sie, und strickte, oder nähete. Schon oft hatte sie bemerkt, daß ihr Mann während des Lesens von Zeit zu Zeit höchst verdrüßliche Gesichter schnitt. Einmal warf er sogar den Quartanten, den er vor sich hatte, mit einer Art von Wuth an die Wand.

„Gefällt dir das Buch nicht?“ fragte sie mit ihrer beruhigenden Miene. Das Buch ist gut; aber das verfluchte Latein, das alle Augenblicke darin vorkommt! Man möchte toll werden. Ich bin, wie der Prinz in der Feengeschichte. Da steht das Mädchen, in das er verliebt ist. Eben streckt sie die Arme aus, um ihn zu umfassen; eine dicke Mauer fällt zwischen ihm und ihr nieder, und er küßt einen kalten Stein, anstatt der warmen Lippen. Das verfluchte Latein! Sieh, da habe ich mir schon seit acht Tagen den Kopf zerbrochen. Die Frau von Amsel will wissen, ob ein fürstlicher Rath adelichen Rang habe, oder nicht. Es ist wegen des Geheimenraths Müller, von dem man nicht weiß, ob man ihn bitten soll, oder nicht. Da finde ich nun eine Stelle — er holte das Buch wieder — die das Ding, wie ich denke, auseinander setzt. Ich lese und lese. Der eine sagt ja, der andre nein. Da ist nun ein Mensch, der, wie es mir vorkommt, Recht hat. Er heißt Rhätius; der sagt: daß solche Leute, als Räthe und Doktoren, nur in etlichen Stücken dem Adel gleich gehalten werden. Recht, denke ich; nur in etlichen Stücken. Aber welche? Und

gerade diese Stücke nun, als ob er mir's zum Possen thäte, nennt er Lateinisch, wovon ich kein Wort verstehe. Das verfluchte Latein! Und das Buch ist doch für den Adel geschrieben!

„Das ist aber doch auch einfältig", sagte die gnädige Frau mit einer schon triumphirenden Miene; „und ich sähe es so herzlich gern, daß der Junge, der Quinctius, so recht erführe, wie er mit seinem Adel daran ist. Wirklich, er sollte Latein lernen; so erführen wir doch alle, wie es damit steht. Kommt denn oft Latein vor?"

Oft? O, das Latein hat mir in meinem Leben mehr üble Stunden gemacht, als Wind und Wetter. Sieh! (Er schob sich seinen Sessel neben seine Frau, und sah sie vertraulich an.) Du wunderst dich vielleicht, warum ich dir so wenig v n meinen Vorfahren erzählt habe; allein ich weiß nicht viel mehr von ihnen, als daß sie in Rom gelebt haben, und berühmte Männer gewesen sind. Ihre Thaten sind, leider! in dem verdammten Latein geschrieben. Ach, Ronichen! setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, ich könnte ein großer Mann seyn, wenn ich Latein gelernt hätte. Ach, ich wollte,

daß der Mann, der die Sprache erfunden hat, in der untersten Hölle säße!

„Aber so laß wenigstens Quintchen Latein lernen. Er muß doch wissen, wer seine Vorfahren gewesen sind. Denke einmal, wenn uns der Junge in den langen Winterabenden vorlesen kann, was deine Voreltern vor zweitausend Jahren gemacht haben! Denke die Freude!"

Der Freiherr sprang auf, gieng mit glühender Stirn und verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder, sann und sann, schlug Knipschen, lächelte, und warf sich in die Brust; er träumte die Thaten, die seine Vorfahren könnten gethan haben. Auf einmal blieb er vor seiner Frau stehen, und sagte: Quintchen soll Latein lernen. Aber, fuhr er mit Kopfschütteln fort, nichts weiter, als was ihm höchst nöthig ist. Einen Pedanten sollen sie mir nicht aus ihm ziehen. Ein Edelmann muß er bleiben. Er gehört auf's Pferd, und nicht hinter's Tintefaß. Geld will ich nicht sparen; aber der Hofmeister soll tanzen, wie ich pfeife. Ich weiß, bis auf das verdammte Latein, alles, was ein Edelmann wissen muß; und wenn die Thaten der Römischen Edelleute, und also auch

meiner Ahnen, nicht von einem Narren in's Lateinische übersetzt wären, so sollte er auch das nicht lernen. Denn kurz und gut, mit dem heidnischen Werk und Wesen, Venus, Jupiter, und Aristoteles — weg damit! Wir sind Christen, und unsere Vorfahren, Veronika, haben bei allen Turnieren gelobt, das Christenthum aufrecht zu erhalten. Damit Basta! Latein soll er lernen; aber christliches Latein: denn alle meine Vorfahren sind Christen gewesen, von dem ersten Flaminius an, bis jetzt.

Die Frau von Flaming war froh, daß sie ihren Endzweck nur in so weit erreicht hatte. Es wurde ein Hofmeister verschrieben; allein unter der Bedingung, daß er den Junker nicht mehr lehren sollte, als der Vater bestimmen würde. Und nun ging der Baron sogleich an die herkulische Arbeit, für den Hofmeister eine Instruktion aufzusetzen. Er empfand nun auch, was Schreiben heißt. Die Instruktion wurde oft zerrissen und umgearbeitet. Je öfter er nun über die Erziehung nachdachte, desto freier und reifer wurden seine Ideen. Er fühlte es jetzt in der Erfahrung, daß Schreiben und Nachdenken den Geist schärft. Die Instruk-

tion wurde endlich fertig, und wenn sie nicht als Manuscript in dem Archive liegen geblieben wäre, worin kein reisender Pädagog eine Erziehungsschrift vermuthete: sicher würde die Erziehung des Adels einen andern Weg, als den jetzigen, genommen haben. Der Baron besaß unter allen seinen Büchern nicht ein einziges, das von der Erziehung handelte. Er hatte also seine Erziehungsgrundsätze nicht gestohlen; ob man gleich nicht sagen kann, daß er kein anderes Buch genützt hatte. Seine Erziehungsmethode war aus Rüxners Turnierbuche, aus Reinhard Graf von Solms Ursprung des Adels, aus Spangenbergs Adelspiegel, aus Prauns adelichem Europa, und Lerchii de Dürnstein vom alten Herkommen des reichsritterlichen Adels, geschöpft. Diese, und noch ein paar Bücher, als Versuch über die Zigeuner u. s. w., ferner einige lateinische Bücher, die vom Adel handelten, und die der Baron zwar nicht verstand, deren Titel er aber in der Instruktion sehr gelehrt mit anführte, machten seine ganze Bibliothek aus.

Der Hofmeister des jungen Herrn erschien. Der Baron empfieng ihn sehr adelich; er blieb in seinem sammetnen Lehnstuhle sitzen, neigte vornehm den Kopf, und sagte: morgen sollen Sie Ihre Instruktion von mir bekommen. Die Frau von Flaming empfieng ihn stehend, mit einem ihrer gütigen, schönen Blicke, mit denen sie gewiß war, die ganze Welt einzunehmen. Am andern Morgen erhielt der Hofmeister, der eben nicht das beste Leben hier ahnete, die Instruktion durch einen Bedienten, der sich zugleich als sein Domestik anmeldete. Der Hofmeister Beyer machte ein paar große Augen, als er eine schriftliche Instruktion über die Erziehung von einem Edelmanne erhielt. Eben öffnete die Frau von Flaming die Thür, als er sich zurecht gesetzt hatte, die Instruktion zu lesen. „Ehe Sie lesen, was mein Mann Ihnen schreibt, lieber Herr Beyer,“ fieng sie mit ihrer sanften, liebkosenden Stimme an, „muß ich Ihnen sagen, wer mein Mann ist. Der edelste Mann auf der Welt, ehrlich, redlich, gütig, hülfreich, dankbar, offen. Fragen Sie seine Domestiken, seine Unterthanen; Sie werden nur Eine Stimme darüber hören. Für alle

diese Tugenden hat er nur Eine Schwäche. Er liebt den Adel vielleicht ein wenig zu sehr; doch ohne deshalb andere Menschen zu verachten. Sie sind der Erzieher meines Kindes; Sie mußten das wissen, um, wenn Sie seine Schwäche sehen, auch ein Auge auf seine Tugenden zu werfen. Er wird thun, was Sie wünschen; nur richten Sie es so ein, daß Ihre Wünsche mit dem Adel in Verbindung kommen. Sie werden meinen Mann achten, wenn Sie ihn kennen; mir aber, hoffe ich, werden Sie Ihre Freundschaft schenken. Der Lehrer des Sohns muß, dünkt mich, der Freund der Mutter seyn." — Sie reichte Beyern die Hand, verneigte sich freundlich, und gieng.

Lange noch hörte Beyer die freundliche Stimme, mit der sie geredet hatte. Endlich fieng er denn auch an, seine Instruktion zu lesen. Den Eingang machte eine Betrachtung über den Unterschied der Stände und seine Nothwendigkeit. Hierauf folgte der Beweis, daß der Adel in der Natur des Menschen, in der Gesellschaft und in der deutschen Reichsverfassung gegründet sey. Dann kam der Freiherr auf die Erziehung eines Adelichen, und

schloß aus dem Vorhergehenden, daß er anders erzogen werden müsse, als der Bürger. Dann untersuchte er die Pflicht, die Kinder zu erziehen, und berief sich auf Spangenberg über die Pflichten eines Adelichen gegen seine Kinder. (Beyer kannte alle die wenigen Erziehungsschriften, die es damals gab; aber der Spangenberg war ihm unbekannt.)

Dann kam das Detail der Erziehung. Der Baron verlangte, ganz gegen die damalige Sitte, für seinen Sohn eine Erziehung ohne alle Schläge. Schläge, sagte er, gehören für Knechte und knechtische Gemüther, keinesweges für Edelleute, die nichts aus Zwang, sondern alles aus Liebe thun sollen. Er berief sich auf die Reichsgesetze, welche verbieten, einen Edelmann zu stäupen; und er schloß endlich: denn ein Edelmann darf nur Einen Schlag in seinem ganzen Leben leiden, den Ritterschlag; und den dürfen Sie, als ein Bürgerlicher, nicht ertheilen. Zweitens verlangte er eine nicht pedantische Erziehung. Er behauptete hier: Mutterwitz sey mehr werth, als Gelehrsamkeit und erlernter Wortkram; darum sollte alles spielend getrieben werden, damit der

Junge kein Dummbart würde. Bei dieser Gelegenheit kam er auf die Turnierspiele, schimpfte auf den Pabst, der sie aus Neid, weil er nicht turnierfähig sey, abgeschafft, und behauptete nebenher, daß vieler Adel sich zu Luthern geschlagen habe, um diesem Befehle des Pabstes aus dem Wege zu gehen, und daß es also der Vortheil jedes protestantischen Geistlichen sey, die Turniere in Ehren zu halten. Dann kam die Moral eines Edelmannes, aus Rürners Turnierstücken geschöpft, und nach Dürnstein erweitert. Eine Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen stand unter den adelichen Sünden oben an. Er nannte sie: eine Beleidigung der Seeligen im Himmel, der Nachkommen, und der göttlichen Gesetze; und bewies die Schwere dieses Verbrechens aus dem Moses, welcher sage: daß die Engel durch ihre Mißheirathen mit den Töchtern der Menschen, der Erde die Sündfluth zugezogen hätten. Bei diesem Punkte war der Freiherr sehr eifrig und weitläuftig.

Dann kam alles das, was sein Sohn lernen sollte. Latein; hier waren alle heidnischen Schriftsteller schlechterdings ausgeschlossen, auch

alle übrigen, die von etwas Anderm, als vom Adel handelten. Unter den Schriftstellern, die schlechterdings gelesen werden sollten, weil sie von den Deutschen adelichen Familien geschrieben hätten, standen Livius, Tacitus, Dionysius und Plutarch zum Erstaunen des Hofmeisters oben an. Griechisch und Französisch wurde schlechterdings zu lehren verboten. Französisch macht liederlich, und Griechisch macht dumm, sagte der Freiherr. Adelsgeschichte, Wappenkunde, Deutsche Reichsgeschichte, Deutsche Sprache, alte sowohl als neue, sollte der Hofmeister fleißig treiben. Wider die Jesuiten, die Juden, die Zigeuner und den Papst sollte seinem Sohne der tiefste Haß beigebracht werden, damit er sich nie in seinem Leben mit einem von ihnen einließe: wider den Papst der Turniere wegen; wider die Jesuiten, Juden und Zigeuner, die er für eins zu halten schien, ihrer Verstellung wegen. Hinterher kam noch die Ermahnung an den Hofmeister: den Knaben ja anzuhalten, daß er seine eigenen Gedanken schriftlich aufsetze, weil nichts schwerer sey, als das, besonders wenn man über die Erziehung schreiben wolle.

Der Hofmeister konnte sich kaum wieder von dem Erstaunen erholen, in welches ihn diese seltsame Schrift versetzt hatte; ja, er gerieth auf den ganz natürlichen Gedanken, der Freiherr müsse ein wenig verrückt seyn. Zum Unglück war Herr Beyer nicht ein neuerer Pädagog; er würde sonst den Kopf nicht so bedenklich geschüttelt haben. Denn, man sage was man will, so ist des Freiherrn von Flaming Theorie der Kinderzucht freilich nur aus dem alten Turnierbuche und einigen andern Adelsbüchern gezogen, aber doch der heutigen Pädagogik so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern; versteht sich, wenn man einige, dem Baron eigenthümliche, Kleinigkeiten abrechnet. Beyer, der jetzt ein alter Greis und Prediger ist, ruft oft, wenn er eine von den hundert Kinderschriften der jetzigen Messen liest: Wahrhaftig! wahrhaftig! gerade als ob ich meines Barons Instruktion noch einmal läse.

Indeß, was wollte der arme Beyer machen? Er war einmal Hofmeister, und mußte sich schicken lernen. Bald erfuhr er denn auch, daß manche von den Widersprüchen in der Instruktion des Barons Mißverständnisse waren.

Der Baron ließ nach einiger Zeit den Hofmeister rufen. „Haben Sie meine Instruktion gelesen und verstanden?" — Gelesen, aber nicht ganz verstanden, Ihro Gnaden. Sie verbieten schlechterdings das Lesen aller heidnischen Schriftsteller, und — „Ganz recht; mein Sohn ist ein Christ, und soll es bleiben, durchaus!" — Aber, gnädiger Herr, Sie selbst haben da einige Schriften von Heiden ganz ausdrücklich zum Lesen mit dem jungen Herrn vorgeschrieben. — „Wie? was hätt' ich? wo? zeigen Sie mir! wo?"

Der Hofmeister zeigte ihm die Namen: Livius, Plutarch, Tacitus, Dionysius.

„I zum Teufel, sind denn das Heiden gewesen?" fragte der Freiherr mit großen Augen. „Wie kommen denn die unvernünftigen Kerl dazu, über den christlichen Adel zu schreiben?"

Ueber den Adel, Ihro Gnaden? fragte Beyer mit eben so großen Augen.

„Ueber den Adel," sagte der Baron, und schlug dem Hofmeister ein Register der patrizischen Familien in Rom auf, das, wie der Titel

sagte, aus diesen Schriftstellern gezogen war.
„Ueber den Adel, wie Sie hier sehen.“

Ja, Ihro Gnaden, über den Römischen Adel, fiel Beyer ein.

„Aber, zu allen Geiern, Herr! man hält doch in der ganzen Welt die Katholiken für Christen; und die Leute haben ja doch wohl geschrieben, eh an Luthern gedacht war. Nun?

Beyer lächelte, schwieg, und erfuhr nun den Zusammenhang, in welchem die Familie des Barons mit Rom stand. Die Derivation von Flaming aus Flaminius gefiel ihm gar nicht übel; er hatte eine Dissertation über das Entstehen der deutschen Sprache aus der hebräischen geschrieben, worin er noch ärger zu Werke ging, als der Baron. Dieser saß schon auf seinem Steckenpferde; Beyer, sobald er deriviren hörte, bestieg augenblicklich das seinige, und Beide machten einen freundschaftlichen Ritt mit einander. Auf diesem Ritte bewies nun Beyer dem Baron, daß das Wort Adel aus dem Hebräischen Worte Atsilim, die Vornehmsten, herkäme; und der Baron gab seine Herleitung vom Adler gern dagegen auf. So bewies er ihm nun auch, daß die Juden

eben so gesprochen hätten, wie die alten Deutschen; denn, Ihr Gnaden, sagte er, der Adel bei den Deutschen beruhet auf Helm und Schild. So sagt auch der Hebräer, und nennt die großen Herren: Schilde; so steht in der Bibel: Gott ist sehr erhöhet bei den Schilden auf Erden; so heißt Gott, unser Schild; wie auch das Wort Schild ganz hebräisch ist.

So sehr auch der Baron die Juden haßte, so sehr nahm ihn doch die Idee ein, daß Gott selbst den Adel eingesetzt habe. „Sie sind mir ein lieber, gelehrter Mann!" rief er auf einmal, und drückte Beyern die Hand. „Recht! der Adel stammt von Gott, und so könnte man sagen, Gott hätte den ersten Heerschild. Hören Sie, der Junge, mein Sohn, soll Hebräisch lernen; aber ein Jesuit soll er nicht werden!"

Die Instruktion wurde vergessen, der Unterricht angefangen. Beyer unterrichtete nach seinem Gutdünken; wie konnte der Baron an einem Manne zweifeln, der den Adel aus dem alten Testamente ableitete? Beyer setzte sich in des Barons Gunst immer fester. Er machte ihn

zuerst aufmerksam darauf, daß die Juden nach einem ausdrücklichen Befehle Gottes ihre Stammregister hätten führen müssen. „Es ist ein wahres Glück," flisterte der Baron dem Hofmeister zu, „daß es mit diesen Stammbäumen der Juden ein Ende genommen hat; sonst müßten wir uns zu Tode schämen: denn wie wenige Deutsche Familien kennen ihre Ahnen bis zu den Zeiten Abrahams? Indeß sieht man doch, daß das Stammbaumwesen etwas Göttliches ist: denn so lange die Juden das auserwählte Volk Gottes waren, hatten sie Stammbäume; und folglich ist jetzt der Adel von Gott zu seinem Volk auserwählt, weil er Stammbäume hat."

Beyer und der Baron waren freilich in ihren Meynungen schlechterdings Gegenfüßler, und würden sich vielleicht nicht einen Tag unter einem Dache vertragen haben, wenn nicht jener hier Stoff gefunden hätte, seine antiquarische Kenntniß des heiligen Volkes auszukramen, die der Baron denn, so gut es sich thun ließ, auf den Adel anwendete. Beyer erhielt also gleich in den ersten Tagen die Liebe des Freiherrn; so drückte denn dieser ein Auge zu, wenn er sah,

daß sein Sohn anders erzogen wurde, als er gewünscht hatte; und dieses Einverständniß verstärkte die Frau von Flaming mit ihrer Güte und ihrem schönen Herzen, dem so leicht keine bittre Empfindung lange widerstehen konnte.

Quinctius lernte Lateinische Vokabeln, und der Baron fragte alle Tage: wann wird dann der Junge anfangen im Livius zu lesen? Wahrhaftig, meine Vorfahren, die Flaminier, haben ja kaum so viel Zeit gebraucht ihre Thaten zu thun, als der Junge, sie zu lesen. Beyer suchte den Baron zu beruhigen. Das ging einen Monat, und noch einen; doch endlich riß dem Baron die Geduld. „Aber, zum Teufel, Herr Beyer, was lernt der Junge? A von, Abacus der Rechentisch, Abdomen der Schmeerbauch: das hör ich tagtäglich. Sollte man nicht meynen, die Flaminier müßten alle Schmeerbäuche gehabt haben? Herr, der Junge soll nichts lernen, als die Thaten seiner Vorfahren. Sagen Sie mir, was soll der Junge mit den rasenden Wörtern im Kopfe? Kann sich eine Menschenseele dabei etwas denken? Das muß den Jungen zu einem Dummbart machen. Nominativo! Herr, Sie haben den Jungen

zum Narren, und mich dazu. — Meine vier Stunden sitze ich hier täglich still wie ein Bild auf einem Grabstein, und horche. Flaminius war unser Kontrakt, Herr, und nicht Singularis. Ich habe nichts, nichts davon begriffen, und bin vierzig Jahre alt; wie soll der arme Junge etwas davon begreifen? Da habe ich den Livius kaufen müssen, und da steht er; und ich sitze hier, und wir sehen uns an, wie Braut und Bräutigam. Und Sie? Komm her!" Er legte den Livius auf den Tisch, und suchte. „Da steht nicht ein Wort von Quinctius und Flaminius."

Beyer suchte im Register, schlug im 2ten Buch Kap. 56 auf, und zeigte dem Baron den Namen: Titus Quinctius Capitolinus. „He!" rief der Baron mit Augen, die vor Freude leuchteten, „da ist einer! da ist einer meiner Vorfahren. Quintchen, komm her, komm her, und sieh ihn recht an! Nun, mein liebster Beyer! fangen Sie hier einmal an mit dem Quinctius."

Beyer behauptete: der Knabe könne unmöglich da lesen; das sey zu schwer. Der Baron aber, der nun einmal einen seiner Vor-

fahren vor sich hatte, wollte ihn nicht wieder loslassen, ohne ihn näher zu kennen; und so mußte sich Beyer bequemen, dem Freiherrn vorzulesen. Beyer fing also an, zu lesen: daß die Patrizier, um dem Volero einen Mann entgegen zu stellen, der sich durch den Uebermuth des gemeinen Volkes nicht schrecken ließe, den Appius Claudius zum Konsul erwählt hätten. „Sein Kollege war," fuhr er fort, „Titus Quinctius, ein ehrwürdiger Senator, ein Mann von einem sanften, edlen Herzen, und der Liebling des Volkes."

Dem Volero wird der Teufel nicht weit sitzen, fiel der Freiherr ein; denn der Quinctius ist wohl sanft, aber kein Schaf, mit dem man spielen kann. Weiter! weiter!

„Die neuen Konsuln kamen zusammen, und hielten Rath, wie sie den ungerechten Vorschlägen des Volero ausweichen könnten. Appius rieth, einen Krieg anzufangen, um dem gemeinen Volke zu thun zu geben; Quinctius aber widersprach diesem Vorschlage. Ich halte es, sagte er, für ungerecht, unschuldige Völker zu bekriegen, die dem Römischen Volke keinen Anlaß zu Beschwerden gegeben haben. Ja, ich

halte diesen Rath auch für unweise; denn das Volk würde unsere Absicht merken, und sich weigern, die Waffen zu ergreifen. Wir würden uns beschimpft haben, ohne die Unruhe zu stillen."

Beyer, das ist ein braver Mann, der Quinctius! Vor dem habe ich allen Respekt. (Er zog die Mütze ab, und gab dann seinem Quinctius die Husarenmütze, welche dieser trug, in die Hand.) Hören Sie, Sie sagen: das hätte ein Heide geschrieben? Gehorsamer Diener! Ein Heide würde einen Christen, wie da den Quinctius, so loben! Da kenne ich die Heiden! Gehorsamer Diener.

Ihro Gnaden, dieser Quinctius ist ja selbst ein Heide; diese Geschichten haben sich ja noch vor Christi Geburt ereignet.

Der Freiherr wurde tiefsinnig. Das Alter der Familie war ihm eben so lieb, als ihr Christenthum. Er schwieg einen Augenblick. Endlich sagte er: Aber er spricht doch gerade, wie ein Christ. Na, na! so hat schon christliches Blut in seinen Adern geflossen. Ein Heide? Nun, wenn nur alle Christen so dächten! Weiter!

„Quinctius Vorschlag ging durch, und Appius wurde seines Kollegen bitterster Feind.“

Der Esel! rief Flaming. Es ist bloßer Neid, glauben Sie mir, Beyer! Aber ich denke, Quinctius wird ihn bezahlen.

„Volero machte sich die Uneigennützigkeit der Konsuln zu Nutze, und that einen neuen Vorschlag, der die Rechte des Adels noch mehr einschränken sollte.“

Der Volero ist ja der Teufel selbst. Den Kerl sollten sie hängen. Aber so geht es, wenn man uneins ist. Ich will doch nicht hoffen, daß der Quinctius etwa seine Parthei genommen hat?

„Der Rath versammelte sich. Appius rieth: Jeder, der sein Vaterland liebte, sollte sich bewaffnen, um die andere Parthei zu Paaren zu treiben; allein Quinctius —“

Beyer, große Männer können auch fehlen. Den Volero hätten sie hängen sollen. Das ist nichts!

„Allein Quinctius schlug den Rath der Güte ein, und der Senat folgte ihm.“

Seine Ursachen muß er doch gehabt haben, weil ihm der Rath folgt. Wir wollen hören.

„Das Volk wurde versammelt. Quinctius hielt eine rührende Rede an das Volk, und es wäre alles gut gegangen, wenn nicht Appius in seiner Rede auf Tribunen und Volk sehr bitter geschimpft hätte. Ein Plebejer (Unadelicher) stand auf, hielt gegen den Appius eine eben so bittere Rede, und schloß endlich mit den Worten: aber was fechten wir mit Worten gegen eine solche wilde Bestie? Das —"

Bestie? unterbrach ihn Flaming aufspringend. Was tausend Teufel! so ein Hund schimpft einen Edelmann, einen Konsul? Das ist ja nicht möglich. Das steht da nicht! Litt denn das der Adel? Geschwind, ich muß doch sehen, wie es dem Satan geht. Lesen Sie, wie nahm sich denn mein Vorfahr dabei? Geschwind!

„Das Schwerdt soll entscheiden, und Euch vom Adel lehren, daß das, was ihr Pöbel nennt, nicht so verächtlich ist, als ihr glaubt; soll euch lehren, daß wir —"

Der Kerl hat ja eine Zunge so spitz, wie eine Nähnadel. Geh an den Galgen! Das ist ja ein Hund!

„Nun entstand eine Stille im Volk. Der Tribun hob seine Blicke gen Himmel, und schwor bei allem, was ihm das Heiligste war: den Vorschlag durchzusetzen, oder zu sterben. Dann befahl er dem Appius, die Versammlung zu verlassen."

Das ist ja himmelschreiend. Herr, hält denn der Adel immer das Maul, und läßt den Esel so reden?

„Appius verachtete den Befehl, und berief seine Verwandten, Freunde und Klienten (ist so viel als Vasallen) um sich her, um sich der Gewalt zu widersetzen. Der Tribun sandte einen Büttel, um den Appius in Verhaft zu nehmen."

Herr! Sie haben Recht, das sind Heiden, und keine Christen. Einen Edelmann mit einem Büttel! Weiter!

„Nun ging eine Schlägerei an, die allgemein war. Quinctius aber warf sich in den dicksten Haufen, rettete den Appius, und brachte ihn nach Hause."

Ha! ha! Triumph! Sieh da, ein Meisterstück von dem Quinctius! O ho! ich dachte es wohl, daß der den Adel, trotz seiner Feind-

schaft, nicht würde stecken lassen. Hast du gehört, Quintchen? Sieh, das war dein Ur-ur-ur-Aeltervater. Der Teufel noch einmal, das ist ein Kapitalbuch, der Livius! Wo der Mann nur das alles her haben mag, was die Leute gesagt und gedacht haben! Geduld! Wein, Friedrich! Wir müssen auf des Quinctius Gesundheit eins trinken!

Sie tranken Beide sehr vergnügt. Der Freiherr ließ sich den Livius nicht nehmen. „Aber, fing er auf einmal an, nachdem er die ganze Stelle im Livius aufmerksam überlesen hatte — „Aber, lieber Beyer, hier auf beiden Seiten kommt nicht ein einziges mal Singularis, Nominativo, a, ab, abacus, abdomen vor. Wozu muß der arme Junge die verdammten Wörter lernen? Sie haben mir mit dem Vorlesen eine große Freude gemacht; aber so lassen Sie doch den Jungen, wenn er denn nun einmal Wörter lernen soll, die lernen, die da in der Stelle vorkommen; und wenn er sie weiß, so lassen Sie ihn die Stelle lesen. Dem Jungen vergeht die Geduld."

Beyer wehrte sich, so gut er konnte. Er zeigte dem Edelmanne, wie der Nominati-

vus u. s. w. mit dem Livius zusammenhing. Der Baron hörte aufmerksam zu; dann schüttelte er aber desto ärger mit dem Kopfe. „Aber Herr, fing er unwillig an, wenn, zum Exempel, Quintchen sollte schwimmen lernen, und ich legte ihn hieher auf die Erde, und ließe ihn erst ein Jahr lang, oder gar zwei, alles machen, was er im Wasser thun muß, so wäre ich ein Narr. Ich bringe den Jungen in's Wasser, zeige es ihm da, und er kann schon nach einer Stunde über dem Wasser bleiben. Kurz und gut, der Junge soll im Wasser schwimmen, und nicht auf trockner Erde. Er soll im Livius unter seinen Vorfahren Latein lernen, und nicht in den kleinen Büchern, worin nichts steht, als was dazu gehört."

Beyer mochte wollen, oder nicht: er mußte sich die Methode gefallen lassen. Doch nahm er ein leichteres Buch, als den Livius. So schwer es ihm anfangs wurde, den Knaben auf diese Weise in Gang zu bringen, so gelang es ihm am Ende dennoch; und nun erstaunte er selbst über die Fortschritte des Knaben, der erst Latein, und dann die Regeln des Lateins lernte. Beyer fing nun an, hier sehr glücklich zu leben:

nur Eins lag ihm auf dem Herzen. Er war mit dem Prediger des Ortes in Bekanntschaft gerathen. Der Prediger hatte einen Sohn von Quinctius Alter. Als Beyer ihn zum erstenmale sah, fiel ihm die offne, kluge Bildung des Knaben auf. Aus seinen schwarzen, großen Augen leuchtete so viel Geist und Gutherzigkeit hervor, daß er sich nicht enthalten konnte, den Knaben zu liebkosen. Je öfter er zum Prediger kam, desto lieber gewann er das Kind; allein er merkte auch immer mehr, daß der Vater nicht im Stande war, dem Kinde auch nur einen erträglichen Unterricht zu geben. Der Knabe war so lernbegierig, und sein Geist so rein, daß Beyer es für unverantwortlich hielt, ihn verderben zu lassen.

Er trug sich lange mit dem Gedanken, daß der Knabe Theil an Quinctius Unterrichte nehmen könnte; allein der Freiherr wollte seinem Sohne schlechterdings keinen Umgang mit einem unadelichen Kinde erlauben. Schon oft hatte Beyer bei ihm mit dieser Idee auf den Busch geklopft; aber ohne Erfolg. Der Freiherr machte jedesmal eine krause Stirn, und Beyer schwieg. Einmal aber las Beyer dem

Knaben in Gegenwart des Vaters eine Stelle aus dem Livius, die ich vergebens gesucht habe, deutsch vor. In dieser Stelle wurde gesagt, daß Quinctius Flaminius, Konsul, mit seinem Sohne einen jungen Menschen aus dem Volke habe erziehen lassen, weil der Adel, als der erste Stand, verpflichtet sey, für den Unterricht der andern Stände zu sorgen. „Wie war das?“ fragte der Baron. Beyer las die Stelle noch einmal, und berief sich bei diesem Punkte auf den Adelspiegel, der eben das sage.

„Spangenberg?“ rief der Baron, und schob die Mütze unruhig hin und her. „Aber, lieber Beyer, was meine heidnischen Vorfahren gethan haben, das ist alles aufgeschrieben, und die Welt kann es wissen, wenn sie will. Wer schreibt einmal, was ich und meine Nachkommen thun?

Ja, Papa, fiel Quinctius ein, Sie müssen sich auch einmal erst mit ihren Bauern prügeln, wie der Urvater in Rom mit den gemeinen Leuten. Was soll man sonst von Ihnen aufschreiben?

Der Baron erröthete. Er ging im Zimmer umher, und käuete an den Nägeln. „Aber,

Beyer," fing er auf einmal an, „was kann unser einer Großes thun?

Großes wohl nicht; aber desto mehr Gutes, sagte Beyer.

„Der Teufel hole den Pabst, daß er die Turniere abgeschafft hat!" rief der Baron laut, und verließ das Zimmer. Er ging nun im Garten umher, wie es seine Gewohnheit war. Nach einer halben Stunde kam er wieder. „Sagen Sie mir, Beyer, womit kann ein Adelicher sich jetzt berühmt machen? Sehen Sie, die Turniere sind abgeschafft. Kurfürst und Fürst werden? Dazu muß man katholisch seyn. Im Soldatenstande? Einer kann nur General werden. Ja, meine Vorfahren hatten gut sagen! Da gab es immer mit dem Volke zu zanken, das den Adel nicht leiden wollte. Der Quinctius sollte einmal hier auf meinen Gütern gelebt haben; kein Wort hätte Livius von ihm gewußt!"

Freilich, sagte Beyer, und zuckte die Achseln; der einzige Weg ist noch Gelehrsamkeit. Entweder er wird durch Schriften, die seine spätesten Nachkommen noch lesen, berühmt; oder er wird Minister, regiert ein Land, schließt

Frieden, erfindet neue Auflagen, oder neue Gesetze, die von ihm den Namen haben.

Der Baron rieb sich die Stirn. „Junge, Quinctius! fuhr er dann plötzlich auf: lerne was. Du sollst ein Gelehrter werden. Mit dem Turnieren ist es doch am Ende nichts. Und wenn du Minister bist, so gebe Gott einen recht bösen Krieg, und du schließe den Frieden. Ich will thun was ich kann, lieber Beyer. Ich will mit Quinctius einen aus dem Volke erziehen lassen. Da des Pastors Sohn. Er mag kommen, heute noch. Aber dann müssen die Jungen lernen, daß ihnen die Köpfe rauchen."

Beyer war halb außer sich vor Freude. Er hatte seine Absicht erreicht, und gab dem Baron die Hand darauf, daß sein Sohn, sein Quinctius, in Deutschland berühmter werden sollte, als alle Römischen Quinctier zusammen genommen. Die Recensenten dieses Buches werden Schuld daran seyn, wenn Beyer nicht Wort hält.

Beyer führte den kleinen August Lissow sogleich mit Triumph in das Haus des Freiherrn ein. Nicht bloß die natürlichen Anlagen des Knaben machten ihn so heiter. Nein, er

sah, daß der Freiherr durch seine Eitelkeit alles wieder umriß, was er selbst bei Quinctius bauete. Beyer war nach der damaligen Zeit ein wirklich gelehrter Mann; er liebte die Erziehung leidenschaftlich, und wünschte, ungehindert thätig auf Kopf und Herz eines Knaben wirken zu können. So glücklich er auch in dem Flamingischen Hause lebte, so konnte er doch nie hoffen, den jungen Quinctius nach seinen Planen erziehen zu dürfen. Man wird sich also seine Freude denken, als ihm nun ein Kind ganz und gar übergeben war, dem die Thorheiten des Barons nicht schaden konnten; und bald nahm er sich des Knaben mit doppelter Liebe an, da nicht lange nachher dessen Eltern starben.

Mit neuem Eifer fing Beyer den Unterricht wieder an. August holte den Quinctius sehr bald ein, und nun gingen die beiden Knaben mit raschen Schritten auf dem Gefilde der Gelehrsamkeit vorwärts. Freilich blieb noch immer die Römische Geschichte, und besonders die Geschichte der Quinctier, die Hauptsache; allein, bei dieser Gelegenheit bekamen beide Knaben doch Geschmack an der Geschichte, und

ihr Geist eine edle, stolze Haltung. Selbst Beyer bekam Geschmack an dieser Wissenschaft, und fand, daß jede Geschichte hinreichend ist, der Moral einen eindringenden Reiz für das Kinderherz zu geben. Quinctius Flaming kannte nun die Begebenheiten und Thaten seiner Römischen Vorfahren so ziemlich; und wenn August mit freundlichen Augen sagte: o das ist schön! das ist herrlich! so sagte jener mit einem stolzen Blicke, und schlug dabei an seine Brust: und das war einer meiner Vorfahren! oder: und das that mein Ahnherr!

Der Freiherr, wie man leicht denken kann, war, seit dem sich August im Hause befand, nicht mehr zugegen beim Unterrichte, so sehr ihn auch das schmerzte. Allein dafür erhielt Beyer auch den Befehl, die Thaten der Flaminier aus den verschiedenen alten Schriftstellern auszuziehen, damit der Freiherr doch endlich mit seinen Vorfahren bekannt würde. Beyer erfüllte diesen Wunsch, und nach einigen Monaten war er fertig. Täglich erinnerte der Baron ihn an diese Arbeit, und sie war vollendet, als sich gerade eine große Gesellschaft von Adelichen im Hause befand.

„Nun, lieber Beyer, fragte der Baron, als Beyer zu Tische kam, wie steht es mit meinen Vorfahren? —“ Ich bin fertig, gnädiger Herr! — Der Baron glühete vor Freude, und drückte den Hofmeister an sein Herz. Einer aus der Gesellschaft fragte nach der Ursache seiner großen Freude.

„Dieser Mann,“ antwortete der Baron, „hat mir die Geschichte meiner Vorfahren aufgesetzt: eine Arbeit, die ich ihm nie vergelten kann.“ Man machte große Augen. Als der Baron etwas ins Detail ging, wurde man begierig, die Thaten der alten Flaminger zu hören. Der Baron versprach sie der Gesellschaft zum Nachtisch, und Beyer, so viel er sich auch wehrte, mußte seine Schrift holen. Man setzte sich nach dem Essen zurecht. Die Damen nahmen ihre Strickzeuge zur Hand, die Herren ihre Pfeifen. Beyer saß in der Mitte, und neben ihm in einem Armstuhle der Baron von Flaming.

Ehe er liest, meine Damen und Herren, fing der Baron an, muß ich Ihnen sagen, daß meine Vorfahren, bis auf Christi Geburt, keine Christen, sondern Heiden waren, und im

Rom unter einem Volke lebten, das ganz sonderbare Gebräuche hatte; als zum Exempel — Doch das werde ich Ihnen schon während des Lesens zeigen. Nun fangen Sie an, Herr Beyer.

Herr Beyer erröthete, räusperte sich, und las: „Die merkwürdigen Thaten der Vorfahren und Ahnen des freiherrlichen Geschlechtes von Flaming, ehemals Quinctius, dann Flaminius, endlich von Flaming. — Die Familie der Quinctier gehört zu den ältesten und edelsten in Rom. Der erste Quinctius, dessen die Geschichte erwähnt, war Bürgermeister in Rom, ungefähr dreihundert Jahre vor Christi Geburt."

Sind 2000 Jahre bis jetzt. Bürgermeister war ungefähr, was ein Reichs-General-Feld-Marschall ist, sagte der Freiherr.

Beyer las nun die Geschichte des Quinctius vor, die wir schon kennen. „Eben dieser Quinctius," fuhr er dann fort, „führte eine Armee gegen die Aequier, besiegte sie, und hielt einen Triumph in Rom." (Beyer erklärte jetzt der Gesellschaft, was ein Triumph gewesen sey, und der Freiherr sah in seinem Sessel so aus,

als ob er selbst der Triumphator wäre.) „Um diese Zeit drang einer von den Volksvorstehern, die immer gegen den Adel waren, darauf, daß man feste Gesetze für Rom geben sollte, weil die willkührlichen Aussprüche des Adels eine unerträgliche Tyrannei wären. Der Adel widersetzte sich diesem Vorschlage, wie gewöhnlich."

Diese Volksvorsteher, meine Damen, sind wahre Teufel an List und Neid gegen den Adel gewesen. Ach! Sie glauben nicht, was es meinen armen Vorfahren gekostet hat, den Adel aufrecht zu erhalten.

Aber, lieber Mann, sagte die Frau von Flaming, sie verlangen ja nur Gesetze, und das, dünkt mich, ist so unrecht nicht. Der Adel mußte doch kein gutes Gewissen haben, daß er das nicht wollte.

Ist wohl war, aber der Teufel kommt erst. Höre nur zu! Das ist immer nur der Anfang; da sieht man den Pferdefuß nicht. Nein, nein! Man muß nicht ein Haar breit von unsern adelichen Rechten vergeben. Siehst du, in Rom hatte man nun einmal keine Gesetze. Das war Herkommen, und dabei muß es bleiben; sonst, liebes

Kind, jagten die Bürger den Adel am Ende ganz zum Tempel hinaus. Weiter, Beyer.

Beyer las mit krauser Stirn. „Nun hatte Quinctius einen Sohn, mit Namen Cäso. Ein schöner, tapfrer, beredter junger Mensch. Er hatte sich durch seine Stärke und Tapferkeit in mehreren Schlachten hervorgethan. Das Volk versammelte sich, um über den Vorschlag zu rathschlagen; allein, Cäso brach mit einer Anzahl junger Edelleute in den Haufen des Volkes ein, und prügelte es auseinander."

Wackerer Cäso! braver Cäso! O wahrhaftig, so sollte man es immer machen! Veronika, wenn Du noch einmal niederkommst, so soll der Junge C ä s o heißen.

Dürfen denn die Bürgerlichen — fragte eine Dame, die den Kopf so hoch trug, als ob sie beständig die Sterne zählte — sich eigentlich nicht versammeln? — Ohne Erlaubniß des Adels eigentlich nicht, antwortete der Baron. — So seh einer, und sie halten in Berlin ordentlich Assembleen und Bälle! Man sollte doch den Leuten das verbieten!

Ei zum Teufel auch! sagte der Freiherr; hier ist von keinen Assembleen die Rede. Man lächelte.

„Cäso," fuhr Beyer fort, „wurde verklagt. Er erbitterte das Volk durch seinen Uebermuth und seine Unbesonnenheit noch immer mehr, anstatt es zu besänftigen. Da der Gerichtstag kam, hatte Cäso auf einmal allen Muth verloren."

Der Freiherr machte große Augen und horchte.

„Er ging in Trauerkleidern unter dem Volke umher, und bat die untersten des Pöbels um Gnade."

Pfui! sagte eine adeliche Dame, die bis jetzt den Triumph des Freiherrn mit blauen Lippen und flammenden Augen angesehen hatte; pfui, ein niederträchtiges Gemüth!

Gnädige Frau! rief der Baron aufspringend. Was Teufel, Beyer, steht das da? Das ist nicht wahr. Der Reichsadel braucht nach den Reichsgesetzen nicht zu widerrufen oder um Vergebung zu bitten.

Da haben Sie recht, Herr Baron! riefen jetzt Alle. Das kann da nicht stehen. Man umringte Beyern, der mit vieler Geduld jedem zeigte, daß es da stand. Aber laßt ihn doch lesen, rief die Frau von Flaming. Wer weiß, wie

es noch kommt. Warum prügelt er gleich? Ist es doch seine Schuld; was geht es uns an?

Beyer las. „Da das (nämlich das um Gnade bitten) nicht half, und die Anklage verlesen war, so wollte er sich dem Gerichte des Volks nicht unterwerfen, sondern appellirte an den Adel, als seinen rechtmäßigen Richter.“

Si judicandum de nobili, judicium ad nobiles pertinet, sagte ein Präsident hier mit einer wichtigen Miene; ein Edelmann kann nur von seines Gleichen gerichtet werden. Der Cäso hat die jura nobilium recht gut gekannt.

Aber ein Rabe, antwortete die Frau von Flaming, hackt einer Krähe die Augen nicht aus.

Beyer fuhr fort. „Das Volk wurde dadurch noch aufgebrachter. Sein ehrwürdiger Vater Titus Quinctius suchte seinen Sohn in einer Rede zu vertheidigen. Mehrere von Adel traten auf; alle gaben ihm das vortheilhafteste Zeugniß. Sie nannten ihn die Zierde, die Hoffnung, den Stolz des ganzen Römischen Volkes. Sie lobten seine Tapferkeit, seine Schönheit, seinen Edelmuth, und schoben seine Unbesonnenheit auf die Hitze seiner Jugend.“

Da haben wirs! rief der Baron, und wischte sich eine Freudenthräne aus dem Auge. Wahrhaftig, Frau, noch einen Jungen; Cäso soll er heißen, oder ich lasse den Quinctius umtaufen.

„Jetzt aber,“ fing Beyer aufs neue an zu lesen — „Jetzt aber nahm der Volksvorsteher das Wort. Er rief einen Römer hervor, der eine neue Klage gegen den Cäso hatte. Dieser Römer bestieg nun die Rednerbühne, und erzählte: Da ich eines Tages in der Nacht von einem Freunde, bei dem ich gegessen hatte, mit meinem Bruder nach Hause ging, trafen wir dicht bei den öffentlichen (mit Erlaubniß der Damen) Hurenhäusern den Cäso an, der in Gesellschaft von mehreren jungen Edelleuten nach seiner liederlichen Weise im Bordell gewesen war. Sie fingen —“

Auf ein andermal, Herr Beyer, unterbrach ihn der Baron mit krauser Stirn, sollen Sie weiter lesen. Der Volksvorsteher ist ein Flegel, und der Cäso ein Luriban, dessen Namen mein Hund nicht führen soll. Ich will nichts wissen, und damit Basta! Sind meine Vorfahren alle solche Kundleute gewesen, so — (Beyer schlug seine Papiere zusammen) —

Recht! nur weg mit den Kerlen! Bordell! schöne Polizei in Rom! Und was zum Henker, Herr, wenn ich's bedenke, was haben Sie mir das vorzulesen?

Ja, gnädiger Herr, Sie haben mir befohlen; und unter einer zweitausend Jahre langen Reihe Menschen muß es auch hin und wieder einen Wildfang geben. Sie sollen nur weiter hören. Der Vater macht wahrhaftig alles wieder gut.

Herr, wie kann ein Vater es wieder gut machen, wenn der Sohn des Nachts in den Bordellen herum liegt? Hätte ich damals ein Wort in meiner Familie zu sagen gehabt, wie jetzt: der Cäso sollte sich gewundert haben! Und der Livius ist ebenfalls ein Hans Narr, daß er solche Teufeleien aufschreibt, und ehrlichen Leuten noch nach zweitausend Jahren den Leib voll Aerger jagt. Pfui, ich will nichts weiter wissen. Der Teufel hole die ganze Verwandtschaft, die Quinctier sammt und sonders — meinen Quinctius ausgenommen!

Beyer erröthete, verbeugte sich einmal über das andere, und verschwand.

Ganzer vierzehn Tage hindurch maulte der

Baron mit seinem Hofmeister; allein endlich überwog die Neugierde doch seinen Verdruß. Er besuchte Beyern, brachte das Gespräch auf seine Römischen Anverwandten, und Beyer mußte aufs neue vorlesen. Nur ward diese Session bei verschlossenen Thüren, und nicht wieder so feierlich gehalten. Beyer fing mit einer Art von Angst an da fortzulesen, wo er aufgehört hatte. Mit Cäso war der Baron nun einmal über den Fuß gespannt. Er brummte, so oft der Name genannt wurde. Als er hörte, daß Cäso's ehrwürdiger Vater alle seine Güter verkauft habe, um die Bürgschaft für seinen Sohn zu bezahlen, sagte er: der arme alte Mann! der Schlingel von Sohn ist es nicht werth. Des Alten Geschichte rührte ihn indeß. Er fand natürlich, daß der Vater alles wieder gut gemacht habe, was der Sohn verdorben hatte. Es wollte ihm zwar nicht recht behagen, daß der alte Edelmann selbst pflügt; indeß machte doch die rührende Erzählung, wie ihn die Römischen Gesandten, die ihn als Diktator nach Rom holen sollen, beim Pflügen antreffen, einen tiefen Eindruck auf ihn. Er wischte sich heimlich eine Thräne ab. „Was ist denn ein

Diktator?" fragte er. Beyer erklärte es ihm. „Ja," rief der Baron, „das ist noch ein Aemtchen für einen Edelmann, wobei er Ehre hat!" Dieser wurde ihm der liebste seiner Vorfahren.

Nun kam es, nach den Geschichten noch einiger Quinctier, endlich auf den Titus Quinctius Flaminius, der den Macedonischen König Philipp besiegte, und Griechenland frei machte. Das war sein Mann ebenfalls. Er erkundigte sich nach dem Zustande Griechenlands; alles ward ihm jetzt anziehend. Aber keine Rose ohne Dornen. So rein sein Triumph über die Thaten seiner Vorfahren war, so großen Unmuth empfand er, als er hörte, daß der Bruder dieses großen Mannes, Lucius, von dem Cato aus der Rolle der Senatoren gestrichen wäre; und als er die Ursache davon erfuhr, spie er vor Aerger aus. Pfui, rief er, das ist ein Schurke, ein Heide, eine Bestie! Aber, lieber Beyer, das bleibt unter uns! — Und von dem Cajus Flaminius, der sich von Hannibal schlagen ließ, behauptete er, es wäre ein Dummhut. Indeß freuete er sich dennoch ungemein, daß schon einer seiner Ahnherren mit

Hannibal Händel gehabt hatte. Denn der Hannibal, sagte er Beyern ins Ohr, war der Teufel selbst.

So kannte nun endlich der Freiherr von Flaming alle seine Ahnherren. Er machte sich mit Hülfe des Hofmeisters sogar einen Stammbaum der drei Linien, welcher eigentlich richtiger war, als der an der Spiegelwand. Wenigstens wußte er von seinen heidnischen Vorfahren vor Christi Geburt tausendmal mehr zu sagen, als von seinen christlichen, die er nur dem Namen nach kannte. Er führte von nun an auch immer seine Römischen Vorfahren im Munde, und erwähnte ihrer bei allen Gelegenheiten. Von dieser Zeit an hieß in der Flamingischen Familie ein liederlicher Mensch: ein Cäso; ein Schurke: ein Lucius; und ein Dummkopf: ein Cajus. Sogar die Bedienten gebrauchten diese Benennungen.

Die beiden Knaben studierten fleißig fort, indeß der Freiherr Stammbäume machte, und sich den Kopf zerbrach, wie er den Lucius, ohne dessen Bruder zu verlieren, aus dem Stammbaume los werden sollte. Ihre Fortschritte wa-

ren zum Erstaunen, und Quinctius konnte, wenn er sich Zeit nahm, schon seinem Vater eine Lateinische Anmerkung in seinem Praun verdeutschen. Sie fingen nun auch alte und neue Geschichte an, so gut Beyer sie ihnen geben konnte. Geographie und Deutsche Sprache wurden nicht versäumt.

Beyer war ein philosophischer Kopf; er lernte im Lehren, was ihm und seinen Zöglingen noch fehlte. Nach den Unterrichtsstunden liefen beide Knaben entweder in den Garten, und turnierten (denn das Turnier war, troß den Quinctiern und ihren Thaten, noch immer die Lieblingsidee des Barons); oder Quinctius ging zu seinem Vater, und blieb in dessen Gesellschaft. Der Freiherr sprach seinem Sohne unaufhörlich von dem Adel seines Stammes, und von den großen Vorzügen eines Adelichgebornen vor; oder er hielt ihn an, einen Traktat de nobilitate, oder de privilegiis nobilium s. imperii romani zu übersetzen. Er bat ihn, er beschwor ihn, ja recht fleißig zu seyn, und mehr zu lernen, als alle seines Gleichen, damit er den Glanz seiner Familie noch größer machen könnte. „Was weißt du, mein Sohn," fragte er. „Latein? Das kann Lissow

auch. Geographie? Die lernt er ja mit dir, und ist nur eines Predigers Sohn. Du aber bist ein Abstämmling des Titus Flaminius, der den König von Macedonien besiegte, Griechenland frei machte, und drei Tage hinter einander triumphirte. Du mußt ganz etwas Besonderes lernen, mein Sohn, damit ein Jeder sogleich sieht, daß du ein Flaming bist."

Diese Reden, die dem Knaben so unaufhörlich wiederholt wurden, machten einen tiefen Eindruck auf seinen Geist. Seine Eitelkeit wurde ungeheuer in die Höhe geschroben. So sehr seine vernünftige Mutter und Beyer auch arbeiteten, diese Eitelkeit aus seinem Herzen wegzuschaffen, so war es dennoch vergeblich. Sie bewirkten nichts weiter, als daß diese Eitelkeit nicht Hochmuth oder Egoismus wurde. Quinctius liebte seinen Gefährten den kleinen Lissow, von ganzem Herzen. Er beschenkte ihn, theilte mit ihm das Liebste, was er hatte, und es traten Thränen in sein Auge, wenn Lissow etwas fehlte; allein er wollte, trotz seiner Liebe, gegen ihn glänzen. Hatte er irgend etwas aufgeschnappt, entweder in einer Unterredung seiner Mutter mit Beyern, oder bei einem Be-

suche, den sein Vater erhielt; so rühmte er sich gegen seinen kleinen Freund damit, als mit seiner eigenen Erfindung. Die Plane, die er noch als Kind machte, gingen immer ins Ungeheure. Nach allem Sonderbaren haschte er. Erzählte Beyer von Columbus, so versicherte Quinctius, daß er schon als Kind einen unwiderstehlichen Trieb gefühlt hätte, neue Welten zu entdecken, und daß er eben die Beharrlichkeit in seiner Unternehmung haben würde, wie Columbus. Das Unnatürlichste war ihm immer das liebste. Er versicherte dem kleinen August nach einer Stunde, worin Beyer von dem Genius des Sokrates erzählt hatte, in allem Ernst, daß ihn ebenfalls oft eine Stimme von etwas abhielte, das er thun wollte. Bei dem Unterrichte des Hofmeisters überlegte er immer, wie er das, was er lernte, wieder anbringen und damit glänzen könne. Alles fiel bei ihm bloß in das Gedächtniß, und seine Beurtheilungskraft blieb ohne Bildung. Er war sehr fleißig, fleißiger sogar als August, und lernte doch nicht eben so viel. Ohne so viel zu wissen, wie August, schien er noch einmal so gelehrt, als der: denn er kramte bei allen Gelegenheiten aus, was er wußte,

und suchte allem, was er sagte, eine gelehrte Form zu geben. Er wollte glänzen.

Der kleine Lissow hingegen blieb bei allem, was er wußte, ganz natürlich. Du lernst, sagte ihm Beyer, um dereinst deinen Nebenmenschen mit deinen Kenntnissen nützlich zu seyn, und selbst weise, und dadurch glücklich zu werden. Immer faßte Quinctius die falsche Seite an allem auf, wenn Beyer die Knaben auch zehnmal auf die richtige aufmerksam gemacht hatte. Seht, sagte Beyer, Cincinnatus wurde arm. Mit eben der Würde, mit der er triumphirend in Rom unter dem Jauchzen des ganzen Volkes eingezogen war, verließ er jetzt, von seiner Gattin und einigen Sklaven begleitet, in der Stille Rom, zog auf sein Bauergütchen, und pflügte mit eben der Hand, die vorher das Scepter von Italien geführt hatte. Was, lieben Kinder, was erhielt diesen Mann in seinem Unglück so standhaft? Noch mehr: was erhielt ihn so heiter? Und noch mehr: was erhielt ihn auch hier als Landmann so still, so demüthig, so thätig? — Die Weisheit, lieben Kinder. Er wußte, wie wenig der Mensch bedarf, um glücklich zu seyn; er wußte, wie we-

nig der Ruhm, der Glanz, wie wenig die Bewunderung der Welt werth ist. Mit eben der ruhigen Heiterkeit, womit er seinen Acker bestellte, kehrte er als Diktator nach Rom zurück. Er verließ seine ländliche Ruhe nicht gern; aber er verließ sie, um seinem Vaterlande nützlich zu seyn: und unstreitig war es sein größter Triumph, daß er, als er sein Vaterland gerettet hatte, ruhig wieder auf seine Güter zurückkehrte.

Was mir am besten gefällt, sagte Quinctius zu August, als die Stunde geendigt war, ist: wie die Gesandten aus Rom kommen, und ihm die Zeichen seiner Würde bringen. Seht ihr, wird er in sich gedacht haben, Herr Beyer mag auch sagen, was er will... seht ihr, nun könnt ihr doch ohne mich nicht leben! — Nein, höre, sagte Augnst, was mir am besten gefällt, ist: daß der alte Mann, ohne zu klagen, ein Bauer wird, und hinterher, da er wieder in Rom leben kann, doch wieder aufs Land zieht. Er hat gewiß mit seiner Frau auf dem Lande recht vergnügt gelebt, vergnügter als in Rom, wo er sich immer herumzanken mußte.

So ungefähr urtheilten die Knaben von

allem. So zeigten sie sich auch in ihren Spielen. Quinctius war immer Columbus, oder Herkules, oder Alexander; August begnügte sich mit einer Nebenrolle, und that es gern. „Da sieht man das Blut!“ sagte der Freiherr, wenn er das bemerkte. „Immer empor, in die Höhe, voran! Ist es nicht, als wenn der Junge die Schlappe wieder gut machen wollte, die Hannibal seiner Familie angehängt hat? Immer voran! Recht, mein Sohn! Deine Ahnen waren auch nicht die Letzten. Immer voran!“

So wuchsen die Knaben auf. Ihre Kenntnisse wurden ausgebreiteter, und mit ihnen wuchsen Quinctius Eitelkeit und Augusts Liebenswürdigkeit. Zwölf Jahre waren beide alt, da Quinctius zu reiten anfing. August erhielt zwar, auf Vorbitte der Frau von Flaming, denselben Unterricht; allein Quinctius kam ihm darin weit zuvor, und eben so ging es auch im Tanzen und Fechten. Ein Bereiter aus der Nähe kam auf einige Zeit zu dem Baron, und unterrichtete beide Knaben. Der Baron stieß Beyern in die Seite, als sie ritten: „Nun, Herr, erkennen Sie da den Edelmann? Sie loben den Lissow in der Schule. Recht! die

Feder in der Hand, das ist für Euch. Aber die Feder auf den Hut, und dann auf den Sattel — wie sieht es da aus? Da sehen Sie nun, daß der Stammbaum reiten hilft."

Der Stammbaum, Herr Baron? Ihr Sohn hat mehr Lust, mehr Anlage dazu.

„Nun, das sag' ich ja eben. Das ist gerade wie mit den Mohren. Warum werden die hier nicht gleich weiß? Warum kennt man ihre Enkel vielleicht noch nach hundert und mehr Jahren an der Farbe und an den dicken Lippen? Ja, Herr, das sitzt im Blute. So sitzen da dem Quinctius alle seine Vorfahren im Blute, und helfen ihm reiten. Setzen Sie zwei Menschen zu Pferde; den Edelmann will ich ohne Fehl herausgreifen, wie einen Tartar aus Bauerpferden."

Es ließ sich nicht läugnen, Quintchen ritt, focht und tanzte wie eine Puppe. Benebelt von dem Lobe seines Vaters, ritt er die wildesten Pferde; und nach einigen Unglücksfällen, von denen er aber nichts sagte, wußte er sich selbst auf dem wildesten Pferde sehr gut zu benehmen. Er setzte über Hecken und Gräben, daß dem Vater oft die Haare zu Berge standen; und

als bei einer solchen Gelegenheit der Bereiter von einem Pferde erzählte, das Niemand zähmen könnte, fielen dem Burschen Alexander und sein Bucephalus ein, und er bat seinen Vater mit Thränen, das Pferd zu kaufen.

Um diese Zeit kam ein kleines Fräulein von Nothafft, eine arme Verwandte der Frau von Flaming, auf dem Gute an. Sie war nach dem Tode ihrer Mutter bei einer sehr reichen, aber auch sehr geizigen Tante gewesen, und hatte alles, was einem verwaiseten Kinde nur Hartes begegnen kann, ertragen. Eine Kammerjungfer der geizigen Tante, die von dem Glücke der Frau von Flaming gehört hatte, wendete sich aus der Ferne schriftlich an sie, schilderte ihr das Elend des Kindes, und bat sie, wenn es möglich wäre, das Fräulein doch aus diesem Abgrunde zu retten. Die alte Tante überließ der Frau von Flaming das arme Kind sehr gern. Man saß eben bei Tisch, als das zehnjährige Mädchen ankam, und ins Zimmer geführt wurde. Sie war in Trauer gekleidet, und blieb an der Thüre stehen. Thränen flossen stromweise aus ihren schönen blauen Augen, die sie an

den Boden heftete. Die Frau von Flaming empfing sie sehr gütig; und das arme Kind brauchte Wochen, um zu glauben, daß es ihrer Tante Ernst war, sie nicht zu stoßsen und zu schlagen. Das sollen die letzten Thränen seyn, die du weinst, hatte die Frau von Flaming bei sich selbst gesagt, als sie das Kind mit dem furchtsamen, kummervollen und doch so schönen Gesichtchen da stehen sah; und sie hielt Wort. Nach vier Wochen hing das Mädchen mit unaussprechlicher Liebe an ihrer guten Tante. Der Baron bekümmerte sich nicht um sie; er war zufrieden, als er ihren Namen Katharina hörte. Sie blieb bei ihrer Tante auf dem Zimmer.

Das kleine Mädchen, das von ihrer strengen Tante zu Gehorsam und Aufmerksamkeit gewöhnt war, gewann das Herz ihrer guten Tante in hohem Maaße. Sie lernte mit unbegreiflicher Leichtigkeit alle weiblichen Arbeiten; aber zufällig entdeckte die Tante, daß sie wenig oder gar nicht lesen konnte. Nicht lesen? arme Käthe! sagte die Frau von Flaming mitleidig, führte sie auf Beyers Zimmer, und bat ihn, sich doch des armen unwissenden Mäd-

chens anzunehmen. Das wäre eine Arbeit für den August, setzte sie hinzu; und Beyer ergriff diese Idee mit vieler Freude. Er hatte selbst erfahren, was für Nutzen Unterricht dem Lehrer verschafft. August mußte noch denselben Tag den Unterricht mit der kleinen Käthe anfangen: nicht allein im Lesen und Schreiben, sondern auch in andern Sachen. Beyer war öfters gegenwärtig, wenn Lissow das Mädchen unterrichtete, um nachzuhelfen, wo es fehlte. Der Unterricht ging zu der Zeit vor sich, wenn Quinctius bei seinem Vater war.

Anfangs wollte es eben so wenig mit dem Lehrer als mit der Schülerin fort. Katharina und August hatten sich zu wenig gekannt, um ohne Aengstlichkeit in diesem Verhältnisse mit einander zu stehen. August lehrte, was er wußte, und gerade so wie er es von Beyern gehört hatte. Katharina hörte zu, sagte nach, was sie hörte, und dankte mit August dem Himmel, wenn die Stunde vorüber war. Nach und nach aber wurden sie bekannter. Das kleine Mädchen fragte zuweilen über etwas, das sie nicht verstanden hatte, und August gab

sich nun alle ersinnliche Mühe, es deutlich zu machen. Schon nach vier Wochen erklärte Beyer, daß er Augusten unbesorgt das Lehreramt überlassen könne. Beyer saß nun ruhig in einem Nebenzimmer, verglich hebräische Wörter mit deutschen, ließ die beiden Kinder ihr Wesen treiben, und lobte sogar ihren Fleiß, wenn aus der Stunde, die August geben sollte, etwa anderthalb wurden. Die gnädige Frau bewunderte Katharinens Fortschritte, und schrieb sie ihren guten Anlagen zu. Aber Sie sollten auch hören, sagte dann Beyer, wie der August sich Mühe giebt, deutlich zu werden, und wie ihm das gelingt! In dem Jungen steckt ein wahres Schulgenie.

Sowohl die gnädige Frau als Herr Beyer hatten sich geirrt. Es war, mit Einem Worte, die Natur, welche sich in beiden Kindern regte. August unterrichtete Anfangs, weil er zu gehorchen gewohnt war; und Katharina lernte aus eben der Ursache. In der Schreibestunde zeigte der kleine Lehrer seiner Schülerin öfters, wie sehr sie fehlte. Beyer hatte ihm, als er schreiben lernte, bisweilen die Hand geführt. Das wagte August mit dem

Fräulein aus Ehrerbietung nicht; endlich aber faßte er sich ein Herz dazu. Er nahm des Mädchens weiche Hand, und zeigte ihr bei ein paar Buchstaben, wo die Feder leicht geführt und wo sie gedrückt werden müßte. Diese Kleinigkeit war der Grund ihrer nachherigen Fortschritte. Nachdem er es einmal gewagt hatte, Käthens weiche, kleine Hand zu führen, wobei er warlich nichts dachte, that er es öfter. Dadurch wurden sie aber beide gegen einander dreister; und nach einigen Wochen fand der Knabe Behagen daran, des Mädchens Hand oft eine ganze Zeile zu führen. Er wußte selbst nicht, warum ihm das so angenehm war. Kaum aber hatte er bemerkt, daß der Besitz dieser weichen Hand ihm Vergnügen machte, so geriethen die Buchstaben, die beide Hände zugleich schrieben, auch viel schlechter als die andern; und dennoch führte er die Hand des Mädchens wieder. Auch die Kleine sah es gern, daß ihr die Hand geführt wurde; und wenn es eine Zeitlang nicht geschehen war, so schrieb sie vorsetzlich ein paar Buchstaben schlecht, damit Lissow ihre Hand wieder führen sollte.

Jetzt gewöhnten sich die beiden Kinder einander anzusehen, was sie vorher selten, und nie ohne Scheu, gethan hatten. Das Mädchen lächelte seinem kleinen Lehrer mit den hellen blauen Augen zu, und dankte ihm für seine Bemühung mit ihr. August beeiferte sich jetzt, ihr das Lernen leicht und angenehm zu machen. Aus dem Unterrichte wurde oft ein freundliches Geschwätz. Käthe erzählte wohl bei Gelegenheit etwas Andres, und der Unterricht wurde vergessen, bis Beyer dann rief: „August, keine Allotria!" War aber Beyer einmal gar nicht gegenwärtig, so fiel die Stunde wohl ganz aus; beide saßen da, und erzählten sich tausend andere Dinge, als die sie reden sollten. Kurz, Käthe und August gewannen einander so herzlich lieb, wie Kinder, und so unschuldige Kinder es vermögen. Die Schreibestunde war ihnen jetzt die liebste, und sie konnten mit vieler Geduld eine ganze halbe Stunde Hand in Hand schreiben. Mit großem Vergnügen stand August in der unbequemen Stellung hinter dem Mädchen, seinen Kopf über ihre Schulter gelehnt, und führte ihr die Hand. Es war die einzige Be-

rührung, die sie sich erlaubten. Sie hatten es noch nie gewagt, sich die Hand zu bieten; denn fast täglich hörte Käthe von dem Freiherrn, wie schrecklich es sey, wenn ein Fräulein einem Unadelichen erlaube, ihre Hand zu fassen. Hier aber war es ja erlaubt, ja nöthig. Die unschuldigen Seelen! Welche Vorsicht ist den Eltern nöthig, die Liebe, auf ihren Millionen Wegen, von dem Herzen abzuhalten!

Niemand merkte etwas. Es sind ja Kinder! dachte die Frau von Flaming. Und sie unterrichten einander so treu, und lernen so fleißig! sagte Beyer. Sie sahen nicht, wie ungeduldig beide der Lehrstunde entgegenharrten, und wie sie beide einander mit Blicken voll Engelfreude empfingen. Sie sahen nicht, wie die kleine Käthe mit einem seelenvollen Lächeln an den Augen ihres Lehrers hing, und wie oft er über dies Lächeln aus dem Texte kam; sie hörten nicht, wie sanft, wie einschmeichelnd, wie rührend die Stimme war, mit der beide redeten. Außer den Unterrichtsstunden sahen sich die beiden Kinder aus einem natürlichen Instinkte der Klugheit, den die Liebe

allemal giebt, kaum an, oder doch nur so verstohlen, daß es Niemand merkte.

Man glaube nicht, daß hier von einem Einverständnisse die Rede sey. Beide wußten selbst nicht, was in ihnen vorging. Sie verlangten nach einander, ohne zu wissen warum; waren, wenn sie sich bei einander befanden, zufrieden und glücklich, ohne zu wissen wodurch; dachten an einander, und träumten von einander, ohne sich ein Wort davon zu sagen. Der einzige Punkt ihrer Vereinigung bestand darin, daß Lissow Käthens Hand beim Schreiben führte; aber dies Führen der Hand wurde denn auch mit jedem Tage beredter und bedeutender, und die Schrift während dieser süßen Augenblicke immer schlechter. Ja, wenn Käthe jetzt sah, daß August ihr die Hand führen wollte, (und das bemerkte sie jedesmal an seinen starren Blikken vorher): so spritzte sie die Feder aus, um nicht anstatt Buchstaben Tintenflecke zu machen.

Je mehr sich Beider Herzen einander anzogen, desto fremder schienen sie in Gesellschaft gegen einander zu seyn. Sie vermieden sich überall. Im Garten spielte Käthe mit Quinc-

tius; August stand in ehrerbietiger Ferne und sah zu. Ja, oft schüttelte die Tante sorgsam den Kopf über das Mädchen, das sonst so dankbar war, und doch niemals, so oft sie auch Veranlassung dazu hatte, ein gutes Wort von ihrem Lehrer sprach. Sie hielt das für Adelstolz, und zuckte die Achseln über ihres Mannes unaufhörliche Reden von den Vorzügen des Adels, die so sichtlich des Mädchens Herz gegen Augusts Verdienste verhärteten. Die gute Frau merkte nicht, daß das kleine Mädchen gegen Niemanden stolz war, als allein gegen ihren Lehrer.

Jeder trieb hier in diesem Hause sein Wesen fort. Quinctius lernte angestrengt, was zu lernen war. Nach der Stunde lief er hinunter, und traf er sonst Niemanden, so suchte er im Garten einen Arbeiter auf, um dem zu wiederholen, was er wußte. Beyer trieb nach der Schule seine Lieblingswissenschaft; der Freiherr studierte Stammbäume, und ließ sich von seinem Sohne Lateinische Noten erklären; August unterrichtete Käthen mit einem Eifer, der den, womit hier Alle ihre Steckenpferde ritten, noch weit übertraf.

So war ein Jahr verflossen, und des Freiherrn funfzigster Geburtstag sollte feierlich begangen werden. Die Frau von Flaming hatte eine große Gesellschaft gebeten; und um ihren Mann recht sehr vergnügt zu machen, bat sie Beyern, etwas zu erfinden, das Bezug auf die Vorfahren ihres Mannes hätte. Beyer sann hin und her. Ihm fiel nichts von den Flaminiern ein, das sich sinnlich vorstellen ließ, ausgenommen der Triumph des Titus Flaminius. Der Baron hatte einen Kupferstich von einem Triumphe gekauft, und nach diesem wurde das Fest eingerichtet. Man schaffte eine große Menge Pappe an, aus denen Helme und Schilde verfertigt wurden. Einen Triumphwagen bauete man aus leichtem Holze, und spannte, als er fertig war, vier Schimmel in einer Reihe zur Probe vor. Es sollten lauter Kinder aus dem Dorfe die Schauspieler bei diesem Feste seyn. Man war also verlegen um den Kutscher des Triumphwagens. Allein Quinctius, den man zum Triumphator bestimmt hatte, trat seine Rolle ab, und forderte die Rolle des Kutschers, weil es ihm mehr Ehre zu seyn schien, die vier Schimmel zu lei-

ten, als zu triumphiren. Er wollte sich die Kutscherrolle schlechterdings nicht nehmen lassen, und nachdem er einigen Unterricht von dem Kutscher im Hause erhalten hatte, führte er die Schimmel wirklich sehr gut. Nun schlug Beyer Augusten zum Triumphator vor. Die gnädige Frau aber machte ihn aufmerksam, daß ihr Mann das übel nehmen würde. Man war in Noth, und wählte endlich die kleine Käthe zum Triumphator. Ein goldner Harnisch und ein Helm mit einem Lorbeerkranze wurden für sie verfertigt; indeß, damit doch August ebenfalls eine ausgezeichnete Rolle hätte, so machte er den Priester Jupiters.

Alles war eingerichtet, und jeder in seine Rolle einstudiert, als der Tag, der große festliche Tag, heran kam. Die Gesellschaft hatte sich versammelt, und man lockte den Baron in den Garten, wo alles bereit war, sogleich anzufangen. Da stand Käthe, wie der bewaffnete Liebesgott, an dem goldnen Wagen. Neben ihr stand der ehrwürdige Priester Jupiters, und schlug die glühenden Blicke auf sie. Sein schwarzes Haar war mit Blumen gekränzt; ein weißer Leibrock hing ihm

bis auf die Hälfte der Beine herunter. Er sah aus wie eine Vestalin, die dem Amor opfern will. Beyer verstand sich nicht recht auf das Costum; aber schöner hätte er es nicht angeben können: wenigstens ließ Käthe den schönen Priester mit seinem Korbe voll Blumen nicht aus den Augen. Hinter ihnen standen die Bauerknaben des Dorfes mit Schwerdt und Schild bewaffnet, und mit Lorbeerkränzen geschmückt, um dem Wagen zu folgen.

Das Zeichen wurde gegeben. Quinctius hatte schon längst mit stolzen Händen die Zügel der Schimmel gefaßt, die aber noch von einigen Bedienten an den Köpfen gehalten wurden. Jetzt winkte er Käthen, einzusteigen. Der Priester Jupiters half dem zitternden Mädchen in den Wagen, und bat den Kutscher, ja vorsichtig zu seyn. Dann traten ein paar Bauerknaben, wie moderne Herolde, in Wappenkleidern, auf denen der Kaiserliche Adler stand, mit Trompeten in den Händen hervor.

Der Teufel! rief Flaming: was ist das? Aha! ein paar Turnierherolde! Bravo, Ronichen! ich habe etwas gemerkt. Ein Turnier zu meinem Geburtstage! Hier unterbrachen

ihn die Herolde. Sie riefen mit zitternder Stimme: Stille, ihr Bürger von Rom! und sehet den Triumph des Titus Quinctius Flaminius, der den König von Macedonien besiegte!

Gut gemacht, Herolde! rief der Freiherr. Der Titus Flaminius war mein Ahnherr. Lächelnd sagte er das der Gesellschaft. In dem Augenblicke kam der Triumphwagen aus der Allee hervor. Prächtig! rief der Freiherr, und drückte seiner Frau die Hand. Der Wagen bewegte sich näher. Der Freiherr stand entzückt da. Der Priester trat vor den Wagen; das nachfolgende Heer stellte sich dahinter in einem langen Kreise. Es lebe, rief August jetzt, der Konsul Flaminius und sein grosser Enkel der Freiherr von Flaming hoch! In dem Augenblicke schmetterten die Pauken und Trompeten aus der Nebenallee. Die Pferde wurden von diesem höllischen Lärm erschreckt, und liefen in vollem Galopp gerade auf die versammelte Gesellschaft der Damen und Herren los. Wie durch Zauber aus einander gerissen, flog die Gesellschaft über einander her. Alles schrie laut auf. Die Mu=

sikanten machten einen noch ärgern Lärm; die Pferde, die jetzt von den über einander fallenden Menschen noch mehr gescheucht waren, kehrten um, und flogen durch die Armee der Römer, die ebenfalls zu Boden stürzte, die Allee hinunter. Bei dem Umdrehen war Quinctius vom Bocke gestürzt, und lag im Sande. Der Triumphator allein stand noch auf dem Wagen, und schrie mit lauter Stimme um Hülfe.

Alles war erstarrt vor Schrecken. Quinctius! schrie die Mutter; und Quinctius warf sich gesund in ihre Arme. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Jetzt kamen die brausenden Pferde mit dem halb zerschmetterten Wagen aus einer andern Allee wieder hervor. Alles nahm die Flucht in das Haus, und auf dem Platze lagen Hauben, Schilde, Helme, Fächer, Trompeten, Schürzen, Hüte, Schwerdter und Pfeifen. Die Pferde blieben endlich von selbst stehen. Sie hatten den Wagen an einen Baum verschlungen. Man sah sich an, zitterte, und lachte endlich, da man alles gesund fand. Zuletzt aber, als der erste Tumult vorüber war, als die Musikanten und das Römische Heer

sich von den hochadelichen Damen getrennt hatten, sah man, daß der Triumphator noch fehlte. Aber, mein Gott! wo ist Käthe? rief die Frau von Flaming, und wurde todtenbleich. Man stürzte nun mit einem neuen Tumult in den Garten. Alles flog die Allee hinunter. Man bog um, und da lag Käthe in Augusts Armen, an seinen Busen gedrückt, auf dem Rasen. Er saß auf dem Boden; sie lag auf seinem Schooße, und hatte den einen nackten Arm um seinen Hals geschlagen. Er hielt sie mit beiden Armen umschlungen fest an sich. An Beiden sahe man Blut. Sie war bleich wie Wachs, und ihm hingen die Augen, die er starr auf sie geheftet hielt, voll Thränen.

Das Mädchen ward ins Haus geführt. August ging hinterher, und hatte noch immer seine Blicke auf Käthen gerichtet. Man erkundigte sich nun bei ihr; sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. August erzählte endlich. Als Käthe auf dem fliegenden Wagen schrie, stürzte allein August, der den Wagen nicht aus den Augen gelassen hatte, aus der allgemeinen Verwirrung ihm nach. Durch eine

Nebenallee kam er den Pferden vor. Er sprang, ohne sich zu besinnen, ihnen entgegen, ergriff den Zügel des einen, und ließ sich ein paar Sekunden lang fortschleppen, bis endlich der Wagen stand. Springen Sie, Käthe! rief er dem schreienden Mädchen zu. Sie sprang, und sprang in die Arme, die er ihr entgegen breitete. Die Pferde rissen den Wagen aufs neue fort.

August fragte geschäftig: Ihnen fehlt doch nichts? Sie sah ihn mit starren Blicken an, ohne zu antworten, und wurde nun erst recht bleich. Er wollte sie auf den Rasen niedersetzen, damit sie sich erholen könnte. Sie hielt ihn fest umschlossen, und er sank mit ihr auf den Rasen, wo man sie antraf. Aber Ihr blutet ja, Kinder! sagte die Frau von Flaming. August hatte sich die Hand an der Deichsel aufgerissen. Man wusch das Blut ab; es war eine Kleinigkeit. Alle erholten sich bald. Man suchte die sieben Sachen wieder zusammen. Die letzte Scene des Triumphs, worin das ganze Römische Heer seine Lorbeerkränze auf den Altar des Herrn von Flaming legte,

ging ohne Gefahr ab, und der Tag verfloß sehr heiter.

Der Baron legte seinem Quinctius die Hand lachend auf die Schulter, und sagte: Cajus Dummhut Flaminius! Wahr ist es, flisterte er Beyern leise ins Ohr, an Muth fehlt es ihnen nicht: der greift den Hannibal an; und Quinctius nimmt es mit den vier wilden Bestien auf. Es wäre auch alles gut gegangen, wenn nicht die Pauken und die Trompeten ihm in die Flanke gefallen wären. Gerade wie in der Schlacht am See Thrasimenus. Erst stürzte die Reiterei über einander her, (ich meyne die Damen mit ihren Federn und Plümagen) und dann das Fußvolk. Schreiben Sie das doch auf, lieber Beyer, aber nicht Lateinisch; und lassen Sie das weg, daß Sie die Käthe in einen General verkleidet haben. Hören Sie! Ich kann die verfluchten Verkleidungen nicht leiden; das ist und wird nichts als Betrügerei, wie die Zigeuner, die heimliche Juden sind.

Die Kinder blieben den Abend in ihren Römischen Kleidern; und wo hatte die Frau von Flaming die Augen, daß sie die sehnli-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

chen Blicke, mit denen der Triumphator und der Priester einander betrachteten, nicht sah und Käthens vertrauliche, zärtliche, liebevolle Blicke nur für Dankbarkeit hielt? August fühlte die Schmerzen an seiner Hand nicht; er hatte ja die schöne Käthe gerettet. Heute dachte er zum erstenmal daran, daß er sie gern für sich gerettet hätte. Noch immer glaubte er mit ihr auf dem Rasen zu sitzen, und sah ihr bleiches Gesicht, die thränenvollen blauen Augen, den pochenden Busen. Er verlor sich den ganzen Abend in Träume, nahm an nichts Theil, und dankte dem Himmel, als er auf seiner Kammer allein war.

Ach, Käthe! mit diesem Seufzer setzte er sich zu neuen Träumen nieder, bis ihn endlich der Schlaf überfiel. Nun wollte er sich niederlegen, und sah auf seinem Kopfkissen den vergoldeten Lorbeerkranz liegen, den Käthe getragen hatte. Er riß ihn in die Höhe, betrachtete ihn mit leuchtenden Augen, drückte ihn an seine Brust, und verschloß ihn endlich nach einer süßen Stunde auf den Boden seines Koffers. Nun erhielten alle seine Gefühle Bestimmtheit; denn jetzt erst ahnete er, daß

Käthe sie mit ihm theile. Als er sie zum erstenmale wieder sah, überzog eine hohe Röthe Beider Wangen. Als er ihr wieder die erste Stunde gab, stockte er im Lehren, und sie hörte es nicht. Beide sagten nicht ein Wort über die letzte Begebenheit. Er wünschte, sie — ach! — nur noch einmal so in seine Arme schliessen zu dürfen, und sah sie dabei mit großen, brennenden Augen an. Sie schlug das blaue, sanfte Auge dann nieder, seufzte ganz leicht, und pflückte an der Schürze, als ob sie ihn verstanden hätte, und sagen wollte: es geht nicht, so sehr wir es wünschen!

Kurz, es entstand hier unter beiden jungen Personen eine Liebe, die, so furchtsam, so wort- und thatlos, so unmerklich sie auch war, dennoch mit jedem Tage mächtiger wurde. August wußte sehr wohl, daß er nicht recht that, das Fräulein zu lieben; Käthe empfand sehr wohl, daß ihre Empfindungen das tiefste Geheimniß bleiben mußten, wenn sie sich und dem Geliebten nicht den heftigsten Zorn des Freiherrn zuziehen wollte. Aber ihre Empfindungen schienen ihnen dagegen wieder so natürlich, so überwältigend, daß sie nicht daran

dachten, je Herren dieser Neigung werden zu können, daß sie nur über ihr Unglück seufzten, und sich immer mehr von diesem mächtigen Zuge fortreißen ließen.

Seltsam! Eltern fordern mit einer Dreistigkeit, welche nur die reinste Gerechtigkeit bewirken müßte, von ihren Kindern, sie sollen ihr Herz an Niemand anders geben, als der auch ihren Willen hat; und dennoch machen sie es durch ihre Unvorsichtigkeit den Kindern beinahe unmöglich, ihnen zu gehorchen. Hier ist der Fall. Die Frau von Flaming weiß, daß ihr Mann lieber würde die Erde zertrümmern, als Käthe von Nothafft die Frau eines Bürgerlichen werden sehen; und dennoch stößt sie das ungewarnte Mädchen muthwillig in Augusts Arme, läßt sie täglich Stundenlang allein bei ihm, und lächelt zufrieden, wenn Käthe schon um drei Uhr anfängt unablässig nach der Uhr zu sehen, ob sie noch nicht vier ist, wo ihre Stunde anfängt. Sie läßt das Mädchen ins Feuer rennen, und sagt ihr nur ganz gleichgültig: Kind, brenne nicht! Alles was höchstens geschieht, besteht darin, daß die Mutter der Tochter die Liebe lächerlich macht.

Man behandelt sie als eine bloße Grille, die sich ablegen läßt, wenn man nur so viel Vernunft hat, Weiß von Schwarz unterscheiden zu können. Die Tochter legt bei dieser schönen Predigt die Hand auf ihr heißes Herz, und denkt: Predige nur, Mutter; ich fühle es anders. Ich habe Vernunft; doch auch ein Herz: und das fehlt dir. Die Folge davon ist, daß die Mädchen die Heirath als eine allgemeine Mode betrachten, den ersten, der sich anträgt, heirathen, oder sich durch einen unbesonnenen Liebeshandel, den sie darum verheimlichen, weil man ihn verspottet, unglücklich machen. Der schöne Zug der Natur, der Menschenglück gründet, geht verloren, weil man ihn nicht anerkennen will.

Auch Käthe und August verheimlichten ihre Liebe allen Menschen, ja hätten sie sich selbst verheimlicht, wenn es möglich gewesen wäre. Aber von dem Tage an, da der Jüngling das Mädchen in seinen Armen gehalten hatte, war es ganz anders. Sie gaben einander freilich noch nicht die Hände, sie errötheten noch immer, wenn sie sich auf ihren Blicken ertappten; aber ihre Neigung zu einander bekam

doch eine andre Richtung. Käthe saß dem Jünglinge gegenüber. Zufällig berührte sein Fuß den ihrigen. Rasch, als ob eine Schlange da läge, zog sie ihren Fuß an sich. August erröthete. Nach und nach kam das Füßchen wieder hervor, und drückte den seinigen. Sie lasen in einem Buche, und hüteten sich Beide, daß ihre Hände, ihre Arme, ihre Schultern sich nicht berührten. Leise näherten sie sich dennoch, und nach einigen Stunden lag Arm an Arm, Schulter an Schulter, fest, innig. Sie mußten jetzt langsamer lesen, weil ihnen der Athem gebrach. Beyer horchte von Zeit zu Zeit hin. Er hörte unterrichten, und es war gut. Die Frau von Flaming kam zuweilen. Sie fuhren aus einander, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten. Die Frau von Flaming war zufrieden; denn Käthe lernte, und lernte mehr als sie vermuthet hatte.

So dauerte das einige Jahre, und niemand bemerkte etwas, außer allein Quinctius. Der sah, wenn sie sich alle drei irgendwo allein befanden, wie gut Käthe und August einander waren; allein er hatte nichts Arges daraus. Käthe schmeichelte ihrem Vetter,

ließ sich von ihm erzählen, was er alles noch thun wollte, schien aufmerksam an Augusts Seite darauf zu horchen, und hörte nicht ein Wort. Quinctius war zufrieden.

Eines Tages in einer Lehrstunde saßen sie Beide neben einander. Beyer hatte ausgehen müssen. Die Karte von Deutschland lag vor ihnen. August fing Schwaben mit Käthen an. In Schwaben, sagte Käthe, bin ich geboren. Wo? fragte August eifrig. Sie nannte den Ort. Man suchte und fand ihn. Da! sagte August und unterstrich den Namen dreimal mit rother Tinte. Käthe kam von da auf ihre Tante, auf das Elend ihrer Kinderjahre. Sie erzählte mit nassen Augen, und Augusten flossen Thränen im Herzen. Ach! sagte sie, und legte die Hand vor die Stirn: Sie glauben nicht, wie verstoßen ich da war! Ach, es ist ein Elend, in einem Hause zu seyn, wo man nur aus Gnade gelitten, und von keinem Menschen geliebt wird!

Warum das Augusten jetzt so auffiel, mag der Himmel wissen. Er stand auf. Ja, rief er, und schlug die Hände zusammen: es ist ein großes Unglück. O, was Sie dort fühlten,

das fühle ich hier! Sehen Sie, es thut mir weh, daß mir hier jeder meine Geburt vorrückt, daß man mir es als eine Gnade anrechnet, hier zu seyn.

Sie sind ungerecht, sagte Käthe, und stand ebenfalls auf. Der Oncle ist doch allein nur so gegen Sie. Die Tante hat sie gewiß lieb; Beyer und Kusin Quintchen ebenfalls, das weiß ich.

Wie aber? wie haben sie mich lieb? Ich liebe die gnädige Frau, wie meine Mutter, und darf es ihr nicht sagen. O, glauben Sie mir, ich möchte ihr zuweilen für mein halbes Leben nur die Hand küssen, und darf es nicht. Ich muß es verschweigen, daß ich sie lieb habe. Quintchen ist mit mir erzogen. Ja, er hat mich lieb, das weiß ich. Aber kann die Liebe dauern? Er nennt mich du; ich muß ihn Sie und Junker nennen. Heimlich nenne ich ihn wohl du, weil er es haben will; aber — Nein, es thut weh! Ich darf hier Niemanden als Beyern sagen, daß ich ihn lieb habe; Niemanden weiter, als dem allein. Thränen drangen bei diesen Worten aus seinen Augen.

Das Fräulein blickte ihn lächelnd, betrübt, mitleidig ins Gesicht. Ich, fieng sie abgebrochen und leise an, ich bin nicht stolz. Mir dürfen Sie es sagen, wenn Sie mich lieb haben. Kaum waren die Worte heraus, so überzog eine hohe Röthe ihre Wangen. Sie schlug die Augen nieder. Denn ich, setzte sie hinzu, ich bin ja hier ebenfalls nur aus Gnade, wie Sie. O, ich bitte Sie, seyn Sie doch wieder heiter. Sie hob ihre Hand ein wenig auf, als ob sie ihm dieselbe geben wollte, und zog sie furchtsam wieder an sich. August lächelte ein wenig bitter, und sah auf ihre Hand, Sie fühlte den Blick, und reichte ihm die Hand wieder hin. Er nahm sie, drückte sie an seine Lippen, an sein Herz, und benetzte sie mit Thränen. O, rief er, darf ich es Ihnen sagen, liebes, theures Fräulein, darf ich es Ihnen sagen, wie lieb ich Sie habe? Lieber, lieber als alles auf der Welt! lieber als die gnädige Frau! lieber als Beyern! Das sagte er mit einem unbeschreiblichen Eifer.

Die arme Käthe! Sie wußte nicht, was sie sagen, wohin sie ihre Blicke werfen sollte, und wendete sich mit dem Gesichte bald hier-

her, bald dorthin. Sie machte sogar einen ganz leichten Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen. Das ging nicht; denn der Versuch bestand mehr in einem Vorsatze, als in der That. O, lassen Sie mich! sagte sie endlich mit einer Stimme, die wider Willen etwas Befehlendes bekam. Lissow ließ ihre Hand fahren. Der kalte, befehlende Ton ihrer Stimme machte ihn starr. Er erröthete vor Scham, sich so geirrt zu haben. Ich verstand Sie nicht, mein Fräulein, sagte er mit einer Verbeugung. Vergeben Sie mir. Befehlen Sie, daß wir wieder anfangen? — Der Ton seiner Stimme war bitter. Er wollte bei ihr vorüber gehen. „Lissow!" sagte sie jetzt, stemmte die flache Hand auf seine Brust, und hielt ihn zurück. Er sah sie an; sie lächelte wehmüthig. „Lissow!" sagte sie noch einmal. O, Fräulein, rief er: ein kaltes Wort von Ihnen ist mir so viel, als von Andern der giftigste Haß. „Kalt bin ich gegen Sie nicht," sagte sie, und schüttelte den Kopf, als ob sie sich selbst tadelte, das gesagt zu haben. Sie legte die Hand an die Stirn, ging das halbe Zimmer nachdenkend hinunter, und blieb so stehen.

Lissow stand im Fenster, und sah' ihr mit einem unbeschreiblichen Tumult in seiner Seele nach. Er wollte hin zu ihr, sie in seine Arme schließen, und ihr sagen, wie heiß er sie liebe, wie unglücklich er sey; denn das alles fühlte er in diesem Augenblicke ganz hell. Aber er blieb ruhig im Fenster stehen; ein anderes Gefühl sagte ihm, das sey jetzt ungroßmüthig, und hielt ihn zurück. Käthe empfand beinahe eben dasselbe. Sie zitterte davor, daß Lissow ihr jetzt seine Wünsche sagen würde; schon glaubte sie seinen Athem in ihrem Nacken, seine Arme an ihren Schultern zu fühlen, und sie dankte ihm dafür, daß er ihrer schonte. Endlich wendete sie sich nach ihm um, und reichte ihm die Hand. „Lassen Sie uns beide schweigen," sagte sie leise, und drückte ihm die Hand. — Und sollte mein Herz auch darüber brechen! fuhr er unedel heraus.

„Nein, Lissow, dann, dann reden Sie! Wenn es Sie beruhigt, dann reden Sie! Was soll ich hören?"

Nichts, antwortete er beschämt, als daß Sie gütig sind, wie die himmlische Güte, und daß ich für Sie tausend Leben opfern wollte.

„O das, sagte sie zärtlich, das thaten Sie ja schon vor drei Jahren an des Oncles Geburtstage.“

Aber, sagte er, und schlug die entzückten Blicke gen Himmel, aber ich wurde auch belohnt; Sie fielen in meine Arme. Das sagte er, und Käthe umschlang ihn jetzt sanft mit beiden Armen, legte ihre Stirn an seinen Busen, und stand so eine lange glückliche Minute. Er beugte seine heißen Lippen auf ihre schöne Wange. Sie hob sich auf, sah ihn mit unruhigen und zärtlichen Blicken ein paar Pulsschläge lang an, sagte dann leise und betrübt: o Gott! und verließ das Zimmer. Er seufte auch: o Gott! sah ihr nach, und warf sich schluchzend in einen Stuhl.

Sie ging auf ihr Zimmer, und setzte sich in ein Winkelchen, um nachzugenießen. Die Thür flog auf, und Quinctius herein. Hören Sie, Kusinchen, sagen Sie mir, was glauben Sie: ist ein Wort ein Körper, oder nicht?

„O, lieber Vetter, ich weiß es nicht. Wozu soll ich das auch wissen?“

Wozu? nun meinetwegen, wenn Sie nicht richtig wollen reden lernen! Ich habe mir

in dieser Stunde den Kopf zerbrochen und eine Erfindung gemacht, die unbeschreiblich fein ist. Ein Ton, liebes Käthchen, das haben Sie schon von Lissow gelernt, besteht aus bewegter Luft. Luft ist ein Körper; also ja auch jeder Ton oder jedes Wort ein Körper. Nun, Mühmchen? was sagen Sie dazu? nun sehen Sie, das Feine dabei ist, daß ein Ton ein Körper, oder auch kein Körper ist, je nach dem man spricht. Sagen Sie, ein Ton besteht aus bewegter Luft, so ist ein Ton ein Körper; sagen Sie, ein Ton ist die Bewegung der Luft, so ist er kein Körper. Da man nun beides sagen kann, so ist ein Ton zu gleicher Zeit ein Körper und auch kein Körper; und so, liebes Käthchen, habe ich mit einemmale die ganze Philosophie umgestoßen, die allein auf diesem Satze ruht.

„Da geht es Ihnen, wie mir; meine Philosophie ist auch in Trümmern, und ebenfalls durch ein paar Worte.“ Sie rieb sich unruhig die Stirn und die nassen Augen.

Nun, aber, Sie sagen nichts dazu, liebes Käthchen? Ich könnte Ihnen noch mehr sagen. Wo ist Ihre Seele?

„Ja, lieber Quinctius, das will ich doch noch eine Zeitlang für mich behalten. Es ist ein Geheimniß.“

O, ich könnte es Ihnen sagen, liebes Mädchen, wo ihre Seele jetzt ist, sagte er mit einem schlauen Blicke auf sie, und sah sie starr an.

Käthe erröthete. „Nun? fragte sie: und wo wäre sie?“

Ja, ja, deutsch läßt es sich nicht gut sagen. Ihre Seele ist wo, aber nur nicht an einem Orte; ubi, aber nicht —

„Ich danke Ihnen, daß Sie nicht mehr wissen, als das,“ sagte sie lächelnd. „Sie haben mich ordentlich mit Ihrer Weisheit in Angst gesetzt. Wenn Sie nicht mehr wissen, so mag es darum seyn.“

Aber, Käthchen, fing er auf einmal an: Sie sehen heute, ich weiß selbst nicht wie, aus; so sonderbar! Ihre Augen glänzen, ihre Wangen glühen wie Rosen. So hab' ich Sie noch nie gesehen. Ich weiß nicht, so freudig, und doch auch so traurig! Was ist Ihnen denn begegnet? was fehlt Ihnen?

„Nichts, lieber Quinctius; nichts, in der That nichts. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir; wir wollen ein wenig plaudern.“ Sie sah ihn hellächelnd an, und streichelte ihm die Wangen. Quinctius setzte sich mit Wohlgefallen zu Käthen. Ihre rührende Stimme, das Leidenschaftliche in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen, machte doch einigen Eindruck auf Quinctius. Sie liebkoste ihm, um den Eindruck, den ihre Spannung auf seine Neugierde gemacht hatte, wieder zu verlöschen; und selbst ihre Liebkosungen waren noch jetzt von dem Geiste der Liebe angehaucht. Quinctius hatte das nie bei Käthen gefühlt, was er heute fühlte. Er verließ sie ungern. Indeß der Eindruck wäre sogleich wieder durch eine Schmeichelei von einem Andern verlöscht worden, wenn nicht Käthens böser Genius, da ihre Liebkosungen noch nicht vergessen waren, ihm den Plato in die Hände gespielt hätte. Es war eine Lateinische Uebersetzung. Beyer redete von dem Plato immer mit einer Ehrfurcht, die an Anbetung gränzte. Man denke, was Beyers Schüler von diesem Philosophen halten mußte. Er las eine Stelle, worin Plato

die Liebe als die Quelle alles Großen, Vortreflichen und Schönen empfiehlt. „Wo ist ein großer Mann, so schloß Plato, der nicht schon als Jüngling ein liebevolles Herz gegen einen geliebten, schönen Gegenstand gehabt hätte?“ Quinctius schlug das Buch zu. Er erröthete vor Scham: denn er mochte nachdenken so viel er wollte, er war noch nicht verliebt gewesen; und Plato, der große, der göttliche Plato, machte dieß zum Kennzeichen jedes großen Mannes. Man denke an Quinctius ungeheure Eitelkeit. Da saß er und verlangte nach Liebe. Wer konnte ihm einfallen, als Käthe, deren Liebkosungen einen so wohlbehaglichen Eindruck auf sein Gefühl gemacht hatten?

Am andern Morgen früh war er schon bei Käthen. Er faßte sie näher ins Auge, als sonst, und fand jetzt zum erstenmale, wie reizend seine Kusine war. In der Stunde, die er bei ihr blieb, erwies er ihr eine so große Menge Gefälligkeiten, und so auffallend, daß sie es merken mußte; und sie neckte ihn dafür. Indeß je länger er das trieb, desto mehr Geschmack fand er an dieser Art von Unterhaltung. Er flatterte nun beständig um seine Ku-

sine her, und verließ sie nicht anders, als wenn er seine Lehrstunden besuchte. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Je weniger er Käthen verließ, desto überlästiger wurde er ihr; je mehr er ihr Gefälligkeiten erzeigte, desto zurückhaltender, desto kälter wurde sie. Das that ihm grade nicht weh; aber er wollte lieben, weil er ein großer Mann seyn mußte: und so war es ihm unangenehm, daß Käthe so wenig auf ihn merkte.

Von Zeit zu Zeit durchsuchte er, um etwas zu lernen, das Lissow nicht wußte, Beyers Büchervorrath. So war er auch einmal davor, und fand den Ovidius de arte amandi, oder von der Kunst zu lieben. Augenblicklich steckte er seinen gefundenen Schatz in den Busen, und schlich sich in die fernste Laube des Gartens, um ungestört zu lesen. Er hatte schon einige Römische Dichter kennen lernen, und verstand seinen Lehrer in der Liebe ziemlich genau. Mit Heißhunger las er das Büchelchen halb aus, und nun fing er an, alle Lehren, die Ovid den Römischen Jünglingen in der süßen Kunst zu lieben giebt, und die er heute gelesen hatte, zu befolgen. Er dach-

te nicht mit einem Gedanken daran, daß Plato eine andere Liebe meinen könnte, als Ovid. „O, rief er, o Käthe! wenn es nur das ist, so will ich bald ein großer Mann werden!"

Noch diesen Abend holte er eine große Menge Blumen aus dem Garten, wand heimlich, da alles schlief, Kränze daraus, und hängte sie an Käthens Thüre. „Vereinige Neugierde mit Dankbarkeit, sagt Ovid, und laß es die Geliebte nicht erfahren, wer ihr Geschenke macht." Am andern Morgen fand Käthe die Blumenkränze an ihrer Thür hangen. Sie erstaunte über die seltsame Galanterie, und rieth auf Quinctius, weil ihr der seit einigen Tagen unablässig nachgegangen war; allein Quinctius hielt sich an seinen Ovid, und versicherte ehrlich, daß er nichts davon wisse. Käthe rieth also auf Lissow, und dabei blieb es. Am andern Morgen hing er wieder die ganze Thür voll Blumenkränze. Käthe nahm sie mit Kopfschütteln in ihre Kammer. Sie erstaunte über Lissows Dreistigkeit, so viele Blumen auf einmal aus dem Garten zu holen, besonders da der Baron die Blumen liebte. Indeß ver-

steckte sie die Kränze unter ihr Bett. Sie wußte nicht, wo sie die Blumen alle lassen sollte. Quinctius, der noch keinen Erfolg von seinem Gehorsam gegen Ovids Lehren sah, las wieder, und fand: „Sey standhaft in deinen Bemühungen, Jüngling. Geduld führt in den Hafen." Er holte am Abend einen ganzen Korb voll Blumen, schlich sich in Käthens Kammer, bestreute ihr Bett und den Boden damit, und legte alle Tische voll. Käthe ging am Abend zu Bett. Sie öffnete ihr Schlafzimmer, — schlug in die Hände, und sagte: Aber, mein Gott! das sind doch einfältige Dinge! Sie kramte die Blumen wieder unter das Bett, und am andern Morgen stand vor ihrer Kammerthür abermals ein großer Korb voll.

O wahrhaftig, er ist toll geworden! rief sie, doch ein wenig böse, so lieb sie Lissown auch hatte. Sie ging zu Lissow in die eine Stunde, die er ihr jetzt noch im Deutschen Styl geben mußte. Beyer war wieder zugegen. Doch sagte sie zuletzt noch in einer Wendung zu Lissow: ich habe nun Blumen genug. Das half; am andern Morgen war die Thür, die sie furchtsam öffnete, nicht mit Blumen

geziert. Sie glaubte nun ganz sicher, daß diese Galanterie von Lissow hergekommen wäre, und daß die paar Worte, die sie ihm gesagt, ihre Thür befreiet hätten. Allein das war nicht die Ursache. Der Gärtner wurde noch den Abend vorher von dem Baron beordert, mit einer Büchse den Garten durchzupatroulliren, und dem Blumendiebe ohne Umstände die Waden voll Hagel zu schießen. Quinctius war dabei gegenwärtig gewesen; er hielt es also nicht für rathsam, seine Galanterie diese Nacht fortzusetzen, und Käthens Thür blieb ohne Blumen.

Am Morgen nun hörte Käthe den Baron über den Blumendieb toben. Sie gerieth in große Angst, verschloß sich in ihre Kammer, und versteckte die Blumen unter ihr Bettstroh. Tausendmal verwünschte sie die reichlichen Geschenke ihres Geliebten. Quinctius aber hielt sich ohne Umstände an das constanter des Ovid. Er holte am Tage noch ganze Taschen voll Blumen aus dem Garten, und bestreute wieder Käthens Bett und Schlafgemach damit. Käthe wollte verzweifeln, als sie das Schlafzimmer öffnete. Sie sammelte die Blumen

alle, und heute sogar unter Thränen, sorgfältig auf, steckte sie wieder zu den verwelkten, und war entschlossen, morgen dem wunderlichen Menschen den Text zu lesen. Sie zitterte, als sie die Thür öffnete, wieder einen Korb voll zu finden; allein damit war sie doch verschont geblieben. Nun ging sie zu ihrer Tante in das Zimmer. Der Baron kam kurze Zeit darauf, und tobte, fluchte, und lärmte über den Blumendieb, der nothwendig im Hause seyn müßte, weil die ganze Nacht Leute im Garten gewacht hätten. Käthe wurde blaß und roth. Der Oncle bemerkte es. Wie, Püppchen? wie stehts um dein Gewissen? he! Ohnehin kramen die Jüngferchen immer mit Blumen. Weißt du um den Blumendieb?

Käthe wurde todenbleich. Sie sagte mit zitternder Stimme: nein! Der Oncle wollte sich aber dabei nicht beruhigen, und nahm sie mit sich nach ihrem Zimmer. Sie ging noch ziemlich ruhig mit, weil sie glaubte, ihr Verbrechen gut genug verborgen zu haben. Kaum aber steckte der Baron den Kopf in die Thür, so rief er: hier riecht es ja wie in einem Blumengarten! Der Geruch führte ihn auch

sogleich zu Käthens Bette. Er hob einige Kissen auf, und der Duft wurde beinahe erstickend. Endlich fand er die Blumen im Stroh, und erstaunte über die Menge.

„Aber, Käthe, du mehr als Cajus, Lucius und Cäso" — fing der Oheim grimmig an.

Ach, liebster, gnädiger Herr Oncle, ich schwöre Ihnen, ich habe noch nie eine Blume abgerissen.

„So gesteh, wer hat sie dir gebracht!" Käthe erzählte, was sie wußte; und so sehr man ihr auch zusetzte, so blieb sie dennoch dabei, daß sie nicht wisse, nicht vermuthe, wer ihr die Blumen gebracht habe. Sie zitterte mehr für Lissow, als für sich selbst. Auch hatte sie die Sache so erzählt, daß das Blumenbringen mehr wie eine Posse herauskam, die man ihr hätte spielen wollen, als wie eine Galanterie. Man zerbrach sich im ganzen Hause vergebens die Köpfe darüber. Der Thäter blieb verschwiegen. O, du sollst ihn wohl noch erfahren, Käthe, dachte Quinctius; und Käthe erstaunte besonders darüber, daß Lissow ihr das großmüthige Stillschweigen so wenig dankte.

Quinctius fing an von einer andern Batterie zu schießen. „Geschenke," sagt Ovid, „Geschenke sind die Heerstraße, welche die Liebe am liebsten geht. Ein weißes Nebelgewand, ein Kopfputz, eine Perlenschnur erhöhen des Mädchens Schönheit, und öffnen ihr Herz der Liebe, besonders wenn du schenkst, ohne Dank zu fordern, heimlich, wie die Flamme, welche dich verzehrt." Quinctius ließ durch einen Jäger, der ihm treu war, richtig alles, was Ovid befahl, für Käthen besorgen, und Käthe fand heute auf ihrem Bett ein schönes Kopfzeug, ein modernes Halsband, und eine andere Kleinigkeit, die aber eben nicht wohlfeil war. Lissow konnte das nicht angeschafft haben. Jetzt ging Käthen ein Licht auf. Sagen Sie mir, Lissow, fragte sie, haben Sie mir denn die ungeheure Menge Blumen nicht auf mein Zimmer geschleppt? — „Nein!" — Haben Sie mir nicht Geschenke auf mein Bett legen lassen? — „Nein!"

Käthe nahm nun Quinctius vor. Er leugnete mit einer ehrlichen Miene, und Käthe wußte nicht, woran sie war. Quinctius rief: O, mein Ovid hat recht. Es wirkt nach. Kä-

the zeigte der Tante die Geschenke, und fragte um Rath. Man rieth sich zu Tode, und rieth nichts heraus. Der Eifersuchtsteufel fing an, Lissow zu plagen. Er forschte nach dem unsichtbaren Liebhaber. Quinctius verrieth sich nicht mit einer Miene; er bedurfte keines Vertrauten; er lobte Käthen nicht; er fing sogar an, sich weniger um sie zu bewerben, als vorher. Lissow blieb in Ungewißheit. Endlich ertappte doch Käthe ihren Vetter auf der That. Er gestand zwar, was er auch leugnen konnte, daß er die Blumen sowohl als die übrigen Sachen gebracht habe; allein über seine Absicht ließ er Käthen gänzlich im Dunkeln. Ovid hatte nicht vorgeschrieben, wie der Liebhaber, wenn er ertappt würde, sich benehmen solle. Quinctius sagte seiner schönen Muhme ganz ruhig: es wird sich zeigen, was ich damit habe sagen wollen; und ging.

Lissow erfuhr alles, und ihm schien der ganze Handel sehr klar; er bewunderte dabei nichts, als wie Käthe so unmäßig über eine Sache lachen könnte, bei der er nichts Lächerliches fand. Sie sehen, mein Fräulein, sagte er bitter, der Herr von Flaming liebt Sie.

Sie sehen — Er liebte mich? fiel Käthe ein; Lissow, ich dächte, Sie trauten mir zu, daß ich zu unterscheiden weiß, was Liebe ist, und was nicht. Quinctius ist ein Narr, nichts mehr und nichts weniger.

Auch Narren sind zuweilen glücklich, sagte Lissow, und schüttelte den Kopf bedenklich. Käthe lachte laut auf.

„Ueberrasche," sagt Ovid, „deine Geliebte schlafend, drücke deine heißesten Küsse auf die Rosen ihres Mundes; sie erwacht nicht. Schneide eine Locke von ihrem Haupt; sie erwacht nicht, und läßt deinen Händen das süße Unterpfand ihrer geheimen Liebe." — Nein, rief Quinctius; das geht ins Große. Den Henker auch! Er las fort. Ovid sprach mit so vieler Sicherheit von dieser Unternehmung; und im Weiterlesen traf er noch dazu auf folgende Stelle; „Giebt die Geliebte deine Geschenke nicht ihrer Jungfer, trägt sie selbst und schont sie, so ist ihr Herz voll Liebe gegen dich, und wenn ihre Lippen so rauh wären wie der Nordwind, der das Adriatische Meer peitsch." Diese Stelle machte unsern Quinctius von Käthens Liebe gewiß. Ja, rief er, sie liebt

mich! Alles trifft zu. Sie seufzt, sie hängt das Köpfchen, sie kann ohne zu arbeiten stundenlang in Träumen versenkt dasitzen; sie antwortet verkehrt, ist zerstreut, erröthet ohne Ursache, gestikulirt mit den Händen ohne zu reden, rührt die Lippen ohne etwas zu sagen, und spricht in einem Krankentone ohne krank zu seyn: gerade, wie Ovid sagt. Sie liebt mich! — Er war halb entschlossen, das Abentheuer mit der Ueberraschung zu wagen.

Quinctius hatte wirklich nicht falsch gesehen. Käthe war ein lebendiges Bild von seiner Beschreibung; denn sie hatte sich bitter mit Lissow über Quinctius gezankt. Lissow machte dem armen Mädchen Vorwürfe, beklagte sein Unglück, und verwünschte sich, die Welt, und alle Mädchen. Käthe wollte ihn beruhigen; Lissow nannte ihre Gründe Heuchelei. Sie setzte nun ihren Kopf auf; gestand endlich spöttisch, daß sie den jungen Flaming liebe; fragte Lissow, ob er denn Ansprüche auf ihr Herz machen könne, und ob sie ihm je ihre Liebe gestanden habe. Lissow erstarrte, und wollte einlenken; aber nun wurde Käthe noch aufgebrachter, vergoß einen Strom von Thränen,

machte eine Verbeugung, schimpfte noch einmal, und schwor, nie wieder ein Wort mit ihm zu reden. So waren sie gestern aus einander gegangen, und seit diesem Augenblick saß Käthe da, seufzte, hängte den Kopf, weinte, schalt, bat ab, und bereuete, was sie eine Minute nachher sich wieder aufs neue vorsetzte.

Auf diesen Trost hin wollte also Quinctius die Ueberraschung wagen. Er stand des Morgens mit dem anbrechenden Tage auf, schlich sich, mit dem Ovid in der Tasche und einer Schere in der Hand, über den Saal, und öffnete leise Käthens Thür. Käthe schlief süß. Er sah sie in dem wenigen Lichte, das der Morgen durch die Jalousieen fallen ließ, wie die Göttin der Liebe da liegen. Sie erwachte nicht. Er ließ die Schere fallen. Schon wollte er fliehen, und sie erwachte nicht. O mein Ovid! sagte er leise. Er schlich sich dem Bette nahe. Ein süßer Traum mußte vor ihrer Seele seyn; ihre Brust flog, und ihre Wange glühete. Leise näherte er sich ihrem Lager. Zitternd hob er eine der schönen, blonden Locken von ihrer Schulter, legte sie zwischen die Schere, und schnitt zu. Die Schere

klirrte; Käthe erwachte nicht. O mein Ovid! sagte er leise. Jetzt bückte er sich über ihr Gesicht. Der Athem flog. Er drückte seine Lippen, Anfangs sanft, dann fester, in die Rosen ihres Mundes. Sie erwachte nicht. Auf einmal drückte er (was Ovid die Quintessenz der Liebe nennt) des Zahnes dauerndes Denkmal so fest in die wächserne Schulter der schönen Schläferin, daß sie zuckte; aber sie erwachte nicht. Er erstaunte selbst darüber, daß Ovid so Recht hatte, und konnte nicht begreifen, warum seine Kusine nicht erwachen wollte, oder erwachte. O, mein Ovid! sagte er leise, und schlich mit seinem Raube von dannen. Nun legte er die blonde Locke in den Ovid, stützte den Kopf auf, und fing an in Ernst nachzusinnen, warum Käthe nicht erwacht wäre. Daß sie ihn so heiß liebte, glaubte er doch nicht so ganz. „Recht hat er, der Ovid, das seh ich nun wohl; aber warum es so ist, das begreif ich nicht.“ Er sann und sann, und sann nichts hervor, außer daß er nun fest beschloß, mit einem blinden Köhlerglauben dem Ovid zu folgen.

Käthe hatte wirklich sehr fest geschlafen, als Quinctius herein trat; sie erwachte aber, als die Schere zu Boden fiel. So wie sie das Auge aufschlug, sah sie die Figur einer Mannsperson sich bücken. Ah, dachte sie, das ist Lissow; geschwind die Augen zu! Ihr Athem ging wie eine Flöte. — Er faßte ihre Locke, und sie sah, als sie ihre Augenlieder ein wenig öffnete, die Hand mit einer Schere sich nähern. Laß ihn schneiden, dachte sie; ich habe dem armen Jungen zu viel gethan. Laß ihn schneiden. Er schnitt. Dann fühlte sie ein Paar warme Lippen auf den ihrigen. Sie drückte die Augen fest zu. Die Lippen preßten ihren Mund, und so sehr sie schlief, spitzte sie doch den Mund ein wenig. Dann fühlte sie den Biß auf der Schulter nach Römischer Sitte. Nun, dachte sie, das thut weh! Die Figur zog sich wieder zurück und zur Thür hinaus.

Als Käthe sicher zu seyn glaubte, daß sie nicht behorcht würde, sprang sie auf, lief vor den Spiegel, besah ihr blondes Haar, und rief doch ein wenig verdrießlich: aber mein Gott, welch eine Menge Haar hat er mir

weggeschnitten! Dann besah sie ihre Schulter. Da saß des Zahnes dauerndes Denkmal. Das ließ sie gelten. Aber die schöne Locke! Nun, dachte sie, was hilft es? Es war nicht hell genug zum Sehen. Sie kämmte das übrige Haar mehr vorwärts, um den Raub zu verbergen. Quinctius glaubte, doch endlich beim Frisiren seiner Muhme eine Klage über den Raub zu hören. Vergebens. Käthe ertrug ihren Verlust sehr geduldig. Quinctius nickte mit dem Kopfe, und sagte vor sich: o mein Ovid! Aber Käthe war, als sie Lissow sprach, nicht mehr so geduldig. Sie erröthete. Noch jetzt fühlte sie seine Küsse auf ihren Lippen; und sein Gesicht, auf dem sie den Himmel und seine Seligkeit erwartete, war finster und ohne Charakter. Sie war entschlossen zu thun, als ob sie wirklich geschlafen hätte. Da aber Lissow nicht ein Wort von seinem Glück erwähnte, so meynte sie, er glaube sie habe geschlafen, und fing selbst an, auf den Verlust ihrer Locke Anspielungen zu machen. Lissow blieb gleich finster. Käthe wurde verdrießlich. Die Versöhnung, die sie schon im Herzen mit sich her getragen hatte, unterblieb, und beide

verließen sich kalt und voll Unmuth. Lissow stichelte noch immer auf Quinctius.

Bis hieher war Quinctius wirklich nichts weiter als ein eitler Thor gewesen, den Plato zur Liebe überredet und Ovid geführt hatte. Aber seit den heißen Küssen auf die Rosen von Käthens Lippen übernahm doch auch das Herz seine Rolle bei dem Handel. Er sah den ganzen Morgen das schöne Bild seiner Muhme. Mit einem ungewöhnlichen Vergnügen dachte er an ihre reizende Lage, an die schneeweiße Schulter, welche die abgeschnittene Locke bedeckte. Die Küsse brannten noch in seiner Seele. Er traute es sich nicht ganz zu, daß er geliebt würde; aber er wünschte jetzt von ganzem Herzen, daß er es seyn möchte. Nun gerieth er in ein tiefes Nachdenken, und zog zum erstenmale sein Herz zu Rathe, nicht den Ovid. Er überlegte alles genau; seine Eitelkeit sowohl als die Begebenheit dieses Morgens beredeten ihn, daß er geliebt sey, und dieser Gedanke machte ihm unendliche Freude.

Er ging zu Käthen, als sie von Lissow zurück war. Da saß sie mit finstern Blicken, und hatte die Hände lässig auf dem Schooße

liegen. Zum erstenmale näherte sich Quinctius ihr mit einer Art von Furchtsamkeit, und noch nie war er so wenig eitel und liebenswürdig gewesen als heute. Als er die Thür öffnete, erwartete Käthe von ihm die gewöhnlichen Possen; und ach! sie war heute so wenig dazu aufgelegt. Aber, wie hatte sie sich geirrt! Er trat an ihren Stuhl, nahm sanft ihre Hand, und sagte: Ihr Kummer, liebe Kusine, läßt Ihnen so schön, daß man Ihnen auch den beneidet. Wenigstens wird jedes Herz ihn gern mit Ihnen theilen. Die Kusine machte bei dem Komplimente große Augen, sah ihn lange starr an, und überlegte einige Sekunden, ob sie nicht Lissows Eifersucht wahr machen sollte. Freilich nahm sie es sich nicht vor: aber es geschah dennoch: sie that schön mit Quinctius.

Dann saß sie wieder ein paar Minuten in trübem Nachdenken. Quinctius hielt das für den letzten Kampf ihres jungfräulichen, zögernden Herzens. Fast wäre er ihr zu Füßen gesunken, und hätte ihr seine Liebe gestanden. Er hielt sich indeß, und Käthe war zu zer-

streuet, um etwas Andres zu bemerken, als daß ihr Vetter heute sehr artig gewesen wäre.

Ein paar Tage nachher wurde denn der Friede zwischen Lissow und Käthen wieder hergestellt. Sie konnte der kummervollen Miene des armen Jungen, seinen Seufzern, und den Thränen, die er heimlich aus den Augen wischte, nicht länger widerstehen. Die beiden Liebenden waren allein. Aber was ist Ihnen, Lissow? fragte Käthchen. Mir? antwortete er, legte die Hand auf die Brust, und Thränen drangen dabei aus seinen Augen. Das war der Anfang einer Scene, die durch alle Tonarten, Amaramente, Furioso, Dolce u. s. w. mit großen Abwechselungen ging, bis sie sich in einem Amoroso und einer zärtlichen Umarmung endigte. Sie versprachen einander, wie das Manier ist, ewige Treue, Standhaftigkeit und Ausdauer bei allen Widerwärtigkeiten, die sie beide erwarten mußten, und die heiligste Verschwiegenheit bis zu dem Zeitpunkte, da — es war nicht anders, es mußte heraus, so sehr Beide auch davor errötheten — da Lissow Brod haben würde, um Käthen heirathen zu können. Die Stunde war vorüber, und Käthe

hatte diesmal zwar nichts im Briefstyl, aber desto mehr im Dialog gelernt. Schöner hätte selbst Longin sie nicht im erhabnen Styl unterrichten können, als Lissow in dieser Stunde. Käthe verließ um fünf Uhr ihren Unterricht, und nun ging es auf Flügeln der glücklichen Liebe. Man hörte ihre Stimme im ganzen Hause; sie sang, wie das Vögelchen, das sein Nest heute vollendet hat.

Sie war so zärtlich; sie drückte Quinctius, der zu ihr kam, die Hand zehnmal in einem Athem, und tanzte mit ihm umher. Quinctius stahl ihr die süßesten Küsse. Sie ließ sie stehlen; denn sie hätte heute die Welt tanzen lassen, so vergnügt war sie. „Aber was hat denn der Junge" — so rief der Baron zur Thüre hinaus, Quinctius entgegen, der auf dem Saale aus Leibeskräften sang: „was hast du denn zu schreien?"

Ich bin so vergnügt, Vater, so glücklich! Hören Sie nicht, wie alles singt? — Eben schlug Käthens Stimme hell an.

„Recht so! die singt, und ich sorge, woher das Vögelchen ein Nest nehmen soll. Komm Quinctius, übersetze mir einmal. Da

ist wieder ein Narr von Kerl, der sich seiner Muttersprache schämt. Er las Gehagens Untersuchung, ob adeliche Töchter die Güter ihrer Vorfahren beerben können, und sollen. Käthens Tante in Schwaben wurde alle Tage älter. Der Freiherr hatte einen Brief ohne Namen erhalten, der ihm Nachricht gab, daß die Tante wohl gar einen andern als Käthen zum Erben einsetzen könnte. Er schlug alle seine Bücher nach. Endlich fand er den Gehagius. Darin aber kam zu viel Latein vor. Quinctius übersetzte ihm, daß von Gottes und der Naturwegen Töchter Ansprüche auf die Erbschaften der Vorfahren zu machen hätten. Gehagius bewies es aus der Bibel, Römer 8, 17.

Wie? rief der Baron, und stand eifrig auf: in der Bibel steht es, daß die Fräulein erben sollen? und die Alte wollte die Käthe, Fräulein Katharina von Nothafft, enterben? Nein, Ihr Gnaden, dazu red' ich auch noch ein Wort. Nicht also! Sie werden doch in Schwaben die Bibel respektiren? Käthe soll erben! Lies weiter, Quinctius.

„Auch das Naturgesetz erklärt es für unmenschlich, Töchter “

Halt! das mag ich nicht wissen; das Naturgesetz ist das einfältigste Gesetz von allen. Ich möchte wissen, welch ein Narr das gemacht hat. Den Teufel auch! Das Naturgesetz, sagt Maibom, nimmt keinen Adel an. Wie kann also das Naturgesetz über adeliche Streitigkeiten entscheiden? Das mag bei den Türken gelten, wo kein Adel ist, aber nicht bei Christen! Halt du dich ans Reichsgesetz, Quinctius! Menschlich, unmenschlich. Narrenpossen! Käthe soll erben! soll, sag' ich! Nun versprich mirs, Quinctius, hier auf der Stelle, daß du, wenn ich früher sterbe, als die alte unchristliche Tante – daß du Käthen zu ihrem Rechte verhelfen willst, mit Gut und Blut.

Quinctius schloß seinen Vater voll Entzücken in seine Arme. „O Vater, rief er, ich nehme gewiß mehr Antheil an Käthens Glück, als irgend ein Mensch auf der Erde. Ich will Kathens Rechte vertheidigen, und sollte es mir den letzten Stein meiner Güter kosten;

und müßte ich sie mit meiner Hände Arbeit ernähren: sie soll nicht Noth leiden.“

Wie? rief der Baron mit großen Augen: wie war das? Was sprichst du da? Wie war das? Da geht mir ein Licht auf! – Er sah Quinctius starr an. — He! Quinctius, nun merk ichs. Du quinkulirst, wie ein Vogel auf dem Dache, sie auch. Das läuft Treppauf, Treppab; du wie ein Narr hinterher. Junge, du bist verliebt!

„Lieber Vater, ja ich liebe meine Muhme von ganzem Herzen; und, wie Plato sagt, —“

Plato? wer ist der Ehrenmann? was sagt er?

„Der Vater der Philosophie. Er sagt, daß man ohne Liebe kein großer Mann seyn kann. Und, wie ich mich fühle, seitdem ich Käthchen liebe, theurer Vater, hat er sehr Recht.“

Du bist ein Narr, Quinctius. Was Plato! was Philosophie! Da hier! — (Er führte ihn zu dem Stammbaume der Flaminger.) Da stehst du und neben dir ein leeres Schild, und über dir gar nichts. Sieh Quinctius, darum mußt du lieben und heirathen, daß

du den Stammbaum größer machst. Plato! Narrenpossen! Nun? (Er sah ihn starr an.) Wie alt bist du denn? he! Und wie alt ist denn Fräulein Katharina von Nothafft?

„Ich bin neunzehn, und die Kusine sechzehn Jahre alt."

Hm! hm! Er trat zu dem Stammbaume, und betrachtete ihn sehr nachdenkend. Ja, ja ich möchte wohl noch einige Schilder darauf mahlen lassen. Meinetwegen, Quinctius. Du sollst sie haben. Nun laß mich allein; ich muß doch das Ding näher überlegen. Haben sollst du sie, das ist richtig!

Quinctius flog zur Thüre hinaus, und seine singende Stimme wurde sogleich von Käthens heller Stimme beantwortet. Eben trat die Frau von Flaming zu ihrem Manne hinein. Hörst du, Ronichen? sagte er lachend, wie die beiden singen? Die singen, wie die Vögel, die sich paaren. —

„Paaren? Quinctius und Käthe?"

Der Freiherr schlug ihr Römer 8, 17. auf. Da lies, Ronichen. Käthe ist gar nicht arm; und wenn sie auch nichts hätte — was thuts? Sie ist ein Fräulein von Nothafft, und der erste Junge, den sie haben, soll Ti-

tus heißen, und das erste Mädchen Razilia; denn so hieß des großen Diktators Quinctius Frau, eine sehr brave, herzensgute Frau. Was sie für eine Geborne war, weiß ich nicht; aber ich will —

„Aber, lieber Mann, von wem redest du denn? wer soll denn heirathen? Quinctius und Käthe?"

Nun ja doch, ja. Der Junge ist bis über die Ohren in sie verliebt.

Die Frau von Flaming erstaunte über die Neuigkeit. Der Freiherr gab ihr nun den Auftrag, Käthen ihr Glück anzukündigen. Sie ging in Käthens Zimmer. Das Fräulein saß neben Quinctius. Er hatte seinen Arm um ihren Leib geschlagen; sie merkte es nicht, weil sie an Lissow dachte. Sieh da! sagte die Mutter: so ertappe ich Euch! Käthe erröthete, riß sich los, und sprang auf. O, fuhr die Frau von Flaming fort, es ist keine Sünde, so zu sitzen, kleine Heuchlerin! Setze dich nur hin. Sie drückte das Mädchen wieder auf den Stuhl neben Quinctius. Und was gebt Ihr mir, Kinder, fuhr sie heiter fort, wenn ich Euch die Erlaubniß gebe, so vertraut zu seyn

als Ihr wollt? Käthe erröthete, und Quinctius warf sich an seiner Mutter Brust. O Mutter! rief er, soll ich glücklich seyn? habe ich Ihre Erlaubniß, meiner geliebten Käthe meine Hand anzubieten? — Käthe erstarrte. O Käthe, rief er, und küßte ihre Hand: o Käthe, geliebtes, theures Mädchen, sagen Sie mir endlich, daß Sie mich lieben, daß Sie mir erlauben, Sie glücklich zu machen. Käthe stand wie eingewurzelt. Nun Käthe, fragte die Mutter, nahm ihre Hand, und wollte sie in Quinctius Hand legen: soll ich? Erröthe nur immer, Tochter; du brauchst nicht Ja zu sagen. Käthe erröthete wie eine Sommerrose; aber sie riß ihre Hand los. O, um Gottes willen, theure, theure Tante! rief sie mit einem Angstgeschrei, und flog von Quinctius fast mit Abscheu zurück.

Jetzt warf die Mutter einen Blick auf Quinctius. Er lächelte. „Du scheinst deiner Sache so gewiß zu seyn, Quinctius?" Ich bin überzeugt, Mutter, sagte Quinctius, Käthe liebt mich. In dem Augenblicke trat der Baron in das Zimmer. Sie liebt dich? fragte er. Nun, Käthe, so gieb ihm die Hand! Geschwind! Ey so mach! mach!

Käthe zitterte wie ein Espenlaub. O theurer, gnädiger Herr Oncle, rief sie, erlauben Sie, daß ich mich erhole.

„Was erholen? Narrenpossen! Erhole dich nachher! Komm, gieb deinem künftigen Manne die Hand!“

Quinctius flog auf Käthen mit Entzücken ein. Käthe, rief er, Käthe, o zögre nicht länger, laß es mich eine Minute früher wissen, daß du mich liebst. O Käthe, ich weiß ja, daß du mich liebst.

„Nun, wenn es der Junge weiß, so gieb ihm die Hand, Mädchen, und ziere dich nicht.“

O mein Gott! rief Käthe ängstlich; was weiß er denn? Nichts weiß er, nichts! O mein Gott, Vetter, ich bitte Sie.

Liebste Käthe, wie? rief Quinctius mit Gutherzigkeit. Warum wollen Sie ableugnen, jetzt ableugnen, was Sie mir so schön, so heimlich gestanden haben, daß Sie mich lieben? O Käthe, sagen Sie, warum? Habe ich nicht die theuren Unterpfänder Ihrer Liebe, die Sie mir zu nehmen erlaubten? O Käthe, seyn Sie doch aufrichtig!

Wie? welche Unterpfänder meiner Liebe haben Sie? Reden Sie! Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!

„Aber Hans Narr, wenn du Unterpfänder ihrer Treue, wenn du Versprechungen hast, so zeige sie.“

Quinctius nahm zögernd aus seinem Busen Käthens lange blonde Locke hervor. Käthe erblickte sie. Voll Schrecken schrie sie auf: Ach, mein Gott! ich bin verloren! Der Baron betrachtete das Ding, und rief zu gleicher Zeit mit Käthen: „ein Haarschwanz? was soll der? ist das ein Pfand auf die Treue?“

Es ist eine Locke, sagte Quinctius ein wenig verlegen, eine Locke von Käthens Haar, die sie mir erlaubt hat abzuschneiden.

„Aber seyd ihr toll? Ihr schneidet euch einander das schöne Haar ab, und das aus Liebe? Und obendrein ist ja langes Haar ein Zeichen des Adels! Man beschor Königen, die man absetzen wollte, die Köpfe. Seyd Ihr ganz toll?“

Lieber Vater, beim Turnier bekam ja doch oft ein Ritter von einem Fräulein eine

Haarlocke, und trug sie dann auf dem Helm, zum Zeichen ihrer Liebe, und so —

„Aha! ja, das ist wahr! Nun, zum Henker, Käthe! nun bist du überführt. Du hast ihm den Haarschwanz (Haarlocke, fiel Quinctius ein) gegeben, und aus Liebe gegeben. Nun gieb ihm auch die Hand, und ziere dich nicht."

Ach, gnädiger, bester Oncle! rief Käthe, und streckte die Arme zu ihm empor.

„Die verfluchte Verstellung! Mädchen, ich kann die Zigeunerstreiche nicht leiden. Wir wissen ja doch, daß du in ihn verliebt bist. Fort, gieb ihm die Hand! du hast ihm die Haare gegeben."

Nein, nein; ich habe ihm die Locke nicht gegeben; ich habe sie ihm nicht gegeben!

Ich habe sie ihr abgeschnitten, und sie — o Käthe, warum soll ich mein Glück nicht sagen? — sie erlaubte es.

„Das ist einerlei. Hast du es erlaubt, Käthe? Thu die Lippen auf! Ich will es wissen."

Nein, ich habe es ihm nicht erlaubt, gnädiger Oncle, sagte sie zögernd und ängstlich.

„Und er hat sie dir mit Gewalt abgeschnitten? oder hast du still gehalten? Denn das ist einerlei.“ Keiner antwortete. „Nun, wollt Ihr reden? Ich will doch heraus! Hat sie still gehalten, Quinctius?“

Ja, Vater! sagte Quinctius zögernd.

Aber ich schlief, rief Käthe dazwischen.

„Schliefst? wo war es denn? wo schliefst du? he! Antwort! wo war es? wollt Ihr antworten?“

Ich schlief dort im Bett. Es war des Morgens um drei. Ich weiß von nichts, gnädiger Oncle.

„Aber du Cäso, du Lucius! was machst du des Nachts auf den Kammern der Jungfern? Je, das ist ja hier im Hause eine hübsche Wirthschaft! Was wolltest du denn da bei Käthen in der Nacht? Je, du wahrer Cäso!“

Quinctius gerieth in eine nicht geringe Verwirrung. Ich wollte, ich wollte . . . Es war ein so schöner Morgen. Ich wollte sehen, ob Käthe schon auf wäre, um die Sonne . . . Sie lag und schlief so schön. Diese Locke hing ihr über die Schulter. Ich nahm die

Schere, und schnitt sie ab, als ein Pfand ihrer Liebe.

„Du bist ein Narr mit deiner Haarlocke. Laß mir das Nachtwandeln bleiben! Gut, du hast ihr die Locke abgeschnitten, und sie schlief. Da gilt es nicht. Es ist nichts als ein Diebstahl. Gieb ihr die Locke wieder. Du bist ein Narr!"

Die Mutter lachte. Das verdroß Quinctius. Er war in großer Verlegenheit. Endlich sagte er wieder zögernd: Käthe, ich bitte Sie, seyn Sie aufrichtig! Ich bitte Sie, Sie machen mich lächerlich, und Sie — Ich begreife Sie nicht.

Ich schlief! ich schlief! ich schlief! rief Käthe; was weiß ich von der Locke?

Sie wußten doch aber, daß es drei Uhr Morgens war! Käthe, warum zwingen Sie mich? Ich habe diese schönen, blauen Augen ein wenig blinzen gesehen, und Sie verschlossen sie wieder, als sie mich angeblickt hatten.

Nein, ich schlief, ich schlief! rief Käthe bestürzt und höchst verlegen.

Gut denn, sagte Quinctius: Sie schliefen, als ich Ihnen die Locke abschnitt. Sie wollen es so. Aber, liebste Käthe, als ich meine Lippen auf Ihren Mund drückte; als ich fühlte, daß Ihre Lippen mir meine Küsse wiedergaben; als —

„Wie zum Teufel!" rief der Baron; „das wird ja immer ärger! He, Jungfer! nicht mehr geleugnet! Haare, das laß ich gelten, da fühlt man nichts. Aber Küsse? die hast du gefühlt. Wie?"

Ach, gnädiger Herr Oncle, Quinctius küßte so leise, daß ich nicht davon aufwachen konnte.

Vater, sagte Quinctius erhitzt, ich biß sie sogar in die Schulter; das Denkmal meines Zahns muß noch an ihrer Schulter sitzen; und sie schlug die Augen nicht auf.

„Aber Herr Gott! Das ist ja wie unter Kannibalen! Junge, erzähle es nur auf einmal, was du alles noch thatest. Sprich! Veronika, noch heute sollen Französische Schlösser an die beiden Schlafzimmer, daß sie nicht heraus können. Das ist ja abscheulich! Beißen sich, und schneiden sich die Haare ab; und

alles aus Liebe! Nun, Käthe? wirst du den Mund aufthun? Er küßte dich, du ihn wieder; er biß dich, und du schliefest immer fort?"

Ach Gott, gnädiger Herr Oncle, ich fühlte es wohl, daß er mich küßte; aber es war mir sehr zuwider.

„Zuwider? Das mach du einem Narren weis, aber mir nicht. Wäre es dir zuwider gewesen, so kenn' ich Euch Schreihälse recht gut. Hu! da würdest du die Kehle so aufgethan haben, daß wir es wohl hätten hören sollen, oder du hättest ihn mit einem Paar derben Maulschellen weggeschickt. Ne, ne, Kind! Ihr ließet Euch ja lieber einen Finger abschneiden, als eine Handvoll Haare. Also kurz und gut! Quinctius hat hier eine Handvoll Haare von dir, ist bei dir vor deinem Bette gewesen, hat dich im Bette geküßt und gebissen, und du hast die Augen zugemacht, nicht geschrieen, nicht gekratzt, nicht geschlagen, sondern wieder geküßt. Das paßt zusammen, wie es soll. Also die Hand her!" — Er nahm ihre Hand. Käthe fing aber jetzt an so kräftig zu schreien, daß der Baron sie mit den

Worten: „alberne Trine! so hättest du schreien sollen!“ fahren ließ. „Du kannst dich besinnen, sagte er weiter. Ich gebe dir acht Tage oder vier Wochen Bedenkzeit. Komm Quinctius, komm!“ Beide gingen und ließen Käthen mit ihrer Tante allein.

Die Tante war auf der rechten Spur. Sie sah wohl, daß Käthe ihren Abscheu vor Quinctius nicht heuchelte. Der nächtliche Besuch mußte also nothwendig anders erklärt werden. Unter den mancherlei Fragen, die sie dem Mädchen vorlegte, war auch die: sahest du etwa Quinctius für jemand anders an? Käthe wurde bleich, wie die Wand; allein sie leugnete ganz dreist. Das Blaßwerden merkte sich die Tante. Sie that, als glaubte sie Käthen, und ging weg. Sollte wohl Lissow? dachte sie im Gehen, und der Gedanke fiel ihr schwer aufs Herz. Jetzt erst sah sie ein, wie unvorsichtig sie gehandelt hatte, die schöne Käthe zur Schülerin des jungen hübschen Menschen zu machen. „Heraus muß doch das!“ und so ging sie gerade zu Beyern, wo Lissow war. Gleichgültig fing sie zu Beyern an: Ganz etwas Neues, lieber Beyer. Mein

Mann denkt aus Quinctius und Käthen einmal ein Paar zu machen. Lissow wurde wie eine Leiche. Die gnädige Frau schien es nicht zu bemerken. Sie brach ab, und ging auf ihr Zimmer, wo ihr schönes Herz mitleidige Thränen für Käthen und Lissow vergoß.

Unruhig ging sie umher. Sie ahnete wohl, daß es nicht leicht wäre, die Liebe eines jungen heißen Herzens zu bekämpfen; aber zu gleicher Zeit fühlte sie auch, daß diese Liebe denn doch noch leichter zu unterdrücken seyn müßte, als ihres Mannes Ahnenstolz. Sie sah ein, daß ihr Mann, sobald er nur das Geringste von der Liebe der beiden jungen Leute merkte, troß seinem guten Herzen, Lissow'n zum wenigsten hülflos aus dem Hause stoßen, und daß Käthe von dem Augenblicke an seinem heftigsten, schrecklichsten Zorne ausgesetzt seyn und bleiben würde. Das Verhältniß der beiden jungen Leute, woran ihre eigene Unbesonnenheit schuld war, mußte also dem Baron nothwendig unbekannt bleiben, und zu gleicher Zeit die Verbindung der beiden heißen Herzen getrennt werden. Wie war das anzufangen?

Vielleicht ist die Leidenschaft noch im Entstehen, dachte sie; noch nichts mehr als eine flüchtige Neigung. Allein sie irrte sich sehr. So wenig wir auch von der Leidenschaft beider jungen Leute gesagt haben, so wird doch jeder, der das menschliche Herz kennt, leicht einsehen, daß sie schon sehr tiefe Wurzeln geschlagen haben mußte. Sechs Jahre war Lissow Käthens Lehrer. Kein schneller, gewaltsamer Stoß hatte ihre Herzen vereinigt; aber tausend kleine unmerkliche, und eben deswegen gänzlich unzerreißbare Bande, knüpften sie zusammen. Unschuld der Kindheit, Wärme der Jugend, lange Jahre, Gewohnheit, ein ähnliches Schicksal hatten Fesseln um ihre Herzen geschmiedet. Käthe dachte wie Lissow, fühlte wie Lissow, wußte was Lissow wußte. Ihre Phantasie, ihre Gedanken nahmen immer Einen Weg. Lissow hatte seine ganze Seele in Käthens Busen gegossen.

Zwar hatten sie sich erst seit Kurzem gesagt, daß sie einander liebten; allein sie wußten es schon seit dem funfzigsten Geburtstage des Barons. Seit dem Tage, da sie es sich

sagten, hatten die zärtlichsten Briefe, die allervertraulichsten Liebkosungen, die heißesten Umarmungen jene alten Bande noch mit dem festesten von allen, dem Bande der Sinnlichkeit, vermehrt. Wahrlich! es war nicht leicht, alle diese Bande zu zerreißen; aber dennoch wagte es die Frau von Flaming.

Sie ließ zuerst Käthen zu sich in ihr Zimmer kommen. Höre, meine gute Tochter, fing sie zärtlich an, ich weiß, du liebst Lissow. (Käthe zitterte.) Gesteh es mir, liebes Kind. Wenn ich auch deiner Leidenschaft meinen Beifall versagen muß, so will ich dir doch Rath ertheilen; du bedarfst ihn. Verschwiegenheit verspreche ich dir voraus. Du liebst ihn!

Ein Thränenstrom brach aus Käthens Augen. Sie sah ihre Tante bedenklich an. Endlich konnte sie Worte finden. „Ja, beste Tante, ja, ich liebe ihn, und bin höchst unglücklich.“

Wie lange liebst du ihn schon?

„So lange ich ihn kenne, liebste Tante. Von dem ersten Augenblick an, da ich ihn sah, liebte ich ihn.“

Aber wann merktest du es zuerst, daß du ihm so sehr gut warst?

„An des Oncles Geburtstage, da er mir das Leben rettete. Ach, Tante, ich lebte ja ohne ihn nicht mehr! ich muß ihn lieben!“

Die Tante rieb sich die Stirn. Sie setzte das Examen fort, und erfuhr, daß sie mit einem Riesen von Leidenschaft zu kämpfen hatte. Nun machte sie Käthen mit aller Freundlichkeit und allem Mitleiden begreiflich, daß ihre Liebe mit der Unmöglichkeit zu streiten habe. Oder siehst du ein Mittel, glücklich zu werden? fragte sie.

Aber da kam die gute Tante schön an. Ein Mittel? Tausend Mit el hatte Käthe, die alle darauf hinausliefen, daß es ihr gleichviel wäre, in Armuth, in einer Wüste, in Amerika, in Verachtung, im Gefängnisse zu leben, wenn sie nur mit Lissow leben könnte. Sie machte dann eine so rührende Beschreibung von dem Glücke der Eintracht, der Freundschaft, der durch Liebe so süßen und so frohen Genügsamkeit, der Einsamkeit, des Selbstgenusses, daß der Tante die Augen übergingen. Aber, Mädchen, fragte

diese, woher weißt du alles? Käthe legte die Hand auf ihre Brust, und sagte mit einem aufrichtigen, ehrlichen Blicke: „aus meinem Herzen voll Liebe!“ Und sie sagte die Wahrheit. Romane waren damals noch nicht da. O Mütter, scheltet nicht immer auf die Romane! weinet über euch selbst, daß ihr euren Töchtern vertraulichen Umgang mit Jünglingen erlaubt. Das Herz giebt euren Töchtern alle die Thorheiten der Liebe; Romane lehren die Liebe nur anständig reden.

Aber meinst du, Käthe, fuhr die Tante fort, daß dein Oncle je dir bewilligen wird —?

„Das weiß ich, Tante, das weiß ich. Aber ich kann ja warten, Tante, und will gern warten, zehn, zwanzig, dreißig Jahre. O, ich bin schon glücklich, wenn ich nur keinen andern Mann nehmen darf.“

Und wirst alt und grau darüber!

„O nein, liebste, gütigste Tante; glauben Sie mir, die Liebe und das Herz werden nicht alt.“

Aber mein Gott, Kind, wenn dein Oncle etwas erführe, so wäre Lissow unglücklich.

Oder dein Oncle wollte nun schlechterdings, daß du Quinctius Frau werden sollst? wie dann? Du kennst den Oncle."

„Dann," sagte Käthe, und ihre Thränen standen auf einmal, „dann, liebste Tante" — sie schwieg.

Nun dann? Sey ganz aufrichtig, liebe Käthe.

„Dann ginge ich mit Lissow davon, und sollte ich mich irgendwo als Magd vermiethen."

Und fragst nicht darnach, wenn deine Verwandten vor Gram sterben; wenn deine Tante, die dich doch auch liebt, sich alle Nacht mit Thränen um die geliebte Landläuferin niederlegt!

„Ach, Tante, sie machen mir nur das Herz schwer; aber wenn man liebt, so thut man solche Fragen gar nicht. Denken Sie dann, liebe Tante, daß ich glücklich bin. O, fragte Lissow damals, als er sich zwischen die wilden Schimmel stürzte, und sich von ihnen schleiffen ließ — fragte er damals: was werden deine Verwandten sagen, wenn sie hören, daß du gerädert bist? Nein, Tante, er hatte mich lieb, fragte

nicht lange, sondern sprang zwischen die Pferde, und ich lebe noch. O, Tante, bedenken Sie doch, ich muß ihn lieben."

Die Tante schüttelte den Kopf; aber sie konnte doch auf das alles nichts Rechtes antworten. Dem Mädchen ein paar Ohrfeigen! wird manche sagen. Aber, lieber Gott, auch Ohrfeigen helfen gegen die Liebe nicht. Die Frau von Flaming streichelte dem Mädchen die schöne Wange, sagte dann: „es ist doch unmöglich; du mußt vergessen," und ging zu Beyern hinüber, nachdem sie sich von Käthen hatte versprechen lassen, Lissow'n heute nicht zu sehen oder an ihn zu schreiben.

Sie trug Beyern den Fall vor. Beyer machte ein paar große Augen, wollte es nicht glauben, besann sich aber auf diese und jene Kleinigkeit, die er bemerkt hatte, und sagte dann: nun ist es mir deutlich, warum der Lissow die Dichter den Prosaisten so vorzieht! Ja, ja, nun begreife ich, warum ihm Boethii Topik so wenig gefällt als Thilonis Topologia. Darum, darum! Nun geht mir ein Licht auf. Aber wart! ich will dir die Dichter anstreichen. Sie glauben nicht, Ihr Gnaden, wie

der Lissow die Dichter übersetzte. Wahrhaftig, ich war nicht im Stande, es ihm nach zu thun. Und darum las er auch Fräulein Kä- then, des Styls halber, wie er sagte, den Virgil vor und den Homer. Aber Geduld! den Boethius soll er mir auswendig lernen; und, hilft das noch nicht, Kaspar Knittels via regia dazu.

„Aber hilft das gegen die Liebe, lieber Beyer?"

Ja, das weiß ich nicht, Ihr Gnaden. Aber wer hätte das denken sollen! Verführt? das Fräulein? Der Bube!

„Mein Gott, wer spricht denn von Ver- führen? Die jungen Leute haben sich lieb." Sie fing nun an, Beyern, der wohl seine Hebräischen Wurzeln kannte, aber die Liebe desto weniger, ein wenig zu belehren. „Ist denn unter allen Ihren Büchern, fragte sie endlich, keins, das von der Liebe handelt?"

Von der Liebe? Mein Gott, Ihr Gna- den, welcher ehrliche Mann wird denn davon ein Buch schreiben!

„Aber diese Leidenschaft ist doch so ge- waltsam und so schwer zu heilen. Ich sollte

glauben, von der Liebe müßten hundert Gelehrte schreiben, damit wir armen Mütter doch Rath wüßten."

Da haben Ihr Gnaden Recht. Ach, da besinne ich mich auf ein Buch. Ganz recht! Ovidius de arte amandi. Ganz recht! — Beyer suchte, und das Buch fehlte. Er beschrieb es der gnädigen Frau: Ganz klein, einen Finger lang, mit einem goldnen Schnitt. „Das liegt bei Quinctius," sagte die gnädige Frau. Wie? was? rief Beyer erstaunt: Bei Quinctius? Das ist ja unerhört! Der eine treibt Liebeshändel, der andre liest welche! Mein Gott, wo habe ich die Augen gehabt! Die gnädige Frau holte das Buch. O Jugend! Jugend! Mit diesen Worten ging Beyer indeß das Zimmer auf und nieder. Nur Geduld! nicht aus den Augen sollt Ihr mir mehr kommen!

Das Buch war da. Die gnädige Frau stand erwartungsvoll. Beyer blätterte, und blätterte. Ja, hob er auf einmal an: wie man Liebe erregen soll, das steht hier; aber wie man sie vertreiben soll —

„Nun, lesen Sie doch einmal, wie man die Liebe erregen soll. Ich bin neugierig auf das Buch.“

Beyer fing an die Stellen zu lesen, die mit rother Tinte unterstrichen waren. Quinctius hatte sie unterstrichen. Er las: „überfalle dein geliebtes Mädchen, wenn sie noch schläft; drücke deine brennendsten Küsse in die Rosen ihres Mundes —“ (ist eine Figur, Ihr Gnaden; es soll eigentlich heißen: küsse ihren rosenrothen Mund. — Aber das erste klingt besser, Herr Beyer. — Ja; das macht, weil es Verse sind –) „drücke deine brennendsten Küsse in die Rosen ihres Mundes: sie wird nicht erwachen.“ (Ich wüßte doch nicht warum? setzte Beyer hinzu.) „Schneide eine Locke von ihrem Haupte; sie wird nicht erwachen, und sie läßt in deinen Händen das süße Pfand ihrer geheimen Liebe.“

Das las Beyer, und die gnädige Frau lachte herzlich. „Denken Sie, Beyer, denken Sie! gerade wörtlich so, hat es Quinctius mit Käthen gemacht. Gerade so.“ Wie? fragte Beyer; wie hat es Quinctius gemacht? „Ich sage Ihnen ja, gerade wie es in Ihrem

Buche da steht. Er schleicht zu Käthen auf die Kammer, schneidet ihr eine Locke vom Kopfe, und küßt sie; gerade so, wie Sie da gelesen haben."

Und Fräulein Käthe?

„Macht es gerade so, wie das Mädchen im Buche, und erwacht nicht. O, lesen Sie, lesen Sie! Haben Sie das in Quinctius gesucht? Sehen Sie, der geht recht gelehrt zu Werke. Er liebt sogar auch Lateinisch."

Das verdammte Buch! sagte Beyer unwillig. Aber mein Gott, von dem allen weiß ich nichts. Der Quinctius ist sonst so solide; aber ein solches Buch sollte wohl auch einen Engel verführen.

„Hören Sie, lieber Beyer, das Buch ist vielleicht böse genug. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, der Mann, der es geschrieben hat, muß doch bei dem allen ein gescheidter Kopf seyn, und das menschliche Herz genau kennen. Was er sagt, trifft ja wörtlich ein. Sehen Sie doch einmal hinten hin, ob da nicht Mittel gegen die Liebe stehen. Das Buch sollte alsdann jede Mutter auf ihrem Tische liegen haben. Gebe der Himmel, daß

der Rath, den er den Müttern giebt, nur halb so viel taugt, als den er dem Quinctius gegeben hat!"

Beyer blätterte und las: „Willst du die Liebe aus des Jünglings Brust vertreiben, so laß ihn täglich viermal die gelbe Tiber schwimmend durchmessen. Dann zähme er ein wildes Punisches Roß in dem Staube des Marsfeldes zwei Stunden. Dann laufe er mit seinen Freunden zweimal die große Rennbahn aus. Ein hartes Lager von einem Bärenfelle empfange dann den Müden. Ehe noch der Sonne goldne Strahlen die Thäler erleuchten, wecke ihn aus den Armen des Schlafes zur Arbeit des vorigen Tages." Beyer lächelte. Euer Gnaden haben wohl nicht viel davon verstanden?

Ich habe alles verstanden, lieber Herr Beyer. Lesen Sie nur weiter. Der Mann gefällt mir.

Ey, ey! wie kämen Euer Gnaden zu den Antiquitäten? Zum Beispiele: ein Punisches Roß, die gelbe Tiber, das Marsfeld, die große Rennbahn!

Das versteht sich ja ganz leicht: ein wildes, flüchtiges Pferd; ein Fluß, der eine gelbe Farbe hatte; das Marsfeld war ein großes Feld, und die Rennbahn ein Platz, wo sie um den Preis rannten. Nur weiter!

Ey Ihr Gnaden, hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie in den Römischen Antiquitäten so stark wären! — „Hilft das nicht; steht der Jüngling noch da, auf einer Stelle, wie ein Terminus; kreuzt die Arme über einander wie einer, der mit der Regierung schmollt; flieht die Menschen wie ein Pestkranker; redet so kränklich wie ein Bettler: so verdoppele die Arbeit. Laß ihn einen beladenen Kahn stromauf rudern, oder einen Morgen goldner Aehren absicheln; oder laß ihn das Holz, das Lucull täglich in der Küche verbrennt, spalten; oder hilft nichts, so laß ihn wie ich Verse zusammenzählen, und wenn sie auch von der Liebe singen. Die Liebe fliehet aus müden Armen; sie verläßt die Brust, über die der Schweiß der schweren Arbeit in Strömen rinnt.“

O wahrhaftig, lieber Beyer, Sie haben kein schöneres Buch in Ihrer ganzen Samm-

lung. Ich danke Ihnen von Herzen. Das Buch soll mir die beiden Leutchen hoffentlich kuriren. Also schwere Arbeit, die den Körper ermüdet. O gewiß, ich fühle zum Voraus, das Buch hat Recht. Aber wie fangen wir das nun an, lieber Beyer?

Beyer sann lange nach. Schwimmen und Rudern geht nicht, hob er an, weil es an Wasser fehlt. Mähen? es ist Herbst; die Ernte ist vorüber. Holz sägen, Ihr Gnaden, das macht müde Arme. Und ich dächte, wir säumten nicht, sondern jagten gleich morgen früh das Fräulein Käthe mit dem Lissow in den Holzstall; da könnten sie zusammen sägen, bis sie schlagmüde wären.

Die gnädige Frau mußte lächeln. „Zusammen, lieber Beyer? ja wahrhaftig, das wäre das rechte Mittel für die Liebe! Sie müßten Noten zu dem Buche schreiben; da würden schöne Sachen herauskommen!“

Ihr Gnaden verzeihen. Das könnte ich doch wohl, ohne gerade zu wissen, was Liebe ist, und recht gelehrte Noten. Ich versichere Ihnen, unsere besten Kommentare sind so, und recht sehr gelehrt! Aber das muß ich

sagen, der Ovid hat den Lissow so natürlich gemalt, als ob er vor ihm gesessen hätte! Und ich habe nichts gemerkt! Ich will doch den Ovid künftig einmal lesen. Er steht in so bösem Ruf.

„Ich will Sie darum bitten. Merken Sie doch darauf, wenn er die Zeichen beschreibt, an denen man sehen kann, ob es mit der Liebe vorbei ist, und besonders, was er von den Mädchen in diesem Falle und von ihrer Kurart schreibt. Ich bitte Sie darum.“ — Sie ging.

Beyer las nun fort, und schon nach einer Stunde war er mit dem kleinen Buche von der Liebe in dem Zimmer der gnädigen Frau. Die Zeichen der Gesundheit habe ich gefunden, Ihr Gnaden. Ich will sie Ihnen vorlesen; und so können wir denn sogleich sehen, wenn Lissow geheilt ist. Ihr Gnaden, ich meyne nur, daß die Arbeit wohl die Liebe austreibt; aber, aber die Topik wird bei der Gelegenheit mit dahin gehen. Es ist ein kleines Stellchen. Hören Sie. „Habe deinen Sohn in Augen, traue ihm nicht, wenn er auf die Liebe schmält. Dieses Bild will ich dir ma-

len. Glaube nicht eher, daß die Liebe von ihm gewichen ist, als bis er meinem Bilde ähnelt. Da tritt der Jüngling her, der nicht an Amors Altären fröhnt. Er schreitet daher wie ein Numidischer Löwe, in einem trotzigen Gange. Seine Augen sind hell und blitzend, und schauen gerade vor sich hin, hangen nicht entzückt an den Wolken, oder düster am Boden. Jetzt sagt einer eine Posse; er lächelt nicht darüber, er lacht so gellend, wie der Hahn krähet, der die Sonne empfängt. Er heult nicht mit einem Unglücklichen; er tröstet ihn männlich, und bleibt heiter. Er hat lange Weile, wenn er allein ist, neckt alle Dummköpfe. Bei einer wohlbesetzten Tafel nimmt er seinen Platz nicht zwischen den Mädchen, sondern da, wo der größte Becher und die schönste Schüssel steht. Er ist wie ein Calabrier, singt mit lauter Stimme ein Trinklied, speiet mit Geräusch aus wie ein Reicher mitten durch den Saal; und wenn er allein seyn muß, so zieht er seine Schreibtafel hervor, und berechnet seine Schulden mit lautem Lachen. Wenn er . . ."

In dem Augenblicke trat der Baron in das Zimmer. „Was lesen Sie da meiner Frau vor, Beyer?“ — Beyer wurde roth, räusperte sich, öffnete den Mund, und schwieg. „Nun?“ — Ein Buch von der Liebe, Ihr Gnaden.

Von der Liebe? fuhr der Freiherr auf. Also auch Sie mit meiner Frau von der Liebe? Nun, so wollt' ich doch! — Seyd Ihr denn alle närrisch? Quinctius redet von nichts als von Liebe, und dem Plato; und Sie lesen nun gar vor. Ja freilich, wenn der Hofmeister der Frau im Hause von der Liebe vorliest, so ist es kein Wunder, wenn die Kinder des Nachts den Mädchen auf die Kammern laufen, Locken stehlen, Küsse geben, und so weiter.

Ihr Gnaden, hob Beyer an, glauben doch nicht etwa, daß ich aus bösen Absichten der gnädigen Frau —?

Herr, ich glaube, was ich Lust habe! Aber das glaubt mir, die Liebe wird noch mein Haus umkehren. Wenn die Käthe den Quinctius nicht nimmt, so thut sich der Junge ein Leids, so verliebt ist er in die Trine.

Das wird sich geben. Ihr Gnaden dürfen nur befehlen, daß Quinctius ein paar Tage ein wildes Roß zähmt und Holz spaltet, wenn er verliebt ist. So kann Lissow mit ihm zugleich sägen.

Die gnädige Frau winkte Beyern. „Ich glaube überall nicht, lieber Mann, daß Quinctius verliebt ist.“

Da haben Ihr Gnaden recht; denn er kann entsetzlich weit ausspeien. Und Schulden hat er nur nicht, sonst —

Was, zum Henker, schnackt Ihr denn da? Was hat das Ausspeien mit der Liebe zu theilen?

Die Frau von Flaming konnte vor Lachen nicht einfallen, und also fuhr Beyer fort: Das ist ein sicheres Zeichen, ob einer verliebt ist oder nicht, Ihr Gnaden. Speiet einer weit, so ist es nichts; aber speiet er leise und nahe vor sich, so —

Herr, speien Sie denn so erschrecklich? Und ich will doch nicht hoffen, daß Sie verliebt sind?

Hier steht es gedruckt, Ihr Gnaden. Ist es nicht wahr, so bin ich nicht Schuld. Die

gnädige Frau aber haben nun einmal ihren Glauben darauf gesetzt. Es sind noch mehr Zeichen da und eine ganze Kurart gegen die Liebe.

Wenn es mit der Kur eben so ist, wie mit den Zeichen, so werfen Sie das Buch getrost ins Feuer.

Nein, die Kur ist probat. Lissow fängt sie morgen an mit Fräulein Käthe, und Quintchen kann sie ja auch gebrauchen. Hilft es nicht, so schadet es auch nichts.

Nicht etwa das ganze Haus, wie eine Frühlingskur? Wozu denn Lissow und Käthe? sind die verliebt?

Die Frau von Flaming fiel hier zu rechter Zeit ein; sonst war das Geheimniß verrathen. Sie winkte Beyern, und er ging. Nun fing sie an, ihrem Manne ihre Meynung von Quinctius zu sagen. „Ich glaube wirklich nicht, daß er Käthen liebt. Sieh, da hat er Beyern ein Buch genommen. Du weißt ja, lieber Mann, wie der Quinctius ist. Was er irgendwo liest, das will er probiren. Nun liest er in eben dem Buche, das Beyer mir vorlas." — Sie erzählte ihm nun, wie das mit

dem nächtlichen Besuche bei Käthen gekommen war, hieß Quinctius einen Narren, sagte daß Käthe ihn hätte anführen wollen, und der Baron war zufrieden.

Nun ja, sagte der Baron: das seh' ich nun wohl, der Junge ist ein Narr; aber im Grunde hat er doch mit aller seiner Narrheit Recht. Da hängt mein Stammbaum im Staube. Nein, ich möchte gern noch einen kleinen Flaming mit meiner eigenen Hand hinein schreiben. Er soll Käthen haben, kurz und gut!

„Nun ja, ich sehe es recht gern, und Käthe nimmt ihn gewiß gern; denn das vorhin war Ziererei, das sah man wohl. Aber Quinctius ist ja noch nicht zwanzig Jahre alt, und dann, sagst du ja, durften die alten Deutschen erst heirathen. War es nicht so, lieber Mann?"

Ja, ja, richtig; so war es. Ja, ja! der Junge soll noch ein Jahr warten; die Käthe läuft ihm nicht davon. Doch wenn die alten Deutschen im neunzehnten Jahre solche Kerl gewesen wären, wie Quinctius — ich stehe dafür, sie hätten auch geheirathet. Ja, er

soll noch ein Jahr warten. Man muß die Alten ehren.

„Und wäre es denn nicht besser, da er doch noch ein Jahr warten soll, man sagte ihm nicht, daß Käthe ihm zur Frau bestimmt ist, und Käthen eben so wenig? Käthe ist jung und unbesonnen, und das Kammerschleichen hat mir nicht gefallen. Doch wie du willst, lieber Mann.“

Nein, Ronichen, da hast du Recht. Das sind dumme Dinge! Nein, da nehm' ich den Jungen vor, und sage ihm: du, mach dir keine Hoffnung auf Käthen; sie wird deine Frau nicht. Käthen sag du dasselbe. Dann Französische Schlösser an die Kammerthüren! Und Lissow ist ja vernünftig; der kann ihr einmal in einer Stunde vorstellen, wie häßlich es ist, wenn ein junges Mädchen solche Dinge macht. Und mit dem Ausspeien, da ist Beyer ein Narr. Er hat wohl einmal von einer verliebten oder Liebeskrankheit gehört, da müssen die Leute Merkurius fressen, bis sie allen Gift von sich speien. Ja, das hilft wohl da, aber nicht gegen die Liebe. Die sitzt im Herzen; da hilft das Ausspeien nichts. Wenn er will, so

kann er selbst speien. Eine Kur gegen die Liebe! hat das je ein Mensch erhört! Sag ihm das, Ronichen; nichts von einer Kur, und damit Amen. — Er ging.

Man denke sich unter meinem Beyer nicht etwa einen albernen Pinsel; das will ich mir in seinem Namen verbitten. Ich habe ihn oben einen philosophischen Kopf genannt. Die Recensenten, die zuweilen ein Buch kommentiren, wie Beyer die Kunst zu lieben, könnten auf den Einfall kommen, zu behaupten, ein philosophischer Kopf müsse nothwendig die Liebe kennen; allein, mit Erlaubniß dieser Herren, das folgt nicht nothwendig. Beyer war von früher Kindheit an auf der Schulpforte erzogen, wo man damals alle Dichter wie den leidigen Teufel floh. Er sah bis ins zwanzigste Jahr kein weibliches Geschöpf, als eine alte Magd auf dem Kloster. Auf der Akademie, wo er studierte, ging er in die Kollegia, und von da in eine öffentliche Anstalt zum Unterricht. Hier wohnte er auch, und fand die Frömmigkeit dieser Anstalt gar nicht drükkend, weil er wirklich fromm war, und äußerst einfach lebte. Von da zog er zu dem Baron

von Flaming. Hier setzte er sein Lieblingsstudium, Hebräische Sprache und damalige Philosophie, fort. Die Kammerjungfern liefen von selbst vor seiner Perücke, seinem ernsthaften Gesicht, und seiner docirenden Stimme. Wo konnte Beyer die Liebe kennen lernen, oder Geschmack an den schönen Wissenschaften bekommen? Sobald also davon die Rede war, ging es Beyern, wie manchem jetzigen Gelehrten, wenn von Latein oder gar vom Griechischen die Rede ist: er schweigt, oder sagt alberne Dinge.

So viel von meinem guten Beyer, der in seinem vierzigsten Jahre durch seine Frau die Liebe, und in seinem sechzigsten durch seine Söhne die schönen Wissenschaften noch kennen und schätzen gelernt hat.

Die Frau von Flaming traf noch heute Anstalten, Ovids weise Lehren auszuführen. Sie rief Käthen, und sagte ihr, daß sie von morgen an die Haushaltung besorgen müsse. Es ist die Frage, mein liebes Kind, ob du einmal reich heirathest; und so mußt du nothwendig die Haushaltung lernen, um nicht mit deinem künftigen Manne zu Grunde zu gehen.

Käthe zog aus diesen Worten, ich weiß nicht welche Hoffnung für ihre Liebe, und versprach fröhlich Gehorsam. Die Schlüssel wurden also Käthen übergeben, ein Rechnungsbuch dazu; und, siehe da! Käthe flog mit einem Bunde Schlüssel die Treppe hinunter in die Küche, dann in den Keller, dann auf den Boden, gab heraus, schloß weg, holte Wein, nahm die Arbeit der Mägde in Empfang u. s. w. Die Lehrstunden hatten ein Ende. Abends war Käthe so müde, daß sie, als sie im Bette lag, nach einem kleinen Gedanken an Lissow sogleich einschlief. Morgens weckten die Mägde sie schon so früh, daß sie kaum einmal an Lissow denken konnte. Damit ihr Eifer auch nicht erkalten möchte, saß ihr die Tante beständig auf den Fersen. War sie eine Stunde frei, so wollte Tante spazieren gehen. Kurz, Käthe hatte alle Hände voll zu thun, so daß für die Liebe und für Lissow nur wenige Augenblicke übrig blieben.

Dazu kam nun noch, daß mit Lissow eine große Veränderung vorgegangen war. Was willst du werden, August? fragte der Baron: Prediger? Landprediger? Gut! Beyer sagt,

du wissest jetzt genug, die Akademie zu beziehen. Das sollst du in Jahr und Tag, mit Quinctius vielleicht, oder allein. Aber Ihr, du als Landprediger, und Quinctius als freier Reichs-Ritter, braucht einmal Kenntnisse von der Land-Oekonomie. Dies Jahr sollt Ihr Eure Freistunden dazu anwenden. Ich habe den Amtsverwalter schon deshalb instruirt.

Am andern Morgen um vier Uhr wurde Lissow geweckt. Der Verwalter ritt mit ihm um die ganze Flur des Gutes, und fing den Unterricht praktisch bei dem Pflügen an. Quinctius sowohl als Lissow mußten pflügen lernen, dann eggen, dann säen. Kamen sie zu Hause, so saß ihnen Beyer mit der Topik und Philosophie auf dem Halse. Das ging so Tag für Tag. Alles, von dem Verwalter an, bis auf die Knechte, hatte geheimen Befehl von der gnädigen Frau, die beiden jungen Leute zu beschäftigen. Sie mußten von einer Arbeit zur andern. Käthe war auf dem Käseboden, und gab für die Haushaltung Käse heraus; Lissow stand mit seiner Schreibtafel im Staube auf dem Kornboden, und ließ Korn aufmessen. Käthe schrieb Eier

ins Buch; Lissow die Herrendienste ins Register. Nur am Tische kamen sie zusammen. Da konnte denn Lissow zur großen Freude der gnädigen Frau einen Hammelbraten eben so sehnlich betrachten, als die Minute vorher Käthen; und Käthe vergaß doch nicht mehr über das Anschauen ihre Suppe zu essen.

„Ihr Ovid ist ein ganzer Mann!" sagte die gnädige Frau zu Beyern. „Sie sollen sehen, Lissow wird bald krähen wie ein Hahn. Geben Sie Acht!" Allein die gnädige Frau hatte sich doch geirrt. Auf einmal fing Käthe an die Treppe hinauf und hinunter zu schleichen; hängte das Köpfchen wieder; schlug die Augen gen Himmel, wenn Lissow sie ansah; vergaß ihre Suppe, und aß nach Tische lieber noch unter Thränen ein Butterbrod.

Auch Lissow fing wieder an zurückzufallen. Er ritt einen Schritt, anstatt seines gewöhnlichen Trabes. Er ritt in den Wald, anstatt nach dem Felde; er pflügte zu hoch oder zu tief, und seine ganze schöne Oekonomie war vergessen. Da stand er, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hand vor die Stirn gelegt, bei den Dreschern auf der Tenne, und

träumte. Und an allem diesem Unheil war Beyer Schuld. Beyer liebte unsern Lissow, wie ein Vater seinen Sohn. Er hatte einen so fürchterlichen Begriff von der Liebe, daß er sie für ärger als den Teufel hielt. Man kann also leicht denken, was er bei der Vorstellung litt, daß Lissow in den Abgrund der Liebe versunken sey. Man denke sich aber auch die Freude des liebevollen, guten Lehrers, als er seinen jungen Freund von dieser gefährlichen Krankheit gänzlich geheilt glaubte. Er hatte es der Frau von Flaming hoch und theuer versprechen müssen, Lissow'n nicht eher etwas über diesen Vorfall zu sagen, als bis er gänzlich geheilt wäre. Das hielt Beyer; aber da er einmal Lissow'n laut, schallend, lachen hörte, so hielt er dessen Heilung für ganz vollendet, und glaubte sich seines Wortes entbunden. Sein Glaube an den Ovid war ungeheuer geworden.

Er redete Lissow'n, da er mit ihm allein war, folgendermaßen an: Ich wünsche Dir Glück, mein lieber Sohn, zu deiner jetzigen Gesundheit. Gott gebe, daß du nun den ge-

hörigen Nutzen für die Zukunft daraus ziehen mögest!

„Mein Gott, lieber Herr Beyer, ich bin ja nicht krank gewesen.“

Ich meyne die Krankheit deines Herzens, deiner Seele: deine Liebe zu Fräulein Käthe. Denkst du, ich habe das nicht gewußt? O, mein guter Jüngling, ich war besorgter um dich, als du selbst. — Er entdeckte ihm nun, welche Mittel er und die Frau von Flaming angewendet hatten, ihn und Käthen zu heilen. — Schäme dich nicht, mein Sohn. (Lissow erröthete wahrhaftig mehr vor Verdruß, als aus Scham.) Oder ja; schäme dich deiner vergangenen Thorheit. Thorheit, sage ich, mein Sohn; ich würde Bosheit sagen, wenn ich nicht dein Herz kennte. Denn wie konntest du nur einen Augenblick daran denken, ein Fräulein zu heirathen? Ich will nicht einmal von dem Verdrusse reden, den du deinem Wohlthäter, dem Baron, dadurch erregt hättest, wenn die gnädige Frau nicht so gütig gewesen wäre, es zu verschweigen. Danke dem Himmel und der gnädigen Frau, die dich gerettet haben.

Alles Blut wallte in Lissows Adern. Käthe hatte ihm in einem Briefchen die neuen Hoffnungen mitgetheilt, die sie von ihrer Tante bei ihrer Bestallung als Wirthschafterin erhalten hatte. Diese Hoffnungen waren eine von den Ursachen ihrer Heiterkeit gewesen. So oft Käthe und Lissow einander einen Augenblick allein sahen, sprachen sie von nichts, als von dieser reizenden Aussicht. Die gnädige Frau schien ihnen ein vom Himmel gesandter Schutzgeist. Sie wurden noch gewisser in ihren Hoffnungen, da Quinctius sich beklagte, daß ihm von seinem Vater alle Aussicht auf Käthens Besitz genommen sey. In diesen Hoffnungen lebten und webten die beiden Liebenden; und nun wurden sie aus einer Region voll Rosenlicht auf einmal in den Abgrund voll Finsterniß gestürzt!

„Die gnädige Frau wird wissen, sagte Lissow kalt und bitter, wie viel Dank sie von mir und Käthen verdient. Wie sie handelt, gerade wie sie, so will auch ich handeln: eben so ehrlich und offen." — Das thu, mein Sohn, sagte Beyer; und du wirst ein redlicher Mann werden, ob du gleich dabei dennoch

immer aus der Topik die Regel vor Augen behalten mußt: non exemplis, sed legibus judicandum ac vivendum est. — „Aber auch die, setzte Lissow hinzu: multitudo errantium, und so weiter.“

So wie er von Beyern frei war, setzte er sich hin, und schrieb Käthen die heimtückische Falschheit ihrer Tante. „Wir sind verrathen,“ schrieb er, „von der Frau verrathen, der wir Menschlichkeit genug zutraueten, nicht ein paar Herzen zu zerschmettern, die sich lieben, und in ihrer einfachen Liebe so glücklich sind. Aber wir sind verrathen! Man bestimmt Sie noch immer für Quinctius. Und mich? mich wird man leicht los werden können. Den lästigen, elenden Menschen, in dessen Adern kein hochfreiherrliches Blut rollt, und in dessen Herzen keine Tugenden leben, die von einem Stammbaum ihre Würde erhalten — den stößt man auf die Gasse, überläßt ihn dem Gefühle seines Elendes, seiner Verzweiflung, und raubt ihm das Herz, das allein sein Glück war, und das allein für ihn schlug.

So ungefähr schrieb er, und steckte Käthen das Briefchen zu. Käthe machte am Abend ihre Rechnung, legte sich nieder, zog das Tischchen mit dem Lichte vor das Bett, und wollte den Brief ihres Geliebten lesen, um dann mit dem letzten Worte in den Augen einzuschlafen. Sie gähnte schon, als sie den Brief aus dem Busen zog. Aber welch ein paar helle Augen bekam sie wieder, da sie eine Zeile gelesen hatte! Sie las noch einmal. Alles wurde ihr deutlich. Sie vergoß Thränen, die sie seit langer Zeit nicht mehr geweint hatte, und konnte nicht einschlafen, so müde sie auch war. Noch in der Nacht antwortete sie Lissow'n ein paar Worte, worin sie ihm von neuem feierlich ihre Treue zusicherte, auf die Tante, auf Quinctius, den Oncle, und alle Stammbäume in der Welt schmählte, und die Tochter eines Bauern zu seyn wünschte, damit sie doch die Erlaubniß haben möchte, ihren theuren Lissow zu heirathen, mit dem sie lieber in einer Bauerhütte leben wollte, als mit Quinctius auf einem Throne. Sie legte das Briefchen zusammen, steckte es in ihren Busen, schlug ein Knipschen, sagte: ich will

nun doch keinen andern als Lissow! und schlief dann ruhig ein.

Von diesem Abend an suchten Lissow und Käthe jeden Augenblick, den sie beisammen seyn konnten. Ihre Liebe, die nach Ovids Vorhersagung schon anfing, unter der Menge von Geschäften, und unter Ermüdung zu erliegen, schlug wieder mit hohen Flammen auf. Wer konnte die jungen Leute hindern, einander zu sehen, besonders da die Frau von Flaming voll guten Zutrauens nicht mehr so beobachtende Blicke auf Käthen warf? Sie sahen sich also jetzt öfter als vorher. Lissow revidirte das Biergebräude gerade wenn Käthe Bier für die Leute holen ließ. Er kam vom Kornboden auf der einen Seite, wenn Käthe auf der andern nach dem Tauben- oder Flachsboden ging. Da standen sie zwischen den brütenden und schnäbelnden Tauben, und liebkosten sich wie die. Sie waren nun von allen verlassen, und so hängten sie sich noch weit fester und inniger an einander. Ihr gegenseitiges Vertrauen stieg in dem Maße, als sie sich von allen andern Menschen verrathen glaubten. Sie nannten sich jetzt Du, was sie vorher

nie gethan hatten; sie mußten auf der Flucht genießen, und ihre Küsse wurden jetzt feuriger und sinnlicher als jemals. Auch ihren Planen konnte man die heißen Küsse anhören; denn sie liefen alle darauf hinaus, sich, so bald es nur möglich wäre, zu vereinigen. Ich kann Verwalter werden, sagte Lissow. Und ich irgendwo Wirthschafterin, fiel Käthe ein. Oder ich kann von Unterricht leben, sagte Lissow. Und ich von der Nähterei, erwiederte Käthe. Ach, wenn du erst ganz mein bist! riefen dann Beide, und fielen einander in die Arme.

Lange konnte indeß das Ding der Frau von Flaming nicht verborgen bleiben. Zuerst wurde sie durch Käthens kaltes Mißtrauen, das gegen die vorherige Liebe zu ihr so merklich abstach, aufmerksam; dann sah sie Käthen seufzen und träumen, wenn sie allein war; und endlich hörte man die Mägde an der Bodenthüre nach Fräulein Käthe beinahe sich heiser rufen. Fräulein Käthe! rief man im Hause; und Herr Lissow! auf dem Hofe. Man suchte immer beide zu gleicher Zeit. Die Frau von Flaming ging, wenn endlich Käthe die Treppe herunterstürzte, wohl hinaus, um sie zu sehen,

und Fräulein Käthe glühete wie eine Purpur-rose, und erschrack vor der Tante.

Lieber Beyer, sagte die Frau von Fla-ming, ich komme, Ihren Ovid um Rath zu fragen. Das ist nichts mehr mit den jungen Leuten. Es ist ärger als vorhin. Beyer er-schrack, und wollte das nicht glauben. Die gnädige Frau erzählte, und überzeugte ihn.

Beyer hatte manche Stellen angezeichnet; ach! er glaubte sie nicht nöthig zu haben, und jetzt mußte er sie lesen. „Siehe, Römerin, du nahmest Lukretia, die Mutter der Grac-chen, oder Katos männliche Tochter zum Mu-ster, nach dem du deine Tochter erzogest. Aber nun sitzt sie da, heimliche Thränen vergießend, mit Seufzern zwischen den Lippen. Sie ver-birgt in ihren Busen Briefe, die ihr ein Jüngling zusteckte, und die sie mit Thränen benetzt. Ihr Gang ist unstät: bald geht sie wie ein Mütterchen, das ein Jahrhundert auf dem Rücken fortschleppt; dann hüpft sie wie ein Spaz, der ein glänzendes Würmchen er-blickt. Sie faltet die Hände, und schlägt weh-müthige Blicke auf den Boden, als ob sie die Rolle der Hekuba spielte. Auf einmal ist sie

verändert. Sie singt, sie ist fröhlich, ausgelassen; ihre Wangen glühen; ihre Hände zittern; ihr Auge liegt voll stiller Wollust. Sie ist, als käme sie jetzt von der nächtlichen Feyer der Isis. Du zitterst, Mutter, und fragst: was fehlt meinem Kinde? Zittre; denn deine Tochter ist verliebt."

Weiter, lieber Beyer. Ihre Antiquitäten auf ein andermal.

„Flistert dir ein guter Gott den Namen der Krankheit ins Ohr, oder entdeckt ein Zufall sie dir, Mutter, so hüte dich deine Tochter zu schelten oder wohl gar zu schlagen. Sieh, je mehr du das Eisen schlägst, desto glühender wird es. Nimm ihr den Griffel und das Wachs nicht weg, damit sie keine Brife schreiben solle. Die Liebe kann mit Thränen in die Luft schreiben, und der Geliebte versteht die Briefe zu lesen. Bedenke, daß alle deine Sklavinnen, deren Herzen noch unter einer vollen Brust schlagen, deiner Tochter Freundinnen sind. Sperre sie nicht ein. Denke an Danae's Geschick. Suche insgeheim den Namen des geliebten Jünglings zu erfahren. Sprich von ihren Bekannten; und nennst du

zufällig den Geliebten, so schlägt die Tochter das Auge nieder, erblaßt oder erröthet. Am besten, sie erröthet; denn sie hat sich doch des Geliebten nicht zu schämen, wie Pasiphae von Kreta. Ist der Geliebte von ihrem Stande, und kein Ungeheuer, so sorge, daß des Mädchens Hand in die seine gelegt werde. So ist es am besten, und du kannst dann bald den lieben Namen Großmutter hoffen."

Nun aber, nun weiter. Nun, denk' ich, kommt es.

„Aber ist es unmöglich, kannst du ihm deine Tochter nicht geben, oder ist sein Geschlecht für dich zu alt und zu reich: so zittre und folge! Schmähle nicht, tobe nicht wie ein Sturmwind, bitte nicht; die Liebe ist taub wie ein Fels auch gegen Vorstellungen, deren sich Kato nicht zu schämen hätte. Schweig, und handle im Stillen. Beschäftige deine Tochter mit ermüdenden Arbeiten, raube ihr lachend die weichen Polster, auf denen sie ruhet, würze das Essen nicht, das ihre Lippe berührt. Suche die Liebe zur Jagd bei ihr rege zu machen; aber sey zugegen, wenn sie jagt. Hilft dennoch das alles nicht, weil du des Jüng-

lings Schritte nicht leiten kannst, so gieb vor, in Asien sey dir eine Erbschaft zugefallen, die du holen wollest. Packe dich und deine Tochter auf ein Schiff. Leg ein Meer zwischen die Liebenden, und eine Zeit von zwei Jahren; und deine Tochter ist geheilt, wenn du sie zu zerstreuen suchst. Die Liebe ist wie Figuren in Eis geschnitten; der leichteste warme Hauch löst sie auf, und im Frost scheinen sie ewig halten zu wollen."

Gut, lieber Beyer, sehr gut. Die armen Kinder! Wenn Lissow kommt, so schicken Sie mir ihn doch sogleich auf mein Zimmer, und lassen Sie sich nichts gegen ihn merken. Sie ging.

Lissow war schon in einer Stunde bei ihr. Sie hatte alle Anstalten getroffen, daß man sie nicht stören konnte. „Höre, mein lieber Lissow, ich habe mit dir zu reden, wie eine Mutter mit ihrem Sohne. Ich glaube, du hast bei allen Gelegenheiten merken können, daß ich mütterlich gegen dich gesinnt bin. Mein Sohn, ich bitte dich, sey aufrichtig. Ich will mit dir über Käthen und über Eure Liebe zu einander reden. Diese Liebe kenne ich

schon lange. Ich selbst bin Schuld daran, daß du Käthen liebst; aber mein Sohn, ich möchte es nicht gern mit Käthens und deinem Unglücke büßen, daß ich Schuld daran bin. An deiner Miene sehe ich, daß du mißtrauisch bist, liebes Kind; aber glaube mir, du hast es nicht Ursache, gewiß nicht, Lissow. Ich will dein, ich will Käthens Wohl; und wenn Ihr nicht anders glücklich werden könnt, so will ich die erste seyn, die es dir leicht macht, Käthen einmal zu heirathen. Denn unmöglich wäre es eben so wenig als unerhört."

Lissow machte ein paar große Augen. „Du erstaunst? ja, das ist meine Meynung, und sie ist es gewesen, seitdem ich Eure Liebe kenne. Ich habe sie meinem Manne verschwiegen, weil er zu heftig ist. Er würde dich einen Verführer, einen Betrüger, einen Undankbaren geheißen, und dich mitten auf der Laufbahn zu deinem Glücke verstoßen haben; und das wäre hart und ungerecht gewesen. Du bist kein Verführer, kein Undankbarer; nichts als ein Jüngling, dessen Herz ganz natürlich gegen die Reitze meiner Käthe nicht gefühllos bleiben konnte. Deine Leidenschaft war schon

allmächtig, als du sie vielleicht noch nicht einmal merktest. Diese Liebe scheint Dir sogar eine Tugend, und wahrscheinlich ist sie es auch. Du willst Käthen glücklich machen; du fühlst es mit Gewißheit, daß du allein unter allen Menschen das kannst. Solltest du nun dein Glück, und, was dir gewiß noch mehr ist, auch Käthens Glück, aufopfern, solltest du dich und Käthen in Verzweiflung stürzen um ein Vorurtheil des Ranges? Das konntest du nicht; dazu liebtest Du Käthen zu sehr. Du warst, mit einem Worte, zu gut, zu edel, um das zu können. Nicht wahr?"

Ja, Ihr Gnaden, ja, das war ich. O, wenn es nur mich beträfe, nur mich; wie gern wollte ich dann leiden! Aber —

„Siehst du, ich weiß genau, wie du dachtest, weil ich selbst ein Herz habe, das, wenn es auch keine Leidenschaft hat, dennoch fühlt, wie dem zu Muth ist, der ein unsägliches Gut, eine unaussprechliche Liebe, aufopfern soll. Ich will dir beweisen, daß ich so denke. Mein Mann hatte deinem Freunde Quinctius Käthen zugesagt. Du kennst meinen Mann. Ich habe ihn von diesem Vorsatze wieder ab-

gebracht; und hier hast du meine Hand darauf, so lange diese Augen offen stehen, soll Käthe nie gezwungen werden, einem Manne, gegen den sie Abneigung fühlt, ihre Hand zu geben." — Lissow ergriff die Hand, küßte sie, und benetzte sie mit Thränen, die auf einmal hervorbrachen, mit Thränen der Dankbarkeit und des zärtlichsten Vertrauens. O, wie glücklich bin ich! rief er laut, wie glücklich machen Sie mich!

„Nur wirst du mir Recht geben, besser würde es seyn, wenn Käthe von deinem Stande wäre. Nicht wahr?"

Ach, Ihr Gnaden, wäre sie in der ärmsten Hütte geboren, die Tochter eines Bettlers, ich —

„Du würdest ihr eine Krone zu Füßen legen, wenn du sie hättest. Und du siehst, sie thut nicht weniger. Sie opfert dir ihren Rang auf, ein sorgenfreies, bequemes Leben, das ihr Quinctius Reichthum so leicht verschaffen kann. Deine Schicksale kennt sie nicht; und dennoch, dennoch, sie mögen kommen, wie sie wollen, ist sie schon jetzt fröhlich entschlossen, sie mit dir zu theilen. Vielleicht brauchst du noch zehn

Jahre, vielleicht noch zwanzig, ehe du Brod hast, und sie ist entschlossen, diese lange Zeit Reichthum und Glanz auszuschlagen, um noch wenige Jahre in deinen Armen zu seyn. Sie ist entschlossen, diesen Pallast, ihre hellen Zimmer, ihre schönen Möbles zu verlassen, um mit dir in einem kleinen Pfarr- oder Schulhause ärmlich, ohne Bequemlichkeit zu leben. Siehst du, Lissow? Liebe Käthen, so heiß du willst; deine Liebe wird nie so groß seyn, als ihr Edelmuth, als ihre Entsagung. Du wirst noch immer gegen sie zurückstehen."

Ach, das fühle ich, das fühle ich. Aber nie soll ein Mann so geliebt haben, wie ich Käthen; mein einziger Gedanke soll ihr Glück seyn, meine einzige Sorge, wie ich sie vergnügt machen könnte.

„Recht gut, Lissow; ich kann mir das von dir denken. Aber es würde doch besser seyn, das mußt du fühlen, wenn sie von deinem Stande wäre. Wir wissen beide, was wir von dem Unterschiede der Stände denken sollen; aber es wäre doch besser."

O Ihr Gnaden, wer fühlt das mehr, als

ich? Glauben Sie etwa, daß Eitelkeit von meiner Seite, oder Hochmuth —

„Lieber Lissow, würde ich ein Wort mit dir reden, wenn ich das von dir glaubte? Aber besser wäre es, oder, was im Grunde wohl einerlei ist, wenn Ihr Euch nicht geliebt hättet.“

Sie hielt hier einen Augenblick inne. Lissow schien in Nachdenken versunken zu seyn. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, um seine Aufmerksamkeit wieder zu erregen. „Denn denke dir, Lissow, du versänkest nun in Armuth, Käthe säße bei dir unter Mangel, Unbequemlichkeit, und so weiter. Denke dir das Bild, wie du willst. Wie manchmal würdest du auf den, doch immer schrecklichen, Gedanken fallen: hätte ich sie nicht geliebt, sie wäre vielleicht glücklicher; hätte sie mich nicht gesehen, sie lebte jetzt vielleicht in Ueberfluß! Mich dünkt, der Gedanke müßte dir um desto schrecklicher seyn, je mehr du sie liebtest.“

Lissow heftete seinen Blick auf den Boden des Zimmers. Er schien nachzudenken. Die Frau von Flaming fuhr fort. „Denke nicht etwa, ich glaubte, Käthe würde aufhö-

ren dich zu lieben. Nein, die Liebe wird dann erst recht heilig, wenn sie Leiden mit tragen hilft. Aber denke dir, Käthe säße da nun auf einem Strohstuhle, ein paar Kinderchen um sich her, denen sie nicht geben könnte, — ich will nicht sagen, was sie hier gehabt hat, ob das gleich ihrem mütterlichen Herzen weh genug thun sollte; sondern auch nicht einmal das Nothdürftigste. Denke dir, du hörtest ihre Seufzer, du sähest ihre Thränen, die sie heimlich abtrocknete — wie lebendig müßte der Wunsch bei dir werden: ach, hätte sie dich nie gekannt! Denke, sie hat dir alles aufgeopfert; was hast du für sie gethan? Nichts, gar nichts! Sieh, da würdest du stehen, wie ein armer Sünder, und würdest denken: ich habe sie in dies Elend geschwatzt. Wenn ich ihr Zeit ließ, sie besann sich anders, und war glücklicher. Aber da, wirst du denken, da benutzte ich den Augenblick, wenn das Herz am schwächsten ist; sie war ein junges Ding, das nicht gehörig nachdachte, das nicht wußte, wie bitter Armuth ist. Ich liebkoste sie; ich gab ihrer Leidenschaft, ihrer Liebe die Stärke, daß sie an das mögliche Elend nicht dachte. Sie

hätte sich gewiß besonnen; gewiß sie hätte es, und wäre nun glücklicher."

Nein, Ihr Gnaden, sagte Lissow betreten und mit furchtsamer Stimme; das hätte sie nicht. Gewiß nicht, und wenn ich ihr tausend Jahre Zeit ließe. Anders besonnen hätte sie sich nicht.

„Woher weißt du das, Lissow? fragte die Frau von Flaming sehr ernsthaft. Zuverlässig mußt du es doch wohl wissen, wenn du nicht der allerungroßmüthigste Mensch gegen Käthen seyn willst, die gegen dich so großmüthig ist. Woher weißt du so gewiß, daß sie sich nie anders besinnen würde."

Ach, wenn Sie wüßten, Ihr Gnaden, wie innig sie mich liebt, wie ich ihr alles bin! alles!

„Das bist du ihr jetzt; aber nach einem Jahre, wenn sie dich nicht mehr sähe, oder nach zehn Jahren, wenn sie ganz vollkommen über sich nachdenken könnte? Lieber Lissow, stehlen willst du doch Käthen nicht; überrumpeln auch nicht. Aber wahrhaftig, fast scheint es mir so, als wäre dir daran gelegen, das arme Mädchen in diesem Zustande der Leiden-

schaft zu erhalten, damit du sie nur nicht verlierst, ihr mag es dann auch gehen, wie es will. Denn was hast du gethan, um überzeugt zu werden, daß sie dich über alles liebt, und daß ihre Liebe unveränderlich ist? Nichts; vielmehr das Gegentheil. Und Käthens Edelmuth verdiente doch wohl, daß du eben so edelmüthig wärst. Weißt du, ob nicht Ein oder zwei Jahre Entfernung Käthen ganz von dieser Liebe geheilt haben würden, von dieser Liebe, die sie so unglücklich machen kann? weißt du das schon? Ja, wenn du dich einige Jahre entfernt hättest, ohne ihr zu schreiben, ohne sie heimlich zu sehen, und ihre Liebe hätte dennoch ausgehalten, sie wäre dir dennoch treu geblieben, sie hätte dann doch jeden andern Vorschlag ausgeschlagen, ihr Herz hätte nach dir allein verlangt, dich allein gewollt, auf dich allein gehofft: o, Lissow, sieh! dann, bei Gott, der mich hört! dann wollte ich Käthen bei der Hand nehmen, und wenn ich wüßte, wo du wärst, sie dir in deine Arme führen, und sagen: nimm sie, Lissow; Gott und ihr Herz haben sie dir bestimmt! Dann wäre es der Streich eines teuflischen Herzens,

dir dein Weib vorzuenthalten, die ohne dich nicht glücklich seyn konnte; es wäre die höllischste Bosheit, Käthchen darum unglücklich zu machen, weil du nicht von Adel bist, und du, du Lissow, du hättest bei jeder Thräne, die sie vergösse, bei jedem Seufzer, der aus ihrem Herzen stiege, bei dem allerfürchterlichsten Elende, unter dem sie erläge, den Trost sagen zu können: ich bin nicht Schuld an ihren Thränen, und sie würde noch unglücklicher seyn, wenn sie nicht mein Weib wäre."

Lissow stand da, tiefsinnig und erschüttert. Er schwieg; er warf nicht einmal einen Blick auf die Frau von Flaming. „Das, Lissow, fuhr sie fort, wollte ich dir sagen. Ich liebe dich, ich liebe Käthchen, ich nehme Theil an Euch Beiden; aber an Eurer Liebe kann ich noch keinen Theil nehmen, weil sie jetzt noch nichts als eine Thorheit ist. Du sprichst Käthchen heimlich, du schreibst ihr Briefe. Es ist von dir ungroßmüthig. Aber nimm dich in Acht, daß du nicht Käthchen früher unglücklich machst, als ich es fürchte. Es kann nicht fehlen, mein Mann wird es bald merken müssen. Du kennst meinen Mann. Wie gern würde ich Käthchen

durch dich glücklich sehen, wenn ich mich nur überzeugen könnte, daß Eure Liebe keine Laune der Jugend ist, sondern auch in der Entfernung dauern wird. Ich wollte dich warnen, Lissow, und zugleich dir sagen, wie nahe es mir geht zu sehen, daß ein Jüngling mit einem Herzen wie das deine so ungroßmüthig, so selbstsüchtig seyn kann. Jetzt geh, mein Sohn. Du bist zu voll, als daß du mir etwas antworten könntest, was gehörig überlegt wäre. Wir wollen weiter über die Sache reden. Jetzt geh!"

Lissow ging, und war tief erschüttert. Er hatte Tadel, Spott, von der Frau von Flaming erwartet, und bekam Liebe und beinahe Billigung. Er hatte seine Liebe zu Käthen vertheidigen zu müssen geglaubt, und sie forderte von ihm noch mehr Liebe, sie forderte Großmuth gegen das Mädchen. Er wiederholte ihre Worte, und überall fand er Wahrheit. Sie forderte nicht von ihm, seine Liebe zu unterdrücken; ohne Umstände würde er dann gerufen haben: das ist unmöglich! Sie forderte nichts als einen Beweis seiner Liebe. Weniger konnte sie nicht fordern; das fühlte er

selbst, ob er gleich über ihren Zweifel daran lächelte. Hätte die Frau von Flaming mehr gefordert, so würde sie nichts erhalten haben. Sie forderte, was selten ein guter, junger Mensch zu geben sich weigern wird, und was ihm die größte Kleinigkeit dünkt: den Beweis, daß die Liebe dauern werde. O, rief er, und legte die Hand auf die Brust: so bist du mein, Käthe! mein bist du, wenn eine zweijährige Treue die Bedingung ist! Könnt' ich es nur deiner Tante sogleich zeigen, wie keine Zeit, kein Leiden mir dein Herz nehmen kann!

Bei diesem Gedanken blieb er stehen. Wie war es? Sie selbst wollte mir dann Käthen in die Arme führen? Himmel! nach zwei Jahren! O, rief er laut, Käthe, ich will dich verdienen! Er bildete freudig den Gedanken aus, zwei Jahre das Gut des Barons zu verlassen. Fremd war ihm der Gedanke nicht; schon oft hatte er mit Käthen die Flucht ergreifen wollen. Es ist wahr, sagte er, und stützte den Kopf auf: kann sie dich vergessen, so muß es sich in zwei Jahren zeigen. Und wenn dich Käthe vergäße — wenn Quinctius indessen — Er versank in ein tiefes Nachsinnen. Jetzt

fing es an ihm sogar wahrscheinlich zu werden, was ihm vorher ganz unmöglich schien. Gut denn! vergißt du mich, Käthe, so sey es — ich werde um dich weinen, so lange diese Augen offen stehen, und du magst glücklich seyn. Glücklich! glücklich! Ja, Käthe, so sey es! denn ich liebe dich!

Er raffte einiges von seiner Wäsche zusammen, und steckte eine ziemliche Summe Geld ein, die er von den Geschenken des Barons und seiner Gattin zu der Flucht mit Käthen gespart hatte. Abends kam er unter einem Vorwande nicht zu Tische. Nein, dachte er, ich will sie nicht einmal mehr wiedersehen, um endlich zu erfahren, ob sie mir wirklich treu ist. Käthe, ich will diese gefährliche Probe mit deinem Herzen machen. Ach, wenn dein Herz diese Probe besteht, dein treues Herz! Weinen wirst du; aber wenn deine Thränen nicht früher aufhören zu fließen, so werden wir die glücklichsten Menschen seyn!

Er schrieb an die Frau von Flaming, und entdeckte ihr seinen Entschluß, Käthen zwei Jahre zu verlassen, um ihr den Beweis von der Wahrheit ihrer Liebe zu geben. „Ich werde zwei lange Jahre trauern, meine gnädige Wohl-

thäterin; aber ich werde gern trauern, weil mir diese zwei Jahre Ihre Achtung, und meiner Liebe einen mächtigen Schutzengel erwerben sollen. Trösten Sie Käthen. Ich übergebe Ihrer Liebe dies theure Mädchen, das ich verlasse. Ich habe sie nach unserer Unterredung nicht wiedergesehen; auch gebe ich Ihnen mein Wort, ich werde sie nicht wiedersehen, und nicht eher schreiben, als bis diese zwei Jahre vorüber sind. Dann aber, wenn sie mich nicht vergessen hat, dann soll mich kein Rang, keine Macht in der Welt abhalten, Käthen mein zu nennen; und ob sie mich vergessen hat, oder nicht, das will ich von Niemanden hören, als von Ihnen, meine gnädige Frau. Heute über zwei Jahre bin ich Abends unter der großen Eiche, am Hochwalde. O, meine Wohlthäterin, mit welch einem von Furcht und Hoffnung zerrissenen Herzen werde ich Sie dort erwarten! Leben Sie wohl. Ich unterschreibe mich mit der Empfindung eines Sohnes, der sein geliebtes väterliches Haus verläßt."

Den Brief schrieb er unter Thränen. Es war Nacht, eine schöne mondhelle Nacht. Er wollte noch vor dem Anbruch des Tages Käthen

und sein Glück verlassen. Je fester er diesen Entschluß faßte, desto wahrscheinlicher fing es auch an ihm zu werden, daß Käthe, seine geliebte Käthe, ihn vergessen würde. Und dennoch, dennoch blieb er bei seinem Entschlusse; denn er hatte, troß der Spitzfindigkeit, mit der sein Kopf zu Werke ging, nicht das mindeste auf die Vorwürfe der Frau von Flaming zu antworten, und sein Gewissen wiederholte sie ihm, so oft sein Herz wanken wollte.

Um zwölf Uhr schlich er von seinem Zimmer, den Saal entlang, nach dem Zimmer der Frau von Flaming. Er steckte den Brief an sie durch eine Spalte in der Thüre. Leb wohl! flisterte er mit Thränen, und ging den Gang hinab. Hier war Käthens Zimmer. O Himmel! da stand er, rang die Hände, seufzte leise: Käthe! o Käthe! schlich sich näher an die Thür, und horchte. Alles war todtenstill; selbst ihren Athem hörte er nicht einmal säuseln. Er legte die Hand auf den Drücker, stand an, und öffnete endlich die Thür. Alles still. Die Kammerthür ward halb geöffnet. Da hörte er ihren Athem, da sah er im hellen Mondlichte die reitzende Käthe so ruhig schlummern. Jüng=

ling, was wagst du? Er stand an ihrem Bette. Wer beschreibt seine Empfindungen! Das Mädchen, mit den Reitzen eines Engels, sollte er verlassen? Unmöglich! Es war, als ob an seinen Füßen Bleigewichte hingen. Er stand und schaute. Mit tausend Stimmen schrieen Herz, Liebe, Phantasie und Sinnlichkeit. „Nur noch einen Abschiedskuß will ich auf diesen holden Mund drücken!“ Er näherte sich. Schon berührte ihr Athem seine Lippen. Er hob sich wieder empor. „Sie würde erwachen, sie würde dich halten; und du hast dein Wort gegeben, sie nicht wieder zu sehen.“

So kämpfte er. Reitzender war gewiß nie eine Versuchung. „Ach, sagte er leise; so bin ich denn hier, und es ist mein grausamer Zweck, dich zu verlassen? — Nein, mein Zweck ist dich zu erkämpfen, mit dem allerschönsten Kampfe, den je ein Mensch kämpfte.“ Sein moralisches Gefühl erwachte hier noch einmal, und erinnerte ihn an die Vorstellungen der Frau von Flaming. „Was ist deine Absicht? Käthen glücklich zu machen! Dich glücklich zu machen, geliebtes Mädchen, und wenn du mich auch vergäßest.“ Bei den Worten Zweck, Absicht, fiel ihm auf ein-

mal, seltsam genug, aus Beyers Topik der Locus de Fine ein. Er murmelte zwischen den Zähnen: qui vult finem efficaciter, vult etiam media. „Dich glücklich machen! Nein, leb wohl, leb wohl, Käthe!" Er drückte seinen Mund auf die Spitze ihres Busentuchs, die über das Bett her hing. „Nein, sagte er leise; Thränen sollen dir deine Liebe nicht kosten! mit Kummer sollst du mein Glück nicht bezahlen!" So stand er vor ihr, mit weinenden Augen. Er betrachtete sie jetzt aufmerksam. Da hing eine blonde Locke über ihre Schulter herab. O, dies einzige Andenken! Er nahm von dem Tischchen eine Schere, und schnitt leise die Locke ab.

„Leb wohl, theuerstes Mädchen," sagte er, und knieete im Uebermaß der wehmüthigen Leidenschaft an ihrem Bette nieder. „Leb wohl! und vergißt du mich, ach, Gott! Gott! vergißt du mich, so erfahre dein Herz nie, daß ich hier vor deinem Bette stand, mit dieser Liebe, und dann ging, um dich glücklich zu machen. Leb wohl, Käthe!" Ach, wenn sie es doch wüßte, dachte er nun, daß ich hier war; dann könnte sie dich nie vergessen. Seine Augen rollten. O, wenn sie es wüßte! wenn sie es

wüßte! Er nahm das Rechnungsbuch, eine Feder, und schrieb unter die Rechnung: „Bleib mir treu Käthe, und leb wohl! Wir sehen uns wieder!" Er schlug das Buch zu, warf noch einen Blick auf Käthen, verließ ihr Zimmer und das Haus, ging durch den Garten, stieg über die Planke, und wanderte unter vielen Thränen, mit seinem Päckchen Kleidung unter dem Arm, die große Heerstrasse dahin: unter vielen Thränen, aber doch mit dem unbeschreiblich süßen Gefühl, das ein Sieg über uns selbst uns immer giebt.

Das hätte der Jüngling gethan? Das that er, ja. Er kannte die Wollust nicht, und ein Herz, das die nicht kennt, hat unglaubliche Stärke. Ueberdies war Beyer in Einem Punkte ein unübertrefflicher Lehrer. Er sprach mit einem solchen Enthusiasmus von der Tugend, und von ihrer schwersten Pflicht, der Selbstüberwindung, daß er die beiden jungen Leute damit ansteckte; und die Tugend ward in den Herzen seiner beiden Zöglinge dadurch befestigt, daß er nicht allein von ihr sprach, sondern sie auch wirklich ausübte. Er blieb sich immer gleich, ruhig, kalt, ein wenig steif sogar; aber jedes

mal wurde er warm, wenn er über Heuchelei redete. Nein, rief er laut, und seine Augen blitzten: nein, Kinder, wer erkennt, dies oder das ist seine Pflicht, und es nicht thut, weil es ihm Mühe macht, oder Schmerz, oder Schande, oder was es sonst seyn mag: der ist vor Gott und Menschen ein Schurke, ein Heuchler gegen sich selbst, ein Teufel. Wer Wahrheit eingesehen hat, besonders in der moralischen Welt, und ihr nicht folgt, oder wohl das Gegentheil thut, weil es den Sinnen, oder der Phantasie, oder dem Gefühle schmeichelt; o Kinder! (er faltete dann über dem Tische die Hände, und sah sie mit sehr rührenden Blicken an) Kinder! der ist nicht werth, daß er eine menschliche Gestalt hat. Ich will nicht richten, Kinder, ihr sollt es auch nicht, weil Gott es sich vorbehält; aber laufen will ich vor dem Menschen, ausspeien vor ihm. Gott vergebe es mir! ich kann nicht anders; denn das ist ein Schurke, der es mit keinem auf der Welt gut meynt! Wer die Wahrheit verräth, verräth auch seine Freunde, und sein Weib und seine Kinder, ja auch seinen Wohlthäter, wenn es noth thut und ihm nützlich scheint. Pfui! Gott behüte uns davor!

So sprach er oft, und die Wahrheit wurde Beiden heilig, besonders Lissow'n. Auch fehlte es dem Jünglinge gar nicht an Stärke, das, was er für seine Pflicht hielt, auszuführen. Er verließ also Käthen, weil er glaubte, es ihr schuldig zu seyn.

Am andern Morgen stand Käthe, als sie gerufen wurde, ruhig auf, ohne ihr Unglück zu ahnen. Sie wusch sich, flog in die Küche, gab heraus, sah nach Lissow auf dem Hofe umher, ging dann zurück auf ihr Zimmer, nahm ihre Nachthaube ab, ergriff den Kamm, faßte nach ihrem Haar, und — es fehlte eine Locke. Aber, mein Himmel, rief sie voll Verdruß, wenn das so fortgeht, so behalte ich kein Haar auf dem Kopfe! Ganz gewiß wieder Quinctius! Aber diesesmal habe ich wirklich geschlafen; sonst hätte er es fühlen sollen, der alberne Mensch! Sie vergaß indeß nach einigen Minuten ihre Locke, und ging ruhig auf den Boden, wo sie ihren Lissow erwartete. Nicht so ruhig stand es bei der Frau von Flaming. Als sie in ihr Zimmer trat, fiel ihr der Brief sogleich in die Augen. Sie las, und erstaunte. Dann ging sie zu Beyern hinüber. Lissow war nicht da; nie-

mand hatte ihn gesehen. Das lief gegen ihren Plan. Sie wollte ihn entfernen, aber ihn nicht hülflos in die Welt stoßen. Daher schickte sie sogleich ein paar Reitknechte auf verschiedenen Wegen ab, und gab jedem ein Billet an den Flüchtling mit, worin sie ihn bat, ihr sogleich Nachricht von seinem Aufenthalte zu geben. Sie befahl den Reitknechten, niemanden etwas von diesem Ritte zu sagen, und ging dann wieder in ihr Zimmer. Da saß sie traurig mit dem Briefe des Jünglings in ihrer Hand. Sie hatte ihn schon zehnmal gelesen, und zehnmal gesagt: Gott, wenn ihm ein Unglück zustößt, wer ist Schuld daran, als ich? So saß sie, als schnell die Thür aufflog, und Käthe athemlos und todtenbleich hereinstürzte. „Tante, er ist fort! er ist fort!" rief sie. „O du lieber Gott! er ist fort! gewiß, er ist fort!"

Große Thränentropfen rollten ihr bei diesen Worten aus den starren Augen; die Hände hob sie gefalten der Tante entgegen. „Ach, liebste Tante, wohin ist er? Er ist gewiß fort!" Ein neuer Schlag an das Herz der Tante. Fast hätte sie es bereuet, die beiden jungen Leute getrennt zu haben, so rührte sie Käthens

Anblick. Ich stehe dir dafür, sagte sie mit beruhigender Gewißheit, er wird wiederkommen. — „Wird er? wird er gewiß?" rief Käthe, und stürzte ihrer Tante beinahe sinnlos in die Arme. Die Tante hatte alle Mühe, das arme Mädchen zu beruhigen. Sie nahm in dieser Absicht sogar zur Unwahrheit ihre Zuflucht, und versicherte Käthen, daß Lissow Abschied von ihr genommen habe.

„Und von mir nicht, liebe Tante! von mir nicht! Was habe ich ihm denn gethan? Ich liebte ihn so, so über alle Beschreibung. Mir hat er nicht ein Wort gesagt, nicht ein Wort, und er hatte mir doch versprochen" — Sie wollte hinzusetzen: mich mitzunehmen; hielt aber ein. „O, sagen Sie mir, wohin ist er gegangen? wohin ist er?"

Das, liebes Kind, hat er mir nicht gesagt; aber er wird uns ohne Zweifel Nachricht geben. Das versprach er mir. Hat er dich nicht gesehen seit gestern um vier Uhr?

„Ach, was gäbe ich darum! sicher wäre er dann noch hier. Nichts, als die Locke hier hat er mir diese Nacht abgeschnitten, nichts weiter! Und ich habe geschlafen, und er hat mich nicht

geweckt. O Tante, beste Tante! warum ist er fortgegangen? Sehen Sie, mir schreibt er nichts, als: Lebe wohl! wir sehen uns wieder! Das steht von seiner Hand in meinem Rechnungsbuche. Weiter nicht ein Wort! Warum ist er gegangen? O, sagen Sie es mir!"

Die Tante erzählte, warum. Es war ein Glück, daß Käthe so unruhig war; sie hätte sich sonst nicht mit einer so widersprechenden Antwort abfinden lassen. Mehr Mühe machte es, die Uebrigen im Hause zu beruhigen. Seine Neigung, die Welt zu sehen, sagte die Frau von Flaming, einstimmig mit Beyern, war so groß, daß er sich vielleicht schon ein Jahr lang mit dem Gedanken trug, zu reisen. Er hat den Gedanken ausgeführt, und Gott gebe, daß es ihm wohl gehe! Indeß es zeigt doch, daß in seiner Brust Leben und That war.

„Was? Leben und That!" rief der Baron. „Ein Cajus-Streich, oder gar ein Cäsos-Streich. Leben und That? Den Teufel auch! Da mußte er hier arbeiten. Er will in der Welt herumdudeln, das ist es. Was hat so ein Mensch die Welt zu sehen? Was will er an der Welt sehen, von der ihm nicht ein Fußbreit gehört? Das

ließe ich noch von dem Quinctius gelten; da wäre es Leben und That. Denn da sagt der Adelspiegel, daß ein Edelmann nach dem Beispiel des Ulysses — ich kenne die Familie zwar nicht, thut aber nichts zur Sache daß — ein Edelmann die Welt sehen müsse, weil die Welt dem Adel gehört. Der muß reisen, von Amts- und Standeswegen; aber der allein."

Auch die Handwerksburschen, Ihr Gnaden, fiel Beyer ein; sie bekommen sonst keine Arbeit.

„Ei, die müssen wandern, und die Edelleute fahren. Da steckt es. Das ist der Unterschied. Ein Cajus-Streich ist es; da will ich meinen Kopf zum Pfande setzen. Laßt ihn laufen! Ich hatte es gut mit ihm in Sinne. Ein Glück ist es wenigstens, daß die Eltern todt sind; die würden sonst mit Gram in die Grube gefahren seyn. Laßt ihn laufen! Dummheit, sonst nichts; Hochmuth, und so weiter. Da liefen auch ehedem die Narren nach dem gelobten Lande, und es war keiner von Adel dabei. Aber wie ging es? Man schlug sie in Ungarn todt, wie die Fliegen. So geht es, wenn Leute reisen, denen es nicht zukommt. Als die Edelleute nachkamen, da ging es anders. Da hatte sogar der Kaiser in

Konstantinopel Respekt, und Jerusalem war er-obert im Umsehen. Gebt Acht, wie es ihm gehen wird!" — Käthe wurde blaß und roth, als sie den Freiherrn so sprechen hörte.

Die ausgeschickten Reitknechte kamen ohne Nachricht zurück. Nun war die Frau von Flaming wieder in der ersten Unruhe. Käthe, die ihre Tante beständig in Augen hatte, spionirte von den Reitknechten das Geheimniß heraus, und schwamm in Thränen. Beyer sogar, der ruhige Beyer, ging kummervoll umher, und seufzte nach Lissow. „Wohin, ohne Geld, ohne Erfahrung? Der Jüngling wird unglücklich!" Er wischte sich eine Thräne aus den Augen, und war so unruhig, daß er nicht eine Viertelstunde bei seinem Hebräischen aushalten konnte, ohne einmal das Fenster zu öffnen, und die Hofthür zu betrachten, durch die Lissow geflohen war. Der Freiherr brummte. Beyer hatte ihm tausendmal versichert, daß Lissow ein großer Mann werden würde; „und sein Ruhm, Ihr Gnaden, hatte er dann gutherzig hinzu gesetzt, wird ein neuer Glanz Ihrer Familie seyn. Die ganze Welt wird sagen: den Lissow haben wir dem Baron von Flaming zu danken." — Dem

Baron Hans von Flaming, war dann der Baron lächelnd eingefallen: so muß man sagen; sonst weiß man den Henker, ob ich es bin, oder einer von meinen Vorfahren. Hans von Flaming, lieber Beyer!

Man denke, nun war Lissow davon gegangen, und die ganze Welt konnte nichts von dem Baron Hans von Flaming sagen! „Der Teufel über den Narren! läuft davon und läßt mich im Stiche! Flickt er sich nun irgendwo ein, und sie geben ihm auch nur Kleider und Schuhe, so haben die den Ruhm davon, und ich nichts!"

Quinctius fing an Lissow'n zu beneiden. Schon die paar Worte seiner Mutter: „in seiner Brust ist Leben und That;" hatte er mit finstrer Stirne angehört. Aber es kam noch ärger. Die Frau von Flaming setzte Beyern, der noch immer nicht recht zu begreifen wußte, wie Lissow auf einmal so aus der Art geschlagen und ein Landläufer geworden seyn konnte, die edle Handlung des Jünglings auseinander.

Am Ende der Unterredung, die von beiden Theilen ein wenig warm geworden war, kam Quinctius in das Zimmer. So eben sagte die Frau von Flaming mit sehr vieler Empfin-

dung: nein, Beyer, seine Flucht, seine Abreise ist die edelste Handlung des Jünglings. Er hat meine ganze Achtung auf seine Reise mitgenommen. — O, glauben Sie mir, sagte Beyer, in seiner Seele liegt Stärke für jede Tugend, für jede edle That.

Das hörte Quinctius, und faltete die Stirn. Schon längst war er ein wenig auf die Gunst und Achtung neidisch gewesen, in der Lissow bei allen Menschen stand, die ihn kennen lernten. Und jetzt erhob man ihn wieder wegen einer Handlung, an der er doch nichts weiter zu bewundern sah, als den raschen Entschluß, ohne Geld, ohne Vermögen, bloß mit sich selbst und durch sich selbst in die Welt zu gehen, um sie kennen zu lernen. Aber, fragte er sich selbst, was ist denn nun Großes daran? Weglaufen kann doch wahrhaftig jeder, der ein paar Beine hat. Und ohne Geld ist er nicht, das weiß ich. Also was fehlt ihm denn? Aber wenn sie ihn nur loben können! Hätte ich es gethan, sie sagten ganz gewiß kein Wort.

Das waren die Empfindungen dieser fünf Menschen, aus denen der Zufall eine seltsame Begegebenheit bereitete. Käthe kam den Abend

weinend auf ihr Zimmer. Hundertmal las sie noch die Abschiedsworte ihres Geliebten. Es war und blieb ihr ein Räthsel, warum er sie verlassen hatte, ohne ihr ein Wort zu sagen und ohne sie mitzunehmen. In der Stille der Nacht fing sie an, die ganze Sache näher zu überlegen. Sie erinnerte sich noch sehr wohl, wie oft Lissow bei ihren Gesprächen von ihrer Flucht, für sie gezittert hatte. „O Käthe! Käthe! sagte er dann besorgt, mit seiner schönen Stimme: und du würdest unglücklich? Nein, es ist unmöglich! ich kann deine Ruhe, dein Glück nicht auf das Spiel setzen!“ Das sagte er oft, und nur ihre heißen Bitten, ihre heißeren Thränen und ihre heißesten Umarmungen hatten ihn dann bei dem Entschlusse erhalten können, mit ihr zu fliehen. An das alles erinnerte sie sich. „Aber, wenn er mich nicht unglücklich machen wollte, warum geht Er denn davon, und läßt mich allein? So konnte er ja auch bleiben.“ Das war noch immer das Räthsel. Auf einmal ging ihr ein Licht auf. „Ach, rief sie; jetzt weiß ichs!“ Sie sprang auf, und klatschte in die Hände. „Jetzt weiß ichs! Er wollte mich nur nicht bereden mit ihm zu gehen: er wollte es meiner

freien Wahl überlassen, ob ich ihm folgen würde oder nicht. Darum sagte er nichts, und darum schrieb er, (sie nahm das Rechnungsbuch): bleib mir treu, Käthe, und leb wohl. Wir sehen uns wieder! O, da steht es ja so deutlich: Wenn ich ihm treu bin, so wird er mich wieder sehen. Wenn ich ihm treu bin, ihm nachkomme, mit ihm fliehe. O Gott, der gute, edle Junge! O Lissow, ich bin dir wohl treu. Ja, wir werden uns wiedersehen. Sie sprang auf; sie war wie von Sinnen. Wiedersehen! das war das einzige Wort, welches sie sagte, und hundertmal wiederholte. Sie glaubte sich ihrer Sache so gewiß; denn sie wußte sogar auch den Ort, den sie einander zum Rendezvous gegeben hatten, wenn sie beide fliehen würden. Es war ein Städtchen, drei Meilen weit von dem Gute des Barons. Da wohnte in dem ersten Häuschen vor der Ringmauer des Städtchens ein armer Mann, der Lissow'n sein ganzes Glück verdankte. Lissow hatte ihn mit Hülfe der Frau von Flaming aus einem Abgrunde von Elend gerissen, und der Mann liebte ihn seitdem wie seinen Schutzgott. Hier in dieser Hütte, hatte Lissow gesagt, wollte er sich so lange aufhalten,

bis Käthe nachkäme; denn er sollte ein paar Tage früher davon gehen als sie, um vorher alle Anstalten zur Sicherheit ihrer Flucht zu treffen. Nun wußte Käthe gewiß, er befände sich dort, und harrte auf sie, ob sie ihm treu wäre. Schnell steckte sie den Geldvorrath ein, den sie zu dieser Absicht erspart hatte, und machte sich ein kleines Bündelchen Wäsche und Kleider zurecht. Den Weg kannte sie genau. Ihr einziger Spaziergang war die Straße nach dem Städtchen zu. Wenn sie mit ihrer Tante spazieren fuhr, so mußte der Kutscher jedesmal diesen Weg nehmen. Lissow hatte ihr eine kleine Landkarte von diesem Wege gezeichnet, auf der jeder Baum, jeder Fußsteig sehr genau angegeben war. Diese Karte wußte Käthe auswendig. Es schlug zwei Uhr. Der Mond schien hell, und der Morgen fing an zu dämmern. Sie nahm ihre Karte, ihr Geld, ihr Bündelchen Wäsche in die Schürze, und die Schuh in die Hand, schlich die Treppe hinunter, in den Garten, zur hintern Pforte hinaus, und nahm den Weg nach dem Städtchen zu, was die Füßchen nur laufen wollten. Glückliche Reise! Geschwind zum Baron!

Am Abend war das Tischgespräch Lissow und seine Flucht gewesen. Der Baron nannte ihn Cajus, Cäso, und im Aerger auch einmal Lucius. Er schwor, daß er nicht mehr einen Groschen an ihn wenden wollte, wenn er zurückkäme oder schriebe. Die Frau von Flaming aber, der das wehe that, fing an ihn zu loben. Sie und Beyer prophezeieten dem Baron mit vieler Gewißheit in Lissow einen großen Mann. Beyer erinnerte den Baron an den Glanz seiner Familie. „Ja, ja! recht, recht! wenn wir ihn nur wieder hätten! Weit kann er nicht seyn; wenn wir nur wüßten, wo!“ Da verrieth sich Käthe gewaltig. Sie nannte den Namen des Städtchens, und erröthete. Dem Baron schien das wahrscheinlich; es war die Straße nach Berlin. „Wenn wir ihn nur wieder hätten, den Cajus!“ sagte er, stand auf, ging in sein Zimmer, und überlegte. Diese Flucht machte ihm so viel zu nicht. Quinctius verlor seinen Freund, seinen Gefährten auf der Akademie, seinen Rathgeber sogar; denn das sah der Baron wohl ein, daß Lissow ein guter Mensch war. Er dachte dem Allen nach. Um vier Uhr Morgens ließ er sich ein Pferd satteln,

und sagte: „ich will doch sehen, ob der Hans Hasenfuß noch zu finden ist. Es sind drei Meilen; und sollt' ich auch noch drei Meilen weiter reiten und eine Nacht ausbleiben, was thuts?" Er steckte seine Schlafmütze ein, nahm die Pantoffeln in die Hand, ging hinunter, gab sie dem Reitknechte, setzte sich auf, und ritt den Weg nach dem Städtchen zu.

Der arme Junge! sagte die Frau von Flaming, als sie ins Bett ging; und sie that das, um ihn zu vergessen. Vergebens; sie vergaß den armen Jungen nicht. „Und darf ich ihn vergessen?" sagte sie laut, und richtete sich im Bett auf. „Bin ich denn nicht Schuld, wenn er unglücklich ist? und was habe ich denn gethan, um mein Unrecht wieder gut zu machen? Nichts! Die Reitknechte? die befolgen den Buchstaben; was kümmert die mein Herz und mein Gewissen? Und wußte denn nicht Käthe, wo er ist? Es sind nur drei Meilen. Gott, wenn ich ihn träfe! Wiederkommen sollte er nicht; aber er sollte doch wissen, daß er eine Mutter hat, an die er sich im Unglück wenden darf. Ich selbst will hin, und sollte es auch drei Meilen weiter seyn. Es wäre nicht zu viel, wenn es

nur ein Mensch wäre; aber es ist ein Jüngling, den ich zu dieser Flucht gezwungen habe. Ich eile selbst hin." Um fünf Uhr stand sie auf, ließ sogleich anspannen, befahl ihrer Jungfer, auf allen Fall Nachtkleider für sie und sich einzupacken, lief hinüber zu ihrem Mann, hörte, er sey ausgeritten, bestellte, man möchte ihm sagen sie wäre ausgefahren und würde vielleicht die Nacht nicht zurückkommen, stieg ein, und fuhr den Weg nach dem Städtchen.

Quinctius hatte Abends das Gespräch bei Tische gehört. Er wunderte sich wieder, daß man den Einfall, wegzulaufen, so lobte; und natürlich gerieth er auf die Idee, ebenfalls davon zu gehen. Es war noch ein Einfall; aber er führte ihn aus. Die Welt sehen! welch eine Freude! welch ein Vergnügen! und mit Lissow! Der Gedanke bekam durch diesen Zusatz noch mehr Stärke; denn er liebte Lissow'n brüderlich. Da geht es nach Berlin, von da nach Hamburg. Columbus fiel ihm ein. Er sah sich schon mit Lissow auf einer Entdeckungsreise, und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt. Seine Phantasie war auch die Nacht hindurch in schönen Träumen rege. Wo find' ich Lissow? rief er am

Morgen. In dem Städtchen, meynten sie gestern alle; und, wenn nicht da mehr, doch auf dem Wege nach Berlin. Er steckte sein Geld ein, ein großes Buch voll weißes Papier zum Reisejournal, ein Fernglas, ein Reißzeug; dann rollte er einen Haufen Landkarten zusammen, und nahm ein paar Bände von Hübners Geographie mit sich. So beladen, ohne alles Nachtzeug, ging er vom Schlosse hinunter, und wanderte den Weg nach dem Städtchen zu, wo Lissow seyn sollte. „Wie wird er sich freuen, wenn ich alles mitbringe, wodurch unsere Reise erst recht nützlich und angenehm wird! Ja, weglaufen ist nichts; aber planmäßig weglaufen, nichts vergessen, und sagen können: omnia mea mecum porto! Da steckt es!"

Eine halbe Stunde hinter ihm kam auch der gute Beyer. Er hatte der Frau von Flaming, weil sie ausgefahren war, in einigen Worten die Nachricht hinterlassen, daß er den guten braven Lissow aufsuchen wollte, um mit ihm über sein Fortkommen Abrede zu nehmen. Er könnte vielleicht ein paar Nächte ausbleiben. Aber es sey ihm unmöglich, den guten Jungen so aufs Gerathewohl in die Welt hinein laufen

zu lassen, da er vielleicht nur einige Meilen zu gehen brauche, den verirrten Jüngling ins Fahrgeleis des Glückes und des Nachdenkens zurück zu bringen. Das schrieb er, nahm seinen Stock, und ging mit kummervollem Herzen dem Städtchen zu.

Käthe lief was sie konnte, und schon nach zwei Stunden fehlte es ihr an Kräften. Die Nacht nicht geschlafen, zwei Stunden in der frischen Luft Bewegung! Sie setzte sich auf einen Stein hinter einem Busch, um neue Kräfte zu sammeln. Das arme Mädchen konnte zuletzt ihre Augen nicht mehr offen halten. Sie legte ihr Bündelchen Wäsche auf die Erde, ihr Köpfchen darauf, und schlief ruhig ein. Indeß trabte der Baron die Straße daher, Käthen vorüber. Das Getrappel der Pferde erweckte sie. Durch den Busch, hinter dem sie lag, sah sie den gnädigen Onele, und erschrack nicht wenig.

Als sie ihn aus den Augen verloren hatte, ging sie behutsam und unentschlossen weiter. Immer hielt sie sich seitwärts an den Schwarzdornbüschen, welche den Weg einfaßten; und so wie sie Jemand sah, war sie wie ein schüch-

ternes Reh durch die Dornen hindurch. Sie kauerte sich dann an die Erde, bis der Wanderer vorüber war. Das geschah oft. Sie kam also sehr langsam vorwärts, und auch die Tante überholte sie. Ach Gott! die Tante! rief Käthe, als sie die Füchse und den scharlachrothen Wagen erblickte. Wie eine Eidechse schlüpfte sie in die Schlehenbüsche hinein. Die Tante fuhr vorüber, und Käthe kam wieder hervor. Dort kam einer, hier einer. Das arme Mädchen ließ die Hälfte ihrer Kleider und ihre Haube in den Dornen sitzen. Die Sonne stand hoch, und Käthe war herzlich müde. Schon wieder ein Wanderer! Käthe hinter den Busch, und niedergehockt. Unglücklicher Weise aber setzte sich der Wanderer gerade vor eben die Büsche, die sie verbargen.

Er wird ja endlich wieder weiter gehen, dachte Käthe. Aber er ging nicht. Es dauerte ihr endlich zu lange. Sie wollte hinter den Büschen davon schleichen. Das rasselte, und Quinctius fragte: „wer da?“ Käthe erkannte seine Stimme, sprang auf, und lief in vollen Sprüngen vorwärts. Quinctius hörte laufen, und lief aus Neugierde an der andern Seite der

Büsche ebenfalls vorwärts. Da kam ein Feldweg. „Käthe, um Gottes willen!“ rief Quinctius. — Ach, Quinctius, um Gottes willen! rief Käthe.

Sie standen Beide, und sahen sich verlegen an. „Wohin denn, Käthe?“ fragte endlich Quinctius. Spazieren, antwortete Käthe. „So? ich gehe auch ein wenig umher; der Morgen ist so schön,“ sagte er; und: ja, das ist wahr! sagte sie. Sie gingen mit forschenden Blicken neben einander her. Was haben Sie denn da? fragte Käthe. — „Ein paar Bücher und eine Rolle Landkarten. Ich wollte hier... die Gegend aufnehmen.... Und was tragen Sie denn da in der Schürze?“ — Oh, nichts! — „Aber das Papier da, was ist denn das?“ — Es ist auch eine Landkarte von dieser Gegend, sagte Käthe erröthend. Ich wollte sehen, ob sie richtig wäre. — „So?“

Sie gingen Beide weiter. „Zeigen Sie mir einmal die Karte.“ Käthe reichte sie ihm in der Verwirrung hin. Quinctius wollte sie nehmen. Der Hübner fing an zu fallen. Er wollte die Bände greifen, da rollten die Karten aus einander. Alles fiel zur Erde. Käthe wollte

zufassen. Ihre Schürze sank, und ihre Kleidungen und Wäsche lagen gesellig bei den Karten.

Quinctius machte ein paar große Augen, als er Wäsche und Kleider sah. „Aber, mein Gott, Kusine! was haben Sie vor?“ Käthe stand da, wie versteinert, und betrachtete ihre Habseligkeiten. „Kusine, nicht wahr, Sie wollen davon gehen? O liebste, liebste Kusine, Sie wollen davon gehen! Keine Antwort? Sagen Sie doch! Ich selbst, ich selbst, Kusine, ich habe eben den Entschluß. Ich will Lissow aufsuchen; und Sie?“ — Da bekam die Statüe Leben. Lissow? Lissow? O, Quinctius, ich, ich — „Sie wollen davon gehen, das sehe ich an den Kleidern, die Sie mitnehmen. Aber, mein Gott, Kusine, wohin wollen Sie? was ist Ihnen geschehen? Bedenken Sie doch, daß Sie ein Frauenzimmer sind! Ich bitte Sie, kehren Sie um; aber sagen Sie nicht, daß Sie mich gesehen haben. Ich gehe auf eine Entdeckungsreise aus.“

Das war einem Tauben gepredigt. Käthe gestand zwar, daß sie auf der Flucht begriffen sey; doch, nach Hause zurückzugehen, dazu war sie nicht zu bewegen. „Aber wohin wollen

Sie?“ — Zu Lissow. — „Was wollen Sie denn bei dem?“ — Mit ihm durch die Welt gehen. — „Mein Gott, warum denn?“ — Weil, weil . . . ich habe es ihm versprochen. — „Lissow? Sie wollen mit ihm davon gehen?“ Kurz, Quinctius fragte so lange, bis er denn endlich so ziemlich Licht in dem Handel sah. Er fühlte das Unschickliche, er fühlte das Unrecht in der Sache. Aber was war zu machen? Käthe wollte nicht hören. Sie schlug es sogar aus, mit ihm nach Hause zurückzugehen. Quinctius gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit. „Aber, mein Gott, sie werden zu Hause glauben, daß Sie mit mir davon gelaufen sind!“ — Das mögen sie, das mögen sie! Ich weiß, was ich thue.

Quinctius drohete Käthen sogar, allein zurückzukehren. Sie besann sich einen Augenblick. Zwar befürchtete sie, alsdann verrathen zu werden; aber dennoch sagte sie ihm, er hätte seinen Willen. Sie fürchten sich, Vetter, setzte sie hinzu; ich aber fürchte mich nicht. Ich gehe! — „Fürchten?“ rief Quinctius; „da irren Sie sehr! Ich bleibe bei Ihnen, und wenn Sie nach China wandern.“ — Nein,

zu Lissow! — „Aber, mein Himmel, ich will eine Entdeckungsreise machen, und zu Hause werden sie nun glauben, ich bin mit einem Mädchen davon gelaufen. Liebe Kusine, das ist doch grausam. Lissow hat den Ruhm; und ich?" — Nun, Sie machen ja eine Entdekkungsreise. Sie haben entdeckt, was Sie doch nicht wußten: daß ich Lissow'n zärtlich liebe. „Aber, daß ein Mädchen so viel Herz hat —!"

Wegzulaufen? Sehen Sie, Quinctius, auch das haben Sie entdeckt. O, Sie sollen noch mehr entdecken, denk' ich. — „Ja, das scheint so, das scheint so."

Sie gingen weiter; Quinctius mit wachsender Verlegenheit, Käthe mit leichtem Herzen.

Quinctius erfuhr nun Käthens und Lissows Liebe. Das Ding fing an ihm einzuleuchten. „Ja, liebe Käthe, rief er auf einmal: ich gehe mit Ihnen; ich bin Ihr Beschützer, Ihr Führer, Ihr Freund, bis Sie Lissow gefunden haben. Sie wissen, wie zärtlich ich Sie liebe; Sie wissen, daß ich lieber tausendmal mein Leben hingäbe, als Sie. Aber —"

Käthe blieb stehen, und sah ihn voll Bewunderung an: nein, davon weiß ich kein Wort.

Sie haben mir eine Locke vom Kopfe geschnitten, und mich beinahe mit Blumendüften getödtet; aber geliebt haben Sie mich nicht: denn, Quinctius, ich weiß, was Liebe ist.

Quinctius fing jetzt an, ihr seine heiße Liebe so feyerlich zu betheuern, daß ihr angst und bange wurde. Sie schwieg, um zu hören, was noch folgen sollte, und sah ihn starr an. „Aber," fuhr Quinctius fort. „Sie lieben meinen Freund. Ich trete nicht allein Ihr Herz an ihn ab; nein, ich will noch mehr thun: ich will das geliebte Mädchen in seine Arme führen." Sein Auge blitzte, sein Gesicht glühete bei diesen Worten triumphirend. Käthe wußte wirklich nicht, was sie von Quinctius denken sollte. Indeß, der Unglückliche ergreift ein Haar, um sich daran zu halten. Sie dankte ihm zärtlich für seine Großmuth, und sie gingen weiter. „Aber wie meine Mutter Lissows Flucht eine edle Handlung nennen kann, begreife ich doch nicht. Mich dünkt, Käthe . . . Doch ich will schweigen, und Sie in seine Arme führen. Ich will wenigstens meine Mutter überzeugen, daß ihr Sohn ein Herz hat, worin Kraft und Leben ist zu jeder edlen That."

Häßlich verrathen, Herr Quinctius! Die Idee, eine Geliebte dem Freunde abzutreten, und sie in seine Arme zu führen, hatte so viel Reitzendes für ihn, daß er jetzt eben so gern ging, wie Käthe. „Was wird Lissow sagen, wenn ich ihm Käthen bringe, und ihm erkläre, wie sehr ich sie liebe! Was wird meine Mutter sagen, wenn sie es erfährt!" Das waren seine Gedanken, und er flog mit Käthen der kleinen Stadt zu, die vor ihnen lag.

Der erste im Städtchen war der Baron. Er ging in das einzige Wirthshaus des Orts, und erkundigte sich nach Lissow. Man wußte nichts von ihm. Er erzählte dem Wirthe, der mit entblößtem Haupte vor ihm stand, erst von Lissow. Dann kam er auf die sechs und dreißig Turniere, gerieth in Eifer, und sagte dem Wirthe die Turnierstücke mit lauter Stimme vor.

Von da erhob er sich nach Rom, und erzählte von Hannibal, von seinen Thaten und Grausamkeiten, daß dem Wirthe die Haut schauderte. „Aber, lieber Herr Wirth, es kommt immer einer über den andern. Ein Vorfahr von mir, ein Baron von Flaming, kam

über ihn an einem See, und schlug ihn so arg, daß er seitdem nie den Namen Flaming hat hören können, ohne zu zittern.“ Dann zeigte er dem Wirthe die Schlachtordnung beider Armeen auf dem Tische: den See, das Gebirge, die Retirade Hannibals vom Tische hinunter; und endlich schloß er mit der Versicherung, daß seine Familie ihren Reichthum noch von dieser Bataille her habe. „Denn mein Vorfahr, sagte er, bekam die ganze Kriegeskasse, Bagage und allen Teufel auf einmal.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und seine Gemahlin trat herein. „Mein Gott! Veronichen! Du hier? woher? weswegen?“ Das Fragen hatte kein Ende. Man lachte über den närrischen Zufall. Der Baron fing wieder an, mit dem Wirthe von Hannibal und seinen Vorfahren zu reden. Man setzte sich zu Tische. Die gnädige Frau saß der Thür gegenüber. Die Thür öffnete sich, und Quinctius trat mit Käthen herein. „Kommen Sie doch,“ sagte Quinctius, und zog Käthen hinter sich her. „Sie sind“ — Da sah er seine Mutter, und das Wort blieb ihm auf der Zunge.

Er war mit Käthen in dem Häuschen des Mannes gewesen, bei dem Käthe ihren Lissow gewiß erwartete. Der Mann hatte ihn nicht gesehen. Man hielt Rath, was nun weiter zu thun wäre. Käthe war das Herz nun gesunken; sie hätte sich gern zurück gewünscht. Quinctius drang auch gerade nicht aufs weiter reisen; aber er rieth, auszuruhen, zu essen, zu trinken, und dann zu überlegen. So kamen sie an das Wirthshaus.

Das Wort blieb ihm auf der Zunge; als er seine Mutter sah, und Käthe wurde todtenbleich. Die gnädige Frau erschrack so sehr, daß sie alle Besinnung verlor. Der Baron drehete den Kopf um. „Der Teufel! Quinctius und Käthe? wo, der Henker! kommt ihr her?" Aber sie standen beide starr wie Bildsäulen, ohne ein Wort sagen zu können. „Hast du die mitgebracht?" fragte er seine Frau. Sie zögerte eine unglückliche Sekunde, ehe sie ja sagte, und die vorwitzige Kammerjungfer platzte heraus: Nein, Ihr Gnaden, wir haben nur den zweisitzigen Wagen; mit der gnädigen Frau sind sie nicht gekommen. — „He! wollt ihr antworten? Wie seyd ihr denn gekommen? wollt ihr?"

Zu Fuß, sagten Beide schüchtern; Käthe zitterte vor Angst.

Jetzt fing die gnädige Frau an zu examiniren; da ging es besser. Sie legte ihnen sehr entschuldigende Antworten in den Mund. „Aber was hast du da, Käthe?“ hob auf einmal der Baron an, und nahm ihr die Schürze aus der Hand. Käthe war ohne Besinnung. „Was Teufel! ein grünes Kleid, ein rothes, ein Nachtmieder, ein Rock, eins zwei, drei, vier, fünf Hemden? Was zum tausend ist denn das? Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Die Frau von Flaming wollte dazwischen reden. „Ronichen! Ronichen!“ rief der Baron im Eifer: „mausestill! mausestill, sag' ich. Das ist kein Spazierengehen, kein Verirren; ganz 'was anders. Sieh einmal! was giebt es denn da noch? Eine Nachtmütze, ein paar Schuh, Pantoffeln, Zwirn, Band, grüner, rother, gelber! Still, sage ich. Allongen *), rothe, grüne? Was ist in der Schachtel? Ha! ha! Italiänische Blumen, und Spitzenmanschetten! Still, Ronichen. Die

*) Ein Putz der Frauenzimmer aus den Zeiten, in denen Käthe ein Mädchen war.

Tasche auf, Jungfer Käthe! Was der Teufel! Silberne Schuhschnallen, der Ring mit den Brillanten von ihrer Mutter, eine Reihe Schottischer Perlen? Die andere Tasche her! Was zum tausend Henker!" Er zog einen Beutel mit Geld aus ihrer Tasche. „O schöne Dinge! das läuft am Ende gar auf einen Dieb — " Jetzt sah er den Wirth. „Was hat Er hier zu thun, Hans Hasenfuß? will Er zur Thür hinaus?" Der Wirth eilte, daß er weg kam, und erzählte draußen seiner Frau, daß die beiden jungen Leute dem Baron Hannibals halbe Kriegeskasse gestohlen hätten.

Der Baron schüttete den Geldbeutel aus. „Goldstücke, Harzgulden, Medaillen, und Münze eine ziemliche Summe." Die Frau von Flaming wollte wieder anheben. „Ich bitte dich, Ronichen, still! mausestill! Was ist das für ein Papier? (Er besah es.) „Die Reiseroute wahrscheinlich?" (Er konnte sich nicht daraus finden.) „Nun ist die Reihe an dir, Junker. Landkarten, von Brandenburg, Hollstein, Holland, Amerika. Hübners Geographie! gut! . . . Halts Maul, Frau. Ich will jetzt nichts wissen. Taschen her! Reißzeug, Fern-

glas. Was? Hier, hier ist der Schatz." (Er schüttelte einen Beutel aus.) „Das ist zu arg! Mußte mirs doch ein guter Geist eingeben, hieher zu reiten! Ein hübsches Sümmchen! Die andere Tasche! Ein Buch? Laß sehen! (Der Baron las den Titel:) Reisen und Entdeckungen des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming, von ihm selbst aufgesetzt, und der Welt zum Nutzen beschrieben. Den Teufel auch! Des Cajus Cäso: so muß es heißen! Wollen doch weiter sehen!" (Er las.) „Den 27sten August 1742. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich verlasse mein väterliches Haus. Ein unbekanntes Feuer, eine unwiderstehliche Neigung hat schon lange in meinem Busen gebrannt. Meine Eltern sind meinen Wünschen zuwider; aber ich muß, ich will glücklich seyn, selbst gegen ihren Willen! Leb wohl, väterliche Wohnung! lebt wohl, theure Eltern! Außer Euch habe ich alles, alles was ich liebe, und wodurch ich glücklich seyn werde, bei mir. Lebt wohl! Ihr werdet von mir hören!"

„I!" rief der Baron, „so schlage doch das Wetter drein! Eine schöne, eine saubere Wirthschaft! Spazieren gehen! Nun, Roni-

chen? nun thu den Mund auf! nun rede, was du willst!" Er sah seine Frau an; die begriff selber nichts von dem Handel. „Ein Cäso! fuhr der Baron fort; läuft bei hellem lichtem Tage mit einem Fräulein Nothafft davon! Großer Gott! Ein Flaming! und eine Katharina von Nothafft! laufen davon, wie ein paar Betteleute, zu Fuß, die Lumpen auf dem Rücken! Großer Gott! Ach, Ronichen, nun kann ich mirs vorstellen, wie es dem alten ehrwürdigen Quinctius, meinem Ahnherrn, von dem da dieser Taugenichts den Namen führt, zu Muthe gewesen ist, als der Flegel von gemeinem Kerl anfängt vom Bordell zu erzählen, worin der liederliche Cäso die Nächte herum gelegen hat. Nun kann ich mir's vorstellen. Wenn er hier stände, er würde sagen: lieber Urenkel, mir ging es gerade wie Ihnen; ich hatte auch einen ungerathenen Sohn. Ach, Gott! wenn das die Katharina von Nothafft, deine Aeltermutter, die schon 939 zu Magdeburg vom Kaiser zur Helmschau gewählt wurde — wenn sie wüßte, was ihre Enkelin gethan hat: anspeien würde sie dich! O, nun danke ich Gott und dem Pabste, daß die

Turniere abgeschafft sind; ich müßte sonst die Schande erleben, daß sie den aus den Schranken wiesen, oder ihn wohl gar auf die Schranken setzten und schlügen. Ich unglücklicher Mann! Sprich, du ungerathner Mensch, sprich, wie heißt das dritte Turnierstück?"

Quinctius sah beschämt zur Erde nieder, und schwieg. „Drittens," fing der Baron nachdrücklich an, „wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder schwächt, oder dieselben schmähet mit Worten oder Werken, soll nicht zum Turnier einreiten, sondern öffentlich geschlagen und auf die Schranken gesetzt werden. . . Sieh, so ein Mensch bist du!"

Aber, mein Gott, lieber Vater, ich habe daran keinen Gedanken gehabt, sagte Quinctius furchtsam.

„O schweig, schweig, und sey nicht obendrein ein Lügner! Wie, zum Teufel! bist du nicht mit der . . der . . der . . Feldgrille davon gelaufen? Zu Fuß, wie ein Bettler? Beschimpft den vierten Heerschild des heiligen Römischen Reiches, die ganze unmittelbare freie Reichsritterschaft! Junge, wenn das Seine Kaiserliche Majestät erführe, oder die Ritter-

schaft in den vier Landen: ich müßte vor Gram vergehen. Großer Gott, da hängen gerade die Beiden meinen zwei Stammbäumen einen Kleks an, den ich niemals wieder werde auslöschen können! Flaming und Nothafft! Ich wollte, Ihr hättet mir lieber das Gut abgebrannt: Aber gnade Euch Gott, wenn wir zu Hause sind! Dahin geht der Lissow, wie ein ehrlicher Kerl; er will sich 'was versuchen in der Welt. Das lasse ich gelten. Das ist noch ein Kerl! Aber der hier läuft wie ein Narr mit einem Mädchen davon, wie ein verliebter Narr, der weder Kopf noch Sinne hat."

Um Gottes willen, theurer Vater! Hören Sie mich! Sie wissen die Wahrheit nicht; ich habe —

Käthe, die wohl merkte, daß das ganze Ungewitter mit verdoppelten Schlägen um ihre Stirn her ziehen würde, wenn Quinctius die Wahrheit sagte, zupfte ihn am Rocke. Sie zitterte vor dem Gedanken, der Freiherr könnte erfahren, daß eine Katharina von Nothafft einem Bürgerlichen nachgelaufen sey. Quinctius sah sie an, als er das Zupfen fühlte, und traf auf einen so Mitleid erregenden, sanft

bittenden Blick in ihrem Auge, daß er nicht widerstehen konnte, und ihr mit den Augen Muth zuwinkte.

„Ich wüßte die Wahrheit nicht?" rief der Baron. „Du Narr! du Cäso! Als ob man sie besser zu wissen brauchte! Wie, zum Teufel! wozu hat denn die Gans die Hemden, Nachtzeug, all ihr Geld und die ganze Wirthschaft bei sich, wenn sie nicht mit dir hätte davon laufen wollen? Wozu, du Narr, schriebst du hier ins Buch: ich verlasse mein väterliches Haus! wozu? Steht hier nicht von heimlichem Liebesfeuer? steht hier nicht, daß Du alles bei dir hast, was du liebst? Nun will ich denn fragen. Käthe, hast du weglaufen wollen, oder nicht? Gott behüte dich, daß du nicht lügst!" — Ja, flisterte Käthe. — „Warum? Antwort! Aus Liebe oder nicht?" — Aus Liebe, gnädiger — „Was gnädiger! Der Teufel ist gnädig, ich nicht! Antwort! Wohin wolltet Ihr laufen?" — Wohin mich Quinctius führte. — „Nun, du Erznarr! da hör' es! Und was wolltest du mit dem Mädchen machen? verführen! nicht? he!" — Nein, mein Vater! — „Also heirathen?"

Ich weiß es nicht. — „Was? zum Teufel, das weißt du nicht? und läufst mit ihr davon? Willst du denn ewig leugnen?" - Käthe zupfte, und Quinctius sagte: wenn Sie befehlen, ja, ich wollte sie heirathen. — „Befehlen? ich habe den Henker befohlen! Und du wolltest ihn auch heirathen?" — Ja, gnädiger Herr Oncle! Es kam so sonderbar. O gewiß, wir bereuen es von Herzen. — „Das sollt Ihr auch! Aber du Gans aller Gänse, wenn du ihn mit aller Gewalt heirathen wolltest, warum machtest du denn damals den Lärmen, als er dir die Locke abgeschnitten hatte? Da sollte sie, und wollte nicht, und that weder Augen noch Lippen von einander, als er des Nachts zu ihr geschlichen kam, und schrie sich den Hals ab, wenn ich ihr von heirathen sagte. Du Schreihals! Mußt du denn schlechterdings alles heimlich treiben? Ist es nicht, als ob ein Zigeuner dein Vater wäre? Warum nahmst du ihn damals nicht gleich?"

Ach, gnädiger Herr Oncle!

„Ach, gnädige Fräulein Zigeunerin! Wart, ich will dich Verstellung lehren, du Jüdin! ich will dich unter der Erde hervorbringen! Fort,

in den Wagen! fort! Veronika, passe auf; sie läuft sonst davon. Fort!

In dem Augenblick machte Beyer die Thür auf. Er trat zurück, als er Käthen sah. Aha! rief er, hier ist Lissow! (Er vermuthete das aus Käthens Gegenwart.) Wo? riefen die Andern, und kamen in die Thür. Beyer erstaunte, die ganze Familie hier zu finden. „Ha!“ rief der Baron, „Sie haben den Braten gerochen, Beyer, und setzen nach. Wir haben die Vögel schon eingefangen. Sehn Sie hier die wunderschöne Wirthschaft!“ Beyer erstaunte, als er den Handel erfuhr. Er sah die gnädige Frau an, die sich ebenfalls aus dem allen nicht recht finden konnte. Käthe mußte mit der Tante in den Wagen, und Quinctius auf des Reitknechts Pferd. Die Jungfer, der Reitknecht und Beyer sollten zu Fuß nachkommen. So zog die Karavane wieder nach des Barons Gute. Lissow war vergessen.

Im Wagen hob Käthens Examen noch einmal an, und die Tante erfuhr denn das ganze Geheimniß. Sie malte nun Käthen mit sehr lebhaften Farben, was alles aus diesem

unbesonnenen Schritte für sie hätte entstehen können. Käthe fiel im Wagen ihrer Tante zu Füßen, und versprach unter aufrichtigen Thränen, nie wieder einen solchen Schritt zu wagen. Ich habe ja, sagte die Tante, gegen Eure Liebe eigentlich nichts; ich finde es natürlich, daß Lissow dich liebte; und eben so natürlich, daß du ihn wieder liebtest. Aber, Kind auf die paar Worte hin, die er dir in dein Rechnungsbuch schrieb, in die weite Welt hinein zu laufen, Ehre, guten Namen, ja die Tugend selbst an dies Ungefähr zu wagen: das, liebe Käthe, war so höchst unbesonnen, so kindisch, daß ich es dir nimmermehr zugetrauet hätte.

„Ach, liebste Tante, es schien mir so gewiß, so deutlich, daß er es so gewollt hätte. Jetzt zwar —“

Du siehst, liebes Mädchen, wie leicht ein volles Herz irren kann. Gut, Ihr hattet Eure Flucht verabredet. Ihr wart dazu fest entschlossen, wie junge Leute überall, ohne an die Folgen zu denken, sich zu dem entschließen, was ihnen ihr volles Herz als ein Glück vorspiegelt. Du siehst aber, wie leicht das volle

Herz die festesten Entschlüsse auch wieder über den Haufen wirft. Ihr wart so fest entschlossen, sagst du, mit einander zu entfliehen; und Lissow, wie du siehst, verläßt dich, flieht allein, und stößt alle die Verabredungen um, auf die du so sicher bauetest. —

„O, liebste Tante, glauben Sie mir, er hat mich nicht aus Treulosigkeit verlassen. Er —"

Davon bin ich fester überzeugt, als du, Kind. Er liebt dich gewiß noch eben so zärtlich; allein wer weiß, welche Kleinigkeit ihn veranlaßte, seinen Entschluß zu ändern? Vielleicht dachte er einmal, nur Einmal, mit Ernst daran, daß er doch durch seine Flucht mit dir seinen Wohlthäter, und auch deinen Wohlthäter, deinen Oncle, bitter kränken würde. Ein jugendliches Herz ergreift jeden Gedanken mit Heftigkeit. Sein Herz ergriff diesen. Er verließ seine Geliebte, um nicht undankbar gegen seinen Wohlthäter zu seyn. Nun, liebes Kind, setze den Fall, du wärst mit ihm entflohen, und er hätte das erst nachher einmal tief gefühlt. Lissow ist ein sehr edler Mensch. Wie würde es ihn gekränkt

haben, mit dir davon gegangen zu seyn! Armuth, mein Kind, achtet die Liebe nicht; die würde er mit dir leicht ertragen haben. Aber Vorwürfe des Gewissens, Reue, Angst, und das Gefühl undankbar bleiben zu müssen! Kind, du hättest dich sogar der Gefahr ausgesetzt, von ihm als die Ursache seines Unglücks betrachtet zu werden. Und dann denke, wie unglücklich du gewesen wärst, wenn du den Beistand deiner Familie, und zugleich die Liebe deines Geliebten verloren hättest!

„Ach, nein, Tante. Ich kenne ihn zu genau. Seine Liebe gegen mich ist unveränderlich. Gewiß, gewiß!"

So? Woher weißt du das? Du glaubst es, wie du auch glaubtest, er wollte dich mitnehmen. Hast du dich Einmal in ihm geirrt, so kannst du es noch tausendmal. Liebe Käthe, will es das Schicksal, daß du Lissows Frau werden sollst, so werde ich dir gern meinen mütterlichen Segen dazu geben. Du wirst in Lissows Armen, wenn er dich liebt, eben so glücklich seyn, als in den Armen des reichsten Edelmanns. Aber jetzt mußt du wenigstens abwarten, ob Lissow sich wieder zeigt.

Ich hoffe, er wird dich nicht vergessen, und du auch ihn nicht.

„Gewiß nicht, Tante, gewiß nicht, so lange wir Beide leben.“

Das wird sich zeigen. Gut, liebes Mädchen, ich will dir helfen, deinen Wunsch zu erreichen. Hier hast du meine Hand darauf. Es soll mir lieb seyn, wenn du einmal Lissows Frau wirst, so viel ich auch dagegen haben sollte.

Unter solchen Gesprächen kamen sie zu Hause an, Käthe fröhlich und leicht wie ein Vögelchen. Sie schlüpfte geschwind in ihr Zimmer, um nur dem Baron nicht zu begegnen. Es wurde eine große Stille im Hause. Der Baron ging umher, und lachte und scherzte. Das Ungewitter schien vorüber zu seyn, und Käthe kam ganz leichtes Herzens zum Abendessen. Als sie gute Nacht sagte, folgte ihr der Baron auf dem Fuße nach bis an ihr Zimmer. Ihr Herz fing an zu schlagen. Sie stand in der geöffneten Thüre. „Marsch! hinein ins Bauer, Fräulein Zigeunerin!“ Sie ging. Der Baron zog die Thür zu, warf ein großes Hängeschloß vor, und wollte gehen.

„Aber, mein Gott, gnädiger Herr Oncle, rief Käthe; wenn nun Feuer auskäme, ich müßte ja verbrennen!"

Besser verbrannt, als in der Welt zur Schande deiner Anverwandten herumgelaufen. — Er ging.

Quinctius ging auf sein Zimmer, und wurde ebenfalls eingeschlossen.

„Aber, lieber Gott, rief der durch die Thür: wenn mir in der Nacht etwas zustieße, ich könnte ja Niemand rufen."

So wartest du bis morgen, wenn ich aufschließe. Kurz und gut, du sitzest. Gute Nacht!

Dem Baron fiel es indeß auf. Halb und halb glaubte er, Beide sännen auf eine neue Flucht; halb und halb wurde ihm aber doch bange. Er sann, und überlegte. Narrenpossen! rief er auf einmal. Der Junge ist in ein paar Monaten zwanzig Jahr alt, das Mädchen siebzehn. Und bei Tage können Sie mir ja so gut davon laufen, als bei Nacht, und ein Unglück kann aus dem Einschließen auch entstehen. Kurz ab! Verliebt sind sie nun einmal; sie sollen sich haben.

Am Morgen ließ er den Prediger holen. „Sie sollen trauen, Herr Pastor! sagte er ihm. „Ich will die Gefangenen holen.“ Er schloß Quinctius Thür auf. „Angezogen! frisch!“ Quinctius war wie ein Blitz in den Kleidern. „Komm!“ Sie gingen Beide nach Käthens Zimmer. Käthe war schon beim Anziehen. „Geschwind, Käthe! angezogen!“ Nun faßte er Beide an, und führte sie nach dem Saale. „Die gnädige Frau soll kommen!“ rief er einem Bedienten zu. Er ging mit Quinctius und Käthen in den Saal, stellte Käthen vor den Stammbaum der Nothaffte, seinen Sohn vor dem Stammbaum der Flaminge: „Da! betrachtet Eure Ahnen, die Ihr habt beschimpfen wollen!“ Der Prediger stand stumm da. Die gnädige Frau kam. „Guten Morgen, Ronichen! ich habe es dem jungen Volke vergeben. Sie sollen ihren Willen haben. Da ist der Pastor; der soll sie auf der Stelle zusammenschmieden. Dann mögen sie laufen, wenn sie wollen.“ — Die gnädige Frau erschrak. Käthe erblaßte, und Quinctius erröthete.

Also der junge gnädige Herr, fing der Pastor an, sind der Herr Bräutigam — und —

„Da das Fräulein von Nothhafft ist die Braut. Hier sind die Namen. Quinctius Heymeran von Flaming, und Katharina Maria von Nothhafft“ — Der Prediger schlug das Buch auf, und suchte die Trauformel.

„Nun, du Wildfang, du Feldgrille,“ hob der Baron an: „bet' ein Vaterunser; mit dem Fräulein hats ein Ende. Wart! nun sollst du nicht mehr allein schlafen, damit sie dir keine Locken mehr abschneiden.“ Er faßte ihre Hand. Die Hand bebte. „Fürchtest du dich, Puppe? Sieh einmal! nun willst du wohl thun, als ob du dich schämst? Und wo hast du denn eigentlich diese Nacht schlafen wollen? und gar ohne Pastor! Na, sey nur lustig. Ist alles vergeben und vergessen. Komm, sollst deinen Willen haben.“ Er zog. Käthe stand da wie ein Bleiklumpen, und war nicht aus der Stelle zu bringen.

Er sah ihr ins Gesicht. „Na, na, ist es dein Ernst? He, Käthe! es ist ja gut. Hier riech! Hier ist Ungarisch Wasser! Was ist dir? Nun, Hasenfuß, du da Quinctius! steht er

nicht da wie eine vernagelte Kanone! So komm doch her, und bring deine Braut zu dem Herrn Pastor." — Quinctius rührte sich eben so wenig von der Stelle, und sah mit einer höchst einfältigen Miene im Zimmer umher. Käthe fing immer heftiger an zu zittern; zuletzt schwankte sie. Er brachte sie auf einen Stuhl.

Laß sie sich doch erst erholen, sagte die Frau von Flaming höchst verlegen. „Höre, Ronichen," erwiederte der Baron, „wäre ich gestern nicht gewesen, sie hätten dir weis gemacht, daß sie mit Hemden und Kleidern und Landkarten und Gelde drei Meilen weit spazieren gewesen wären. Ich habe die Sache angefangen, und will sie vollenden. Laß dich unbekümmert. Erholen? Vom Heirathen ist noch kein Mädchen gestorben, und besonders keine, die dem Heirathen bis nach Amerika nachlaufen will. Nein, nein, das ist ein Freudenschrecken. Siehst du? da kommt die Farbe schon wieder. Nun, frisch! sollst getraut werden, Käthe!" Er wollte sie vom Stuhle aufziehen.

Ach allerbester, allergnädigster Herr Oncle!

„Nun ist der Herr Oncle der allerbeste, da er dem Kinde den Willen thut. Na, so komm! Halt den Pastor nicht auf. Komm, komm! Aber, zum Henker, laß die Narrenpossen! Ziere dich heute Abend, so viel du willst, da bei dem hölzernen Herrgott, der da steht, als ob er angefroren wäre. J, so mach!" — Er zog; Käthe sträubte sich aus allen Kräften. „Höre, Käthe, ich lasse wahrhaftig den Pastor wieder gehen, und dann ist es für heute vorbei."

Ach, rief Käthe mit jammernder Stimme, ach, gnädiger Herr Oncle, lassen Sie ihn gehen!

„Zum Teufel, du Hexe von Zigeunerin!" Er sprang voll Zorn auf Quinctius zu. „Aber du Oehlgötze! rief er; steht er nicht da, als ob man ihn aus der Erde hacken müßte, wenn er gehen soll? So geh doch, und berede deine Amasia zu dem kurzen Gange. Hast sie ja zu einer Reise um die Welt beredet." Er stieß ihn ruckweise vor Käthen hin. Quinctius sagte nicht eine Sylbe. Ver-

legener kann kein Mensch seyn, als er. Eine so reitzende Frau bekommen zu können, und nicht zu dürfen! Er war entschlossen, Käthen in Allem zu folgen. Sagte sie ja; gut, so wollte er — o, mit welchem Entzücken dachte er das! — sich mit ihr trauen lassen. Sagte sie nein; nun auch gut. Er war zu allem enschlossen. Er stand vor Käthen stumm da, und zeigte in seinen Mienen weder Verlangen, noch Widerwillen, sondern bloß Verlegenheit. „Aber tausend Höllenteufel! wollt Ihr die Mäuler aufthun? Herr Pastor, verrichten Sie Ihr Amt, und reden Sie den jungen Leuten zu. Das ist ja eine Narrenbrut!"

Hören Sie, mein gnädiger Junker, hob der Pastor an: Sehen Sie, es ist der Wille Ihres gnädigen Herrn Vaters, daß Sie gegenwärtiges Fräulein ehelichen sollen. Gewiß sind Sie überzeugt, so viele Abneigung Sie gegen das Fräulein auch fühlen mögen — Quinctius sah den Pastor starr an. Der Baron unterbrach ihn. „Abneigung? was schwatzen Sie denn? Abneigung? Herr, sie sind ja bis über die Ohren in einander verliebt! sie sind ja gestern

mit einander durchgegangen, weil es ihnen mit der Hochzeit zu lange währte. Abneigung!"

Ey, ey, Euer Gnaden, ich hätte nicht gedacht, daß es so stände; denn sonst pflegen Verliebte sich nicht lange zu diesem heiligen Werke nöthigen zu lassen. Also, mein Fräulein, scheuen Sie sich nicht. Sie sind nicht die erste, die heirathtet, und werden gewiß auch nicht die letzte seyn; und es ist ja besser heirathen als Brunst leiden, oder, wie es die Welt heißt, verliebt seyn. Heirathen, mein Fräulein, ist keine Schande; aber verliebt seyn ist wohl mit Recht eine Schande zu nennen, weil, weil —

„Recht, lieber Pastor, da treffen Sie einmal den rechten Punkt. Recht! Kapiteln Sie nur derb! Also verliebt seyn ist eine Schande; weil, weil — Nun, warum denn, lieber Pastor? Sagen Sie."

Weil, weil man dann gar leicht zu Thorheiten in Israel getrieben werden kann.

„Als Weglaufen, Haarabschneiden, nächtliche Besuche machen, und so weiter."

Also mein gnädiges Fräulein, wiederhole ich noch einmal: Da es Ihr Wille ist, gegen-

wärtigen jungen Herrn Baron von Flaming zu heirathen —

Nein, nein, rief Käthe laut; es ist mein Wille nicht! Ich will ihn nicht heirathen! Es ist mein Wille nicht!

„Nun aber, sag Ronichen, sollte einen da nicht der Schlag rühren vor Aerger? Mädchen, wahrhaftig, zum letztenmale frage ich dich: willst du dich mit Quinctius trauen lassen?"

Lieber will ich sterben! Ach, gnädiger Herr Oncle, es ist mein Tod! gewiß, das ist es!

Der Baron erblaßte vor Wuth. Er sah Käthen lange starr ins Gesicht, und dann seinem Sohne. „Und du Quinctius?" fragte er auf einmal spitz; „denn an das Gänschen werde ich mich nicht kehren. Die hat nun einmal den Kopf darauf gesetzt, hinter einem Zaune, wie eine Zigeunerin, ihr Brautbett aufzuschlagen. Und du?"

Ich? sagte Quinctius. Vater, es wäre unedel von mir gehandelt, wenn ich Käthen heirathen wollte. Ich will nicht schlecht handeln; ich werde Käthen nie, nie heirathen!

Da stand der Baron starr und ohne Bewegung. Er wollte reden, und konnte nicht. Seine Lippen zitterten vor Wuth. Hannibal! schrie er endlich. Ja, und wenn der mich, wie den Cajus Flaminius am See Thrasimenus, zurichtete, so sollte es mich nicht so ärgern, wie diese Zigeuner-, diese Judenstreiche! Trauen sie los, Herr Pastor! auf mein Wort. Laßt Euch trauen, und dann lauft meinetwegen in die Türkei, wo kein Adel ist. Ich will nichts sagen. Aber trauen sollt Ihr Euch erst lassen, oder ich lege Euch an Ketten wie Haushunde. Gott vergebe mir die Sünde! Ich bitte Euch, Kinder, laßt Euch doch trauen. Kommen Sie, Herr Pastor! Kommen Sie! geschwind!" — Er ergriff Quinctius Hand.

Der Pastor kam, und Käthe flog wie ein Reh in die andere Ecke des Saales.

„Potz Gift und Galle! rief der Baron. Mädchen komm! oder, wahrhaftig! ich streiche deinen Namen auf dem Stammbaume weg. Wahrhaftig, das thue ich!" Er ergriff Feder und Tinte, und näherte sich dem Stammbaume.

Streichen Sie aus, rief Käthe; streichen Sie aus! O, ich wollte ich hätte nie da gestanden!

„Nun denn, rief er; nun ist es vorbei! Du niederträchtige Seele! Nun fall auf die Kniee, und bettle um Quinctius, wie ein Verdammter um den Himmel; du sollst ihn doch nicht haben. Gehen Sie nur nach Hause, Herr Pastor! Ein Karrnführer war dein Vater, und kein Edelmann. Geh auf dein Loch, du Landläuferin! Fort!“ Käthe flog schreiend an die Thür, schreiend über den Saal, schreiend in ihr Zimmer; und hier rief sie noch zehnmal: streichen Sie aus!

Der Baron trocknete sich den Schweiß ab, der Pastor ebenfalls. Quinctius zog eine krause Stirn, und die Mutter stand betrübt da. Der Prediger schlich sich davon, als der Baron mit Kopfschütteln die Stammbäume betrachtete. Quinctius wollte auch weg. „Bleib, rief der Baron. Quinctius, ich bitte dich, sag mir, was heißt das alles? Ihr lauft mit einander weg, und heirathen wollt Ihr Euch nicht. Was heißt das?“

Ich versichere Ihnen, lieber Vater, bei meiner adelichen Ehre, sagte Quinctius: ich will nie wieder ans Weglaufen denken; nie wieder. Ich will siegelbrüchig, wortbrüchig, ehrlos seyn, wenn ich gegen Ihren Willen etwas unternehme. Ich will alles, was Sie wollen; nur erklären kann ich Ihnen den Handel nicht. Ich habe mein Ehrenwort darauf gegeben, und ich bin ein Edelmann!

„Das begreife einer! Laufen weg, sind verliebt, und wollen sich nicht heirathen. Gut! Aber so laß auch die Liebeshändel mit dem verdammten Mädchen; denn deine Frau wird sie nun nicht, auf Kavalier-Parole!"

Auch das, mein Vater. Ich verspreche Ihnen, ich will nicht mehr an Käthen denken. Er ging.

„Begreifst du etwas davon, Ronichen? Ich nicht ein Wort, nicht ein kleines Wort."

Leider, ich auch nicht, sagte die Frau von Flaming mit geheimer Freude darüber, daß er nichts von Käthens Liebe zu Lissow gemerkt hatte. Es sind Kinder. Quinctius hat ja immer so seltsame Einfälle. Du sagtest, als Lissow weglief, in Quinctius Gegenwart: das

Weglaufen und das Reisen gehörte für Adeliche. Vielleicht ist das Schuld an dem ganzen Handel. Du weißt, wie Quinctius alles aufschnappt. Käthe ist unbesonnen. Quinctius wird ihr vielleicht das Reisen so süß gemacht haben. Sie hat mit gewollt, und dahin gehen sie, ohne zu überlegen, was sie thun.

„Ja, wahrhaftig, Ronichen, so ist es am Ende. Nun denn, Gottlob! daß sie wieder da sind! Man muß sich aber auch wahrhaftig mit Kindern in Acht nehmen, wie mit rohen Eiern. Ich sagte das so hin, ohne weiter daran zu denken."

Und sie thaten es so hin, ebenfalls ohne daran zu denken. Freilich, man muß vorsichtig seyn.

So endigte sich der verzweifelte Handel, und Lissow war in der Verwirrung ganz und gar vergessen.

Wie der Baron nun war, und wie ihn jeder im Hause kannte: heftig in der ersten Minute wie ein reißender Orkan, und nach einigen Stunden wieder ohne alle Schärfe, gutmüthig, vergeßlich und heiter, sobald es nicht unmittelbar seine Stammbäume betraf.

Schon den Mittag war wieder alles an Ort und Stelle. Niemand im ganzen Hause dachte weiter daran, daß heute hatte Hochzeit seyn sollen; nur Quinctius that es, und jedesmal mit Unmuth, wenn er das reitzende Mädchen mit der vollen edlen Figur erblickte. Er würde jetzt in Ernst in Käthen verliebt geworden seyn, wenn nicht seine Phantasie beständig von tausend andern reitzenden Vorstellungen in die allerabwechselndste Bewegung gebracht worden wäre. Jetzt wünschte er mit Begierde das reitzende Geschöpf zu besitzen; aber, dann dachte er wieder: sie wird dich für ungroßmüthig, für treulos gegen deinen Freund halten.

O Käthe, rief er den Abend, als er sie allein hatte, überwallend: wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, was meinem Herzen der heutige Morgen kostet! O, ist es nicht grausam? Ich mußte das allerunglücklichste Urtheil über mich selbst ausrufen. Ich mußte selbst, ich, Ihre Hand ausschlagen! O Käthe, um Gottes willen! wer wird mich dafür belohnen?

„Ihr eignes Herz, mein lieber Vetter! Sie sind der allergroßmüthigste der Menschen.“

Ach, Kusine, ich wollte, ich wäre weniger großmüthig gewesen; ich wäre jetzt der glücklichste aller Menschen. Aber es sey. Ich will leiden, damit Sie glücklich seyn können. Ich will ein Opfer der Freundschaft und der Liebe werden.

„O Vetter, sagte Käthe mit großer Herzlichkeit: Sie sind ein sehr edler Mensch. Das sag' ich nicht allein; das sagt auch Ihre Mutter. Sie sagte es heute mit Thränen der Freude, der mütterlichsten Freude!"

Wie? meine Mutter weiß –

„Weiß alles, alles! Sie kennt meine unglückliche Liebe, meine Flucht, Ihre Großmuth gestern, Ihre Großmuth heute. Sie bewundert Sie, wie ich Sie bewundere, und Lissow wird Sie anbeten."

Konnte Quinctius dem widerstehen? Unmöglich! Er würde jetzt für Käthen sein Leben aufgeopfert haben, wenn sie es verlangt hätte. In dem Genusse seines Weihrauches taumelte er fröhlich dahin. Er wollte lieber bewundert als geliebt seyn.

So kehrte nach und nach alles zur ersten Ordnung zurück. Quinctius studierte die To-

pik mit einem ungeheuren Fleiße. Den Boethius konnte er auswendig, den Agrikola trug er beständig bei sich. Kaussinus und Weisius lagen vor seinem Bette auf dem Tische. Beyer sah den Fleiß des Junkers, und war entzückt davon. Als es in dem Felde der Topik nichts mehr für Quinctius zu thun gab, kam Raymundus Lullus an die Reihe. Den fand Quinctius so recht nach seinem Geschmacke. Er las, er lernte, was über die große Kunst, durch Kombiniren zu denken, geschrieben ist. Kirchers Folianten kamen nicht von seinem Tische. Sogar das Kanocchiale Aristotelicum, das vierzig Jahre Nachdenken gekostet hatte, stieß ihn nicht zurück. Er arbeitete sich durch.

Täglich übte er sich einige Stunden, ganz für sich, alle Methoden zu denken zu vereinigen. Da lagen die bittersten Feinde friedlich neben und aufeinander: die Weisianer und der Anführer ihrer Feinde, Fabrizius. Jetzt stellte er sich mitten in sein Zimmer, gab sich selbst ein Thema auf, warf ein paar Blicke umher auf die Gegenstände, die ihn umringten, und hielt eine Rede nach der analogischen Rede-

kunst; dann ging er den Lullischen Zirkel durch, dann führte er eben denselben Gegenstand durch die Topik, und zwar mit so lauter Stimme, daß er die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses rege machte.

Sogar Käthe kam zuweilen auf sein Zimmer, und hörte eine halbe Stunde zu. Sehen Sie, Kusine, sagte er freudig: so bin ich in Stande über alles Denkbare zu reden, und bedarf weiter nichts, als hier die Stühle, den Tisch, die Fenster, die Bücher, die Decke, und so weiter. Was sagen Sie dazu?

„Ueber alles? Das sollen Sie wohl bleiben lassen. Zum Exempel wüßte ich nicht, was Sie bei der Thüre, oder bei den Fenstern von der Liebe reden könnten. Ja von dem gelehrten Kram, das laß ich gelten.“

Nicht von der Liebe? Oho! von allem in der Welt, wie ich Ihnen sage. Hören Sie nur. Er fing an. Die Liebe, diese gewaltsame Leidenschaft, ach! wie viel Stärke des Geistes, wie viel Selbstüberwindung gehört dazu, sie zu besiegen, und eine Geliebte, eine heiß Geliebte seinem Freunde abzutreten! Diese Leidenschaft zieht durch tausend Thü-

ren (er zeigte auf die Thür) zum Herzen ein: durch das Auge, das mit langen, sehnlichen Blicken auf den Reitzen eines schönen, unschuldigen Mädchens hängt; durch das Ohr, das die süße Stimme des Mädchens, ihren bezaubernden Gesang ins Herz führt; durch alle Sinne, die wie Thüren sich öffnen und die Liebe in das Herz einlassen. Bücher (er zeigte auf seine Bücher) Bücher belehren den Menschen über die Liebe nicht, ausgenommen ein einziges (ihm fiel Ovid ein.) Sie sollen ein Gegengift der Liebe seyn; aber, leider! nur ein sehr schwaches, wenn das Herz nicht stark ist. Die Liebe ist ein Buch, mit dem man nie zu Ende kommt, das man nie ausstudiert. Man kann Eine Seite dieses Buches tausendmal lesen, ohne Langeweile zu haben. (Ja, wahrhaftig! das kann man, sagte Käthe seufzend.) Die Liebe ist ein Buch voll geheimer, kabbalistischer Zeichen, die man nicht versteht, wenn man nicht eingeweihet ist. Aber die Liebe ist auch ein Bett (er zeigte auf sein Bett), auf dem sehr leicht Gewissen, Nachdenken, Freundschaft, Ehre, Tugend in den tiefsten Schlaf fallen können rc.

So hielt er eine Rede über die Liebe, und zuletzt mit einem solchen Enthusiasmus, daß Käthen, die dabei an Lissow dachte, die Augen übergingen. „O Vetter, sagte sie, als er fertig war: sollte man das denken? Ich wollte Ihnen Tage lang zuhören, wenn Sie von der Liebe predigen!“ Der Freiherr selbst horchte zuweilen an der Thüre, wenn Quinctius sich durch alle Gemeinplätze der Topik oder durch den Zirkel des Lullus bewegte, und vergoß Freudenthränen. Er machte Beyern ein ansehnliches Geschenk, als er sogar vernahm, daß das nicht etwa auswendig gelernte und studierte, sondern aus dem Stegreif gehaltene Reden waren. Er hielt das für die größte Kunst, weil er selbst nicht gewohnt war zusammenhängend zu reden. Nun zweifelte er nicht mehr, daß sein Sohn einst ein großer Mann werden würde, und sagte zu Käthen, als sie einmal Beide gehorcht hatten: Du Trine! siehst du? Den hast du dir aus dem Garn gehen lassen!

Die Kunst zu reden schien ihm so sehr künstlich, daß er nicht aufhören konnte, selbst gegen Fremde davon zu sprechen. Quinctius

trat jetzt zuweilen in den Gesellschaften auf, die bei seinen Eltern waren, trieb einen Gegenstand durch alle fünf und vierzig Begriffe des Lullus, und sog dann mit einer heißen Begierde den Weihrauch ein, den man ihm von allen Seiten darbrachte. So viel Achtung sein Vater für ihn zu fühlen anfing, so nannte er ihn doch zuweilen noch Cajus Dummhut; denn Quinctius übertrieb zuweilen die Gesetze der Philosophie so sehr, wendete sie so seltsam an, und war so schwer von der Unthunlichkeit mancher Dinge zu überzeugen, daß er oft den Zorn und das Gelächter des ganzen Hauses rege machte. Besonders spielte ihm die Neigung, irgend etwas zu erfinden, böse Streiche. Er hatte einmal gelesen: Ein sehr glückliches Mittel zu erfinden ist, das Gegentheil von dem zu thun, was gewöhnlich gethan wird. Man kann leicht denken, welche seltsame Dinge Quinctius trieb, wenn er einmal mit Enthusiasmus auf diese Regel des Erfindens fiel, und sie ausführen wollte.

Beyern war seltsam dabei zu Muthe. Quinctius folgte Schritt für Schritt ganz richtig den Gesetzen der Philosophie, und

machte dabei dennoch die allertollsten Streiche. Lag es an der Weisheit, oder an Quinctius Narrheit, daß alles so seltsam mißglückte? Beyer wußte es nicht.

Indeß nun Quinctius sich Tag für Tag tiefer in die Gelehrsamkeit hinein arbeitete, schwand die arme Käthe immer mehr vor Liebe hin. Gleich von Anfang an hatte sie eingesehen, daß ihre Tante großen Einfluß auf Lissows Flucht gehabt haben mußte, und es war ihr Hauptverdruß, daß sie nicht errathen konnte, welchen. So große Dienste die Tante ihr auch bei ihrer Flucht gegen ihren Oncle geleistet hatte, so setzte sich dennoch in Käthens Kopfe Mißtrauen gegen sie fest. Sie hörte aus Klugheit auf, mit der Tante von ihrer Leidenschaft zu reden; und als sie endlich gern davon geredet hätte, schien die Tante Lissow'n gänzlich vergessen zu haben. Quinctius war noch der Einzige, der ihr über diesen wichtigen Punkt antworten konnte; allein dessen Antworten waren beinahe schlimmer als Schweigen. Da stand das arme Mädchen vor ihm, mit dem gepreßten Herzen. „Ach, lieber Vetter," sagte

sie mit einem tiefen Seufzer, und mit einer Thräne im Auge: „wie sehr unglücklich bin ich! Meine Liebe —"

Ihre Liebe, Kusine? antwortete Quinctius lächelnd; ja, lassen Sie uns einmal ausführlich davon reden. Ihnen soll, Ihnen muß geholfen werden. Setzen Sie sich. Ich will Ihnen helfen. (Ein Strahl der allerreinsten Freude breitete sich bei diesem Anfange über das Gesicht des leidenden Mädchens.) Wir wollen genau zu Werke gehen. Also zuerst: giebt es denn Liebe? und dann: ist Ihre Liebe gegen Lissow da?

„Mein Gott! Lieber Vetter, Sie zweifeln —?"

Ei, zum Henker! Kusinchen, Ihre Liebe kann logisch da seyn, definitive, ohne wesentlich da zu seyn. Ehe wir Ihrer Liebe unter die Arme greifen, müssen wir doch wissen, ob sie möglich, ob sie da, ob sie bei Ihnen da ist.

„Ob sie da ist? Lieber Vetter, ich fühle sie in allen meinen Adern. Ich kann nicht davor schlafen. Meine Brust ist so voll, so

voll von ihr! Sehen Sie doch nur meine Thränen, meine Unruhe —"

Ja, das ist ein Zustand, liebe Käthe, ein bloßer Zustand. Daraus folgt noch nicht, daß Ihre Liebe wesentlich ist. Aber angenommen, daß sie da sey; so antworten Sie; was ist Liebe im Allgemeinen, und was ist Ihre Liebe? Bestimmen Sie mir ihr Wesen, ihre Theile, ihr Geschlecht, ihre Art, ihren Unterschied. Was ist Ihre Liebe?

„Meine Liebe ist mein Tod, wenn mir nicht geholfen wird. Das sollen Sie sehen."

Das ist keine Definition, liebstes Kusinchen. Das gehört in die sechste Frage: quale? zu der Frage von den adfectionibus, Eigenheiten und Zufälligkeiten Ihrer Liebe. Sehen Sie, und da könnte ich denn sogleich wieder fragen: giebt es einen Tod und einen Tod aus Liebe? ist er möglich, wahrscheinlich, wirklich? Und Sie würden auf tausend Zweifel, Exceptionen und Restriktionen stoßen, an die Sie jetzt nicht denken.

„Aber, mein Gott! mit dem Allen ist mir nicht geholfen."

Nicht? da sind Sie sehr irre. Wie kann ich einem Dinge helfen, wenn ich es nicht kenne? Wie kann ich Ihren Wunsch erfüllen, wenn ich nicht weiß, was Sie wünschen, und wie Sie wünschen? Ach, liebes Kind, da giebt es noch tausend Dinge vorher zu ebnen, ehe wir anfangen zu arbeiten. Da müssen wir wissen, was Ihre Liebe erregt hat, die Gestalt, die Materie, und den letzten Zweck Ihrer Liebe.

„Lissow hat meine Liebe erregt, und sein Besitz ist mein letzter Zweck. Das ist ja leicht zu beantworten.“

Ho! ho! leicht? Gleich die erste Frage: an? wieder. Kann eine Liebe erregt werden? kann Lissow eine Liebe erregen? kann er Ihre Liebe erregen? hat er Ihre Liebe erregt? können Sie Lissow'n besitzen? kann ein Mensch besessen werden? Was heißt Besitz? Besitz eines Mannes? Ist es recht, den zu besitzen?

„Ach, wenn ich ihn nur habe, was geht es mich an, ob es möglich ist, daß ich ihn habe!“

Da spricht die Philosophie anders. Dann kommt die Frage: Quantum? Wie groß, wie

stark ihre Liebe ist; womit sie gemessen wird; was ihre Regel ist.

„Ach, meine Liebe ist unermeßlich, unendlich, stärker als der Tod, stärker als alle Philosophie."

Ha! ha! gefehlt, liebes Käthchen. Was endlich ist, muß gemessen werden können; also auch die Liebe.

„Ich sage Ihnen aber, meine Liebe ist unendlich. Ich fühle das so gewiß."

Das Unendliche läßt sich nicht fühlen, Kind, oder Sie müßten Gott seyn. Es läßt sich auch nicht denken.

„Aber Sie reden ja davon; so muß es sich doch denken lassen."

Wieder falsch! Glauben Sie mir, die Philosophie redet von tausend Dingen, die sich nicht denken lassen, als nur negative, definitive. Ahnung, Symbol, Wunsch, Sehnsucht mehr, als Wahrheit.

„Lieber Gott, so geht es der Philosophie gerade wie meiner Liebe. Ich fühle alles, und die Gedanken vergehen mir dann gerade am meisten, wenn ich es so wahr fühle. Ach, lieber Vetter, ich bin recht unglücklich!"

Sehen Sie, dann kommt die Frage: Quando? von der Dauer der Liebe; dann ubi? wo die Liebe ihren Sitz hat: ob in der Leber, wie die Alten glaubten; oder in dem Herzen, wie Sie glauben; oder in den Augen, wie Ovid einmal sagt; oder sonst wo. Dann kommt die Frage: Quocum? wie die Liebe handelt; welches ihre Werkzeuge sind; mit welchen andern Dingen sie verknüpft ist. Und dann gehen wir wieder vorn hin, und fragen nach —

Hier ging Käthe unmuthig weg.

Ein andermal fertigte Quinctius das verliebte Mädchen mit ein paar Sentenzen aus dem Seneca ab, die aber eben so wenig wirksam waren, als seine philosophischen Untersuchungen. Sie zog sich von diesem elenden Tröster zurück, und ihr Herz nahm seine Zuflucht zu sich selbst. Von diesem Augenblicke an war Käthe ein ganz anderes Mädchen als vorher. Sie brachte jeden Augenblick, den sie abmüßigen konnte, auf ihrem Zimmer allein zu. Die wirkliche Welt, die sie nur in Lissow genießen zu können glaubte, verschwand vor ihren Blicken, und sie schuf sich aus ihren

Phantasieträumen eine neue, in der sie ihren Lissow hatte und glücklich war. Da saß sie, in ein Winkelchen hingedrückt, den Kopf hinten über gelehnt, die großen thränvollen blauen Augen an die Decke geschlagen, die Lippen in ein schönes, zärtliches Lächeln gezogen, und träumte. Die letzte Zuflucht einer unglücklichen Liebe. Sie erfand hier tausend Romane, ohne einen einzigen gelesen zu haben. Sie floh hundertmal mit Lissow, verbarg sich in ein Dorf, und wurde eine Bäuerin, er ein Bauer. Hier lebte sie mit Lissow wie die Geßnerischen Schäfer, und bauete tausend Lauben von Wein und Rosen auf der Flur, die sie bewohnte. Sie feierte hundert kleine Feste, ihrem geträumten Glück und ihrer Liebe zu Ehren. Geßners Schäfergedichte sind die natürlichen Gefühle jedes unschuldigen, zärtlichen Herzens. Ach, Käthe suchte sie sogar, so viel sie konnte, zu realisiren. Sie kramte jetzt beständig mit Blumen, bauete sich einen heimlichen, versteckten Sitz hinten im tiefsten Gebüsche des adelichen Gartens, und machte einige Fasanen, die dort gehegt wurden, zutraulich, so daß sie sich täglich von ihr füttern

ließen. So schuf sie sich auch nach und nach eine wirkliche Welt in ihrem Gebüsche, aus den brütenden Vögeln, denen sie Futter brachte. Da saß sie, vergoß die süßesten Thränen, und verträumte die schönsten Stunden, die je gelebt sind. Hier sah sie ihren Lissow, so oft sie wollte. Sie hielt die zärtlichsten Unterredungen mit ihm, und jetzt brauchte sie keinen Vertrauten ihrer Liebe mehr. Sie hatte einen Goldfasan auf ihrem Schooße sitzen; dem klagte sie die Leiden ihrer Liebe, dem vergoß sie ihre Thränen, dem erzählte sie ihre romantischen Plane.

Da stand sie an dem Neste eines zärtlichen paars Vögelchen. Hier hatte sie das Bild und die Nahrung ihrer Liebe. So treu, so zärtlich, Lissow, — sagte sie, und hielt die bebende Hand segnend über das Nest — so treu, so zärtlich bin ich, bist du. Sieh her, sieh her, mein Geliebter! Was bedarf der Mensch um glücklich zu seyn? nicht mehr, als diese Thierchen. Eine kleine Hütte; und wie klein könnte sie seyn, um mich und dich zu fassen! Nahrung? wie wenig ist das! O komm, komm! Lissow kehre zurück, und laß

mich hier nicht trauern wie das Vögelchen, dessen Männchen, der Jäger gestern tödtete. O flieg, flieg zu ihm! Ich will dein Nest so lange behüten; ich will deine Kleinen so lange füttern. Flieg zu ihm, und sage ihm, wie ich hier um ihn weine.

Solche Gespräche hielt sie alle Tage in ihrer Einsamkeit. Die Tante sah das Welken des armen Mädchens mit Trauern. Sie hörte den kranken, langsamen, sanften, singenden Ton von Käthens Stimme, und erschrack. Die sanfte, leidende Ruhe, mit der Käthe alles that, was man ihr hieß, ohne je ein Wort dawider zu sagen, wie sie es sonst wohl gethan hatte, machte ihr Mitleiden rege. Die sanfte blasse Farbe ihres Gesichtes versetzte sie in die ängstlichste Furcht. Sonst war Käthens Stimme laut, schallend gewesen, ihr Gang rasch und tanzend, ihr Auge voll Feuer, ihre Wangen voll Rosen; und jetzt! Beinahe hätte sich die gute Tante von Mitleiden hinreißen lassen und der sanft sterbenden Liebe durch die Entdeckung, daß Lissow in zwei Jahren zurückkehren würde, neues und frisches Leben gegeben.

Sie konnte wenigstens die arme Käthe nicht mehr ohne Thränen der Reue ansehen.

Beschäftigungen wollten nicht helfen. Käthe floh sie mit einem zu sichtbaren Widerwillen, und die Tante war nicht grausam genug, sie ihr aufzudringen, so nöthig es auch gewesen wäre. Sie spähete Käthens Unterhaltungen im Gebüsch aus. Zwar schüttelte sie den Kopf, als sie sah, womit das arme Mädchen sich beschäftigte; aber sie hatte doch nicht das Herz, mehr zu thun. Sie sagte, was tausend Mütter sagen: nun, das ist doch ganz unschuldig! fühlte aber zugleich mit einer Art von Erröthen, daß es nicht für ein junges Mädchen gehört, Zuschauerin bei den Mysterien der Ehe zu seyn, und wäre es auch nur die Ehe von Vögelchen. Indeß, die Tante war keine Frau, die solche feine Vorwürfe ihres Gefühls lange unterdrückte. Sie sah sehr leicht, daß Käthe jetzt, so ruhig sie auch äusserlich war, desto thätiger mit ihrer Phantasie arbeitete. Ovid und Beyer konnten kein Licht hierüber geben. Der Himmel mag wissen, wo sie einmal die Stelle fand: „Wie wenig ist das menschliche Herz, auf das der Mensch oft eben

so stolz ist, als ein kalter Weiser auf die thörichte Vernunft! Alle Seiten des Herzens sind in wildem Aufruhr. Der Sturm scheint ewig. Der Gegenstand der Leidenschaft wird entfernt, und das Herz wird ruhig. Die Phantasie spielt noch eine Zeitlang mit dem Gegenstande; aber das Spiel ist nichts mehr als die Leichenfeier der Leidenschaft. Die Thränen, zu welchen die Phantasie das Auge zwingt, sind die Thränen der jungen Wittwe, die sie dem neuen Liebhaber vorweint. Eine Zerstreuung, und auch die Phantasie wird ruhig; die Leidenschaft, die ewig schien, ist todt und vergessen wie ein Traum."

Eine Zerstreuung! sagte die Tante. Nun, die sollst du haben, Käthe, wenn die dich beruhigen kann! Eine Reise nach Berlin wurde beschlossen, und die Tante, Käthe und Quinctius fuhren dahin ab. Die Tante sah wirklich die schönsten Folgen dieser Reise. Käthe wurde, als sie nur hörte, daß sie mit nach Berlin sollte, sogleich heiter. Mit jeder Meile, die sie der Hauptstadt näher kamen, war Käthe fröhlicher. Die Tante schob es auf die Zerstreuung; allein Käthens Heiterkeit hatte einen

andern Grund. Sie hoffte, Lissow auf dieser Reise wiederzufinden; denn er war ja den Weg nach Berlin zu gegangen. Sie fand Lissow nicht. Aber dagegen fand Quinctius etwas andres, das er nicht gehofft hatte.

Die Frau von Flaming hatte ihren Mann nur dadurch bewegen können, diese Reise zu erlauben, daß sie ihm vorstellte, wie nöthig es sey, ihrem Sohn einige Menschen- und Weltkenntniß zu verschaffen.

Nützen Sie diese Reise, sagte Beyer alle Tage zu seinem Zögling. Die Philosophie hilft Ihnen nicht einen Pfifferling, wenn es Ihnen an Menschenkenntniß fehlt. Es ist die erste aller Wissenschaften, sich selbst und andere Menschen zu kennen. Quinctius, der gern in allen Dingen den kürzesten Weg ging, erkundigte sich, wie man am geschwindesten zu dieser schweren Wissenschaft gelangen könnte. Beyer konnte ihm wenig darüber sagen; denn er selbst kannte die Menschen nicht viel. Sein Vater und seine Mutter verwiesen ihn auf Zeit und Uebung. Quinctius aber, der überall gern wissenschaftlich und philosophisch zu Werke ging, war damit nicht zufrieden. Er

fand endlich unter Beyers Büchern einen alten Vorgänger Lavaters, den Physiognomisten Kampanella. Er las dessen Bemerkungen über die Gesichter der Menschen mit großem Vergnügen, und fing sogleich an, die Gesichter seiner Familie mit den Bemerkungen des Schriftstellers zu vergleichen. Kampanella sagt: „Die Mienen des Gesichts, die Blicke der Augen, die Bewegungen des Mundes beim Reden, beim Lachen, bei dem Kummer, die Bewegungen der Arme, der Füße, der Schultern sind ein sehr richtiger Spiegel der Neigungen, der Gesinnungen, der Leidenschaften der Seele. Willst du wissen, was in dem Innern der Seele eines Menschen vorgeht, so ahme seine Gesichtszüge, seine Bewegungen, seine Stellungen nach; und du fühlst in dir eben die Leidenschaften, eben die Gesinnungen, wie der, den du nachahmst.“

Ho! ho! rief Quinctius, welch ein Schatz ist doch die Gelehrsamkeit und die Aufmerksamkeit! Da hat Beyer das Buch, und liest es, und weiß nichts. Und ich? ich finde sogleich den eigentlichen Punkt, worauf es ankommt. Seltsam! Das alles geht doch immer

bei Andern verloren, nur bei mir nicht. Quinctius sagte nicht ein Wort von seiner neuen Entdeckung. Man merkte nichts weiter, als daß er die Tage vor der Abreise alle Menschen starr ansah, Gesichter schnitt, und dann lachte. Es kam zur Reise. Alle Wirthe, bei denen sie aßen oder übernachteten, erklärte er für Betrüger. Er machte ihnen ihre freundlichen Gesichter nach, und fühlte bei den Mienen nichts von Wohlwollen. Es sind Schurken, rief er: Schmeichler, die nur deshalb freundlich sind, weil ihnen unser Geld lieb ist. Man kam in Berlin an. Quinctius aß unten am Tische des Wirthes; die beiden Damen oben. Unten sah er einen jungen Mann, dessen Gesichtszüge ihm sehr wohl gefielen. Er erzeigte dem Fremden bei Tisch alle die kleinen Höflichkeiten, die man Jemanden erzeigen kann. Auch der junge Mann, ein Herr von Graßheim, betrug sich gegen Quinctius sehr artig. Es war ein schöner junger Mann, und Quinctius konnte sich nicht enthalten bei seinem Anblicke an den Plato und dessen Liebe zu denken, die er seitdem besser hatte kennen lernen. Man trank nach Tische Kaffee, und

auch da noch blieb Quinctius. Er ließ sich mit dem Herrn von Graßheim in ein Gespräch ein, und fand dessen Kopf sehr gebildet. Jetzt fing er an, sich ernstlich um das Wohlwollen des jungen Mannes zu bewerben, und es gelang ihm nicht übel. „Schließ nicht eher Freundschaften, (das erinnerte er sich noch zu rechter Zeit aus dem Isokrates) als bis du deinen Mann kennst." Sogleich brach Quinctius mitten im Gespräch ab, entfernte sich von Graßheim, betrachtete ihn starr, lächelte, wenn jener im Gespräche mit einem andern lächelte, trommelte mit den Fingern auf dem Tische, wenn jener trommelte, stützte den Kopf auf, wenn jener ihn aufstützte, kurz, machte ihm alle seine Bewegungen nach. Graßheim würde es nicht bemerkt haben, wenn er nicht den jungen Flaming eben so im Auge gehabt hätte, wie dieser ihn. Er sah alle Bewegungen Flamings, und wußte nicht, was er daraus machen sollte. Jetzt zog er die Stirn kraus, und sogleich hatte auch Quinctius eine krause Stirn. Der Mensch ist ein Narr, dachte Graßheim, und schwieg. Nach einigen Minuten war er in ein Gespräch mit

einem Officier verwickelt, das sich nach und nach erhitzte. Es kam zu harten Worten, zu Drohungen von Seiten des Officiers, der im Zimmer stand. Graßheim sprang heftig von seinem Stuhle auf. Eben so heftig sprang Quinctius auf, und stellte sich hinter den Officier, Graßheimen gegenüber. Ich verbitte mir alle Drohungen, mein Herr! rief Graßheim, legte die Hand unter sein Kinn, und blickte spöttisch auf den Officier. Quinctius machte eben die Stellung, und sah Graßheim eben so spöttisch an. Kind! Kind! sagte der Officier mit einem hämischen, aufreitzenden Phlegma: keine Gaskonade! Ich fürchte sie nicht. — Wie? Gaskonade? schrie Graßheim außer sich, knirschte mit den Zähnen, stampfte mit den Fi-en, und focht mit den Händen. Aber auf einmal sprang er, zum Erstaunen aller Umstehenden, Quinctius an die Kehle, und warf ihn an die Wand. Das Phlegma des Officiers hatte ihn nicht so verdrossen, als daß Quinctius da stand, und ihm vor der Nase jede Bewegung nachmachte. Quinctius stampfte mit dem Fuße, knirschte die Zähne, und focht mit den Hän-

den wie Graßheim; und dieser warf ihn an die Wand.

Es entstand ein lautes Gelächter. Herr, rief Graßheim, warum machen Sie mir jede Bewegung nach? Quinctius raffte sich auf. Er sah die Gesellschaft umher mit großen Augen an, schüttelte mit dem Kopfe, und antwortete, da Graßheim seine Frage noch einmal wiederholte, sehr gutmüthig: „wahrhaftig, Herr von Graßheim, nicht um Sie zu beleidigen.“ — Und warum denn? fragte Graßheim noch immer erbittert. — „Um Sie kennen zu lernen,“ antwortete Quinctius. Ein neues Gelächter. Gut, sagte Graßheim; Sie haben mich kennen gelernt, und wenn Ihnen damit noch nicht genügt, so stehe ich ferner zu Befehl.

„Behüte Gott! sagte Quinctius mit aller möglichen Gutherzigkeit! ich kenne Sie schon so ziemlich. Sie sind trotz Ihrem Zorne sanft wie ein Lamm, gutmüthig wie ein junges Mädchen. Sie thun böse, und sind es nicht. Sie haben die beste Phisiognomie von der Welt, und Kampanella selbst würde kein böses Haar an Ihnen finden.“ Dies alles sagte er mit

einer Aufrichtigkeit und mit einer Kälte, die Graßheimen sowohl als die übrigen in Erstaunen setzte. „Kommen Sie, setzte er dann hinzu: wir müssen näher mit einander bekannt werden.“

Ha! kommen Sie! rief Graßheim erhitzt; ich will Ihnen zeigen, welch ein Lamm ich bin. Sie gingen Beide. Quinctius führte seinen Feind, der mit ihm zu einem Zweikampfe zu gehen glaubte, auf das Zimmer seiner Mutter. „Sehen Sie, liebe Mutter,“ sagte er im Hereintreten, und führte den bestürzten Graßheim nahe vor sie hin: „sehen Sie, dies ist ein sehr edler Mann, den ich Ihnen bringe.“ Die Frau von Flaming verneigte sich sehr artig, und sagte dem jungen Graßheim etwas sehr Verbindliches. Graßheim stand da mit Blicken, die sich nicht beschreiben lassen. Er betrachtete die Frau von Flaming, dann die reitzende Käthe, dann Quinctius, einen nach dem andern. Er stotterte etwas daher, das einem Entschuldigungskomplimente ähnlich sehen sollte, und wovon man nichts verstand. Endlich erhielt er denn die Besinnung wieder, und brachte ei-

nige Stunden in der Gesellschaft der beiden Damen sehr angenehm hin.

Von diesem Tage an war Graßheim der stete Begleiter der Flamingischen Familie, und ein Freund von Quinctius. Er machte diesem begreiflich, daß, so schön auch Kampanella's Methode die Menschen kennen zu lernen, seyn möchte, sie doch nothwendig ihren Anhänger in unzählige Händel verwickeln müßte. Quinctius versprach denn auch, diese Methode nicht mehr so sichtlich zu treiben, als diesmal. Während daß Quinctius um Graßheims Freundschaft buhlte, bewarb sich dieser um Käthens Liebe. Er ging aber sehr behutsam zu Werke; denn in der ersten Unterredung hatte er sogleich gemerkt, daß Käthe sich sehr wenig mit ihm beschäftigte, selbst wenn er sie anredete. Er erfuhr auch sehr bald von Quinctius Käthens Geschichte mit Lissow. Daher suchte er sich Anfangs nur Käthens Vertrauen zu erwerben, und das erhielt der feine Graßheim bald. Er nahm innigen Antheil an des Mädchens Kummer, sprach mit Achtung von der Liebe, und mit Rührung von einer unglücklichen Liebe, so daß

Käthe manchmal sogar bereit war, ihn zum Vertrauten ihrer Leidenschaft zu machen. Den feinen Blicken der Frau von Flaming entging die Neigung des jungen Mannes nicht. Sie erkundigte sich nach ihm auf alle mögliche Art, und alle Nachrichten stimmten dahin überein, daß er ein reicher, verständiger und redlicher Mann wäre, dessen Verbindung jedes Haus in Berlin wünschte. Der Monat, den der Baron für diese Reise zugestanden hatte, war verflossen, und die Frau von Flaming reiste wieder ab. Sie bat den Herrn von Graßheim, sie auf ihrem Gute zu besuchen. O ja, thun Sie es doch, setzte Käthe hinzu. Graßheim versprach es. Die Kur hatte bei Käthen angeschlagen. Sie war auf der Rückreise heiterer, ja zuweilen muthwillig. Zu Hause erzählte man dem Baron seine Abentheuer, und Käthe hielt Graßheimen eine Lobrede, die so warm war, daß der Baron sie mitten in ihrer Rede stehen ließ, und die Graßheime unter den geturnierten Familien aufsuchte. Er schob die Mütze unruhig hin und her. Da war kein Graßheim. Höre, Käthe, sagte er auf einmal: ich wollte, er

hätte ein paar Tugenden weniger, und ein paar Ahnen mehr. Nur ehrlich müßte er bleiben; denn ohne Ehrlichkeit sind alle Ahnen Narrenpossen. Graßheim! Graßheim! Das Haus ist nicht zweihundert Jahr alt.

„Aber, gnädiger Herr Oncle, er hat für zweihundert Jahre Tugenden; und das, sollte ich meynen —"

Du! du! Ja, ja Ihr Mädchen, wenn Ihr heirathen wollt, da fragt Ihr: kann er singen, pfeifen, tanzen und so weiter? hat er eine hübsche Hand, einen hübschen Fuß? Aber hat er einen Stammbaum? Das ist eine Kleinigkeit. Nun ja, blas nur nicht so auf, wie ein Truthahn so roth! Du sollst ihn haben. Du kannst ihm ein paar Ahnen abtreten.

Käthe sah ihren Oncle mit einer hohen Schamröthe an. „Haben?" sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: „wer redet denn von Heirathen! Ich habe daran nicht mit einem Gedanken gedacht."

Und es wäre auch unmöglich, fiel Quinctius ein; denn Graßheims Herz ist nicht mehr frei.

Käthe erröthete noch einmal, als Quinctius das sagte. Desto besser! sagte der Freiherr. Heim ist zwar eine altadeliche Endigung, so viel als Ingen oder Ing; aber im Turnierbuche steht doch kein einziger Graßheim. Desto besser!

Käthe ging unruhig auf ihr Zimmer. Sie vergoß ein paar Thranen, daß man sie nur für fähig halten konnte, ihren geliebten Lissow zu vergessen; indeß stieg doch eine nicht kleine Neugierde bei ihr auf, zu wissen, an wen Graßheims Herz versagt wäre. Wie würde sie gelacht haben, wenn sie gewußt hätte, daß Quinctius sich selbst unter Graßheims Geliebter verstand! Quinctius war voll der Platonischen Idee von reiner Liebe zu einem edlen Manne. Er sah Graßheim, glaubte ihn zu lieben, prüfte dessen Herz, wie wir wissen, nach Kampanellas Methode, und fand es seiner würdig. Von nun an hatte er Graßheimen von nichts als von dieser alles überwindenden Liebe zu ihm vorgeschwatzt. Graßheim lächelte. Er antwortete dem gutherzigen Menschen auf eben die Weise, und Quinctius zweifelte nicht länger, in ihm die gleich-

geformte Platonische Seele gefunden zu haben, der die sinnlichere irdische Liebe zu dem Weibe verachtenswerth seyn müßte.

So lebte die Familie einige Monate. Quinctius wechselte Briefe mit seinem Freunde. Auf einmal erschien Graßheim selbst. Noch denselben Abend hatte er die Liebe des Barons in einem hohen Grade; denn er hörte mit Entzücken die Thaten der Flaminier aus dem Munde des Barons, und rief einmal über das andere: welch ein Mann sind Sie! Er stand halbe Stunden vor den Stammbäumen des Barons, die Arme über die Brust gekreuzt, und schien in Betrachtung der Namen verloren. O wahrhaftig, sagte der Baron: wenn Sie keine Ahnen hätten, Sie wären es werth welche zu haben. Noch mehr aber erstaunte der Baron, da ihm Graßheim eine Geschichte aus den Kreuzzügen erzählte, worin ein Graßheim Senior, woraus das Wort Seigneur entstanden sey, genannt wurde. Er versprach sogar, ihm das Buch zu senden. Nun schüttelte der Baron wieder den Kopf. Mich ärgert es, Käthe, sagte er, daß der Graßheim schon versprochen ist; denn seine Vorfahren

sind mit vor Jerusalem gewesen. Und was du von ihm gesagt hast, ist wahr, Käthe: gelehrt ist er, schrecklich gelehrt. Er weiß, daß man ehedem den Adel Senior nannte, woraus die Franzosen Seigneur, und die Italiäner Signor gemacht haben. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, das habe ich nicht gewußt. Wie ich sage, ich wollte tausend Thaler drum geben, daß er noch nicht verquengelt wäre; du solltest ihn haben. Turnier und Kreuzzüge! Sieh, da hätten wir die berühmteste Familie in der Welt: Rom, das erste Turnier und der erste Kreuzzug! Der Henker hole es, daß er verlobt ist!

Käthe sagte zwar nicht: der Henker hole es; aber sie war doch nicht ganz so freundlich gegen Graßheim, als sie in Berlin gewesen war. Graßheim schien auch gar nicht auf Käthens Herz los zu wollen. Er sprach kein Wort von Liebe; er nannte seine Empfindung für Käthen mit Ehrerbietung, Freundschaft. Warum, sagte Käthe bei sich, warum sollte ich die nicht annehmen? Und dabei erzählte Graßheim so angenehm, blies die Flöte so schön, sang so rührend, wußte so viel tausend ange-

nehme Kleinigkeiten zu sagen, zu thun und anzustellen, konnte jedem, auch dem kleinsten Vergnügen, einen so eigenen Reitz geben, daß er der ganzen Familie nothwendig wurde. Jetzt zog ihn der Baron über eine zweifelhafte Stelle, über einen Namen, über eine Bedenklichkeit bei Adelsgeschichten zu Rathe; und Graßheim wußte zu antworten. Dann saß er neben der Frau von Flaming, und philosophirte mit ihr über Menschen und Tugend; dann platonisirte er mit Quinctius, disputirte mit Beyern, und dann saß er bei Käthen auf ihrem Zimmer, und las ihr einige Französische Gedichte Deutsch vor, oder lehrte sie singen, oder zerstreuete ihren Kummer durch einige unterhaltende Erzählungen. Er brachte bei Käthen jeden Augenblick zu, den er den Andern rauben konnte, und doch glaubte sich keiner von ihm versäumt. Graßheim! schallte es von allen Zimmern; und da war die Freude, wo man Graßheim hatte.

Der arme Lissow fuhr Anfangs noch nicht übel; denn kaum war Käthe allein, so flogen ihre Gedanken zu ihm. Nach einigen Wochen aber konnte Käthe einen ganzen Tag durch la-

chen, ohne daß der Gedanke an Lissow eine traurige Miene herbeirief. Nun aber schien Graßheim Käthens Rolle übernommen zu haben. Er wurde jetzt in ihrer Gesellschaft zerstreuet, unruhig, still; er konnte jetzt stundenlang da sitzen uud sie mit langen sehnsuchtsvollen düstern Blicken betrachten. Dann kam ein Seufzer aus seinen Lippen. „Aber, mein Gott, Graßheim," sagte dann Käthe, „wo sind Sie jetzt? Gewiß in Berlin! Ich sollte es übel nehmen, daß Sie bei mir so viele Langeweile fühlen." Und sie nahm es nicht übel. Nach und nach zog er sie sogar in den Strom seiner Seufzer und seiner dunkeln Blicke mit hinein. Sie saßen stundenlang neben einander, ohne ein Wort zu reden, und seufzten um die Wette, außer daß Käthe ihre Seufzer allemal in ein Husten oder in ein paar Worte wickelte, und sie so in die Welt schickte. Aus den Seufzern wurden Blicke, dann Anspielungen, Händedrücke, und wie die Litanei der Liebe weiter heißt.

Kurz, Lissow war längst vergessen, als Käthe merkte, daß er vergessen war. Nun be stürmten Reue und bittre Vorwürfe von Un-

treue das arme Mädchen. Nein, rief sie, ich will ihm treu bleiben. Sie drückte beide Hände auf ihr Herz, als ob sie es verbergen wollte. Wehe der Treue, die man sich vorsetzen muß! Do wollte sie Graßheimen nicht wieder sehen. Sie floh vor ihm, sie antwortete auf alle seine rührenden Fragen: was er ihr zu Leide gethan habe? nicht ein Wort. Schon triumphiret sie. Aber da stand Graßheim, sah so wehmüthig bittend zu ihr auf, und flehete so herzdringend, daß der Vorsatz dahin war. Sie gab Graßheim die schöne Hand, und er bedeckte sie mit Küssen. Jeden Abend bereuete Käthe mit heißen Thränen den verflossenen Tag, und sie wußte — ach, mit Angst fühlte sie das! — es würde morgen Abend wieder etwas zu bereuen geben. Das Gewissen hatte eine Zeitlang Zahlung bekommen; und — wie es denn so geht — Käthe fing an sich zu entschuldigen. „Lieber Gott, es ist ja doch unmöglich, daß ich ihn je heirathen darf. Er würde mich unglücklich, und ich ihn verächtlich machen. Die Tante hat doch wohl Recht! Und dann, kann ich für mein Herz? habe ich mich denn gemacht?" Endlich — wie

es ebenfalls so geht — bekam Lissow noch obendrein Unrecht. „Warum hat er mich verlassen? warum läßt er nicht ein Wort von sich wissen? Vielleicht, wahrscheinlich, o gewiß, er ist mir längst ungetreu! Soll ich nicht meine Liebe zu ihm überwinden, da es meine Verwandten, meine Wohlthäter mir zur Pflicht machen?" Kurz, nach und nach riß jedes Fädchen, womit Zeit, Liebe, Jugend, Eitelkeit, Gewohnheit und Phantasie ihr Herz an Lissows Herz geknüpft hatten. Die Reue kam wohl noch zuweilen wieder, aber nur auf Augenblicke. Sie that jeden Schritt auf ihrer jetzigen Bahn mit Zittern vorwärts, und wurde erst heiter, als sie einmal auf die Vorstellung fiel, daß sie als Frau von Graßheim Gelegenheit habe, Lissow aufzusuchen, und ihn glücklicher zu machen, als er jetzt wahrscheinlich seyn würde. Kaum hatte sie diesen Schlupfwinkel gegen die Angriffe ihres Gefühls gefunden, so verlor sie den Jüngling, den sie eben nie zu vergessen beschlossen hatte, völlig aus den Augen.

Jetzt fiel sie auf die zweite Vorstellung, an die sie bis dahin weniger gedacht hatte: ist

Graßheim verlobt? Nicht möglich. Wie wollte er sonst gegen mich so zärtlich, mir so ergeben seyn? Käthe forschte ganz leise bei Quinctius. Quinctius sprach räthselhaft davon; aber endlich verschwanden alle Zweifel, da Graßheim sich mit einer bestimmten Liebeserklärung an Käthen selbst wendete. Käthe spielte die Rolle eines Mädchens. Sie erstaunte, blieb erröthend und starr da stehen, antwortete nur mit einigen zärtlichen Blikken, seufzte, rang die schönen Hände, und ließ den Liebhaber ohne Antwort. Nun aber mußte doch das Eis gebrochen werden. Käthe schlich um ihre Tante her, wie ein Kätzchen, leise, heimlich, mit großen verlangenden Augen. Die Tante mußte es sehen. Da kam es zu einem Gespräche, worin freilich Käthe noch einmal versicherte, daß sie ganz unmöglich dem armen Lissow ungetreu werden könnte, doch aber endlich sich den Vorstellungen und Bitten der Tante ergab, und ihr die ganze Schuld bei dem Handel auf ihr Gewissen schob. So war denn Lissows Unglück laut erklärt. Die Tante nahm nun den Herrn von Graßheim vor, und schickte ihn an den Baron. Dieser schloß den

freudetrunkenen Mann in die Arme. Senior! rief er: Seigneur, Signor! Sie sollen das Fräulein haben, das Fräulein Katharina von Nothafft zu Wernberg. Sie sind zwar mit Gottfried von Bouillon, Herzog zu Lothringen, auf einem Kreuzzuge gewesen; allein dagegen war Käthens Stammmutter 939 auf dem Turniere zu Magdeburg unter Sr. Majestät Kaiser Heinrich dem Vogelsteller; und Ihres Oncles Vorfahren triumphirten in Rom alle nach der Reihe. Denn daß der Cajus vom Hannibal geschlagen wurde, das —

„Es ist noch immer Ehre, von einem Hannibal geschlagen zu werden.“

Das sag' ich auch! Und dann, sehen Sie, wer das Terrain da kennt an dem verdammten See, zwischen den Felsen! Ich habe mir eine Spezialkarte von der Gegend für schweres Geld machen lassen. Sehen Sie, links ist der See. Nun macht Cajus Front gegen den Feind. Ein Dummhut war er, daß er da Front machte, das ist nicht zu leugnen. Aber das Mädchen, die Käthe, sollen Sie haben trotz allen Hannibals, und allen Seen und Felsen in der Welt. Und die Kreuzritter

haben auch nicht immer triumphirt, und da hat denn am Ende wohl Ihr Senior Graßheim meinem Cajus Dummhut nichts vorzuwerfen. Wir wollen die Fehler unserer Seniors mit der Hochzeit wieder gut machen. Und der Hannibal war doch im Grunde ein anderer General als alle Türken.

„Das war er, Herr Baron. Und das verdammte Terrain dazu! Also Käthens Hand ist mein?“ Er fiel dem Baron entzückt um den Hals, und der Handel war richtig.

Nun ging es denn an ein Glückwünschen im Hause. „Gottlob!“ sagte die Frau von Flaming zu Beyern, den sie zu den Liebenden ins Zimmer führte: „Ihr Ovid ist der erste Mann aller Männer. Er hat zwei Menschen aus einem Strudel von Elend gerettet.“ — Ja, ja! sagte Beyer; wozu ein Ding nicht gut seyn kann! Der Ovidius! der Ovidius! ich hätte ihm das nimmermehr zugetrauet. — „Glauben Sie mir, alle Gelehrten sollten sich bemühen, die große Frage aufzulösen: was ist die Liebe? Denn die Liebe hat den Menschen schon mehr Verdruß gemacht, als alle Atomen, wovon die großen Bücher immer reden, was

sie sind, und was sie nicht sind, und die kein Mensch hört und sieht und fühlt. Sehen Sie, da sitzt nnn Käthe mit Graßheim. Beide sind stumm, ohne Leben; und doch reden sie große Dinge zusammen. So ist die Liebe!" — Ich weiß was sie ist, sagte Beyer auf einmal pathetisch, hob den Finger auf, und deklamirte die zwei Verse aus Opitz:

Sie ist Eleusis, wo Geberden
Ohne Mund gebrauchet werden.

Nur Schade, fuhr er fort, daß ich nicht recht dahinter kommen kann, was sie eigentlich bedeutet und ist, so viele Mühe ich mir auch darum gegeben habe, so viele Nächte sie mir auch kostet.

„Was, lieber Beyer? die Liebe? Ihnen?"

Ey, behüte Gott? Die heilige, geheimnißvolle Feyer zu Eleusis. Ich bin ein Geistlicher, gnädige Frau; wie kann ich mich mit der Liebe abgeben? Die Eleusinischen Geheimnisse aber sind ein weit wichtigerer Punkt.

„O wahrhaftig, nicht halb so wichtig, als der erste Seufzer, der das Geheimniß einer Mädchenbrust enthüllt."

Beyer gratulirte nun dem jungen Paare, das endlich doch dessen laute Stimme aus seinen verliebten Träumereien geweckt hatte. Käthe war das glücklichste Mädchen der Erde. Sie sagte das Beyern. Er wünschte, daß sie es bleiben möchte, und setzte noch ein paar moralische Regeln hinzu, die Käthen so sichtlich an Lissow erinnerten, daß sie roth und bleich wurde. Die Frau von Flaming unterbrach den gutherzigen Gelehrten geschwind. Sie sah, daß er im Gange war, zu tief in den Text zu kommen.

Aber bei einem schicklichen Anlasse nahm dann die Tante das glückliche Mädchen selbst vor. „Sag mir einmal, Käthe, recht aufrichtig: bist du glücklich?" — O Tante, so sehr man es seyn kann! — „Liebst du Graßheim?" — Theure Tante, unsäglich. — „Wie aber ist es denn zugegangen, daß deine heiße Liebe zu Lissow, der du so oft die Ewigkeit prophezeietest, so vergänglich geworden ist?" — Käthe schlug das glänzende Auge nieder. Endlich sagte sie schüchtern: O Tante! das ist grausam!

„Liebe Käthe, nicht grausam. Ich hoffe, was du Grausamkeit nennst, soll Arznei für dich werden. Du liebtest Lissow eben so heiß, eben so leidenschaftlich, mit eben der gewissen Ueberzeugung, daß diese Liebe nie wanken, viel weniger vergehen könnte, als du jetzt Graßheim liebst. Die Liebe vergieng früher als du dachtest, und in deinem Herzen ist für Lissow gewiß nichts mehr, als ein zärtliches Wohlwollen, und der heiße Wunsch ihn so glücklich zu wissen, wie du es bist. Nicht?"

Ach, liebste Tante, Sie kennen mein Herz so genau. Ja, so ist es, und eine gewisse Unruhe, oder Reue, oder —

„Nicht Reue, Käthe; denn du hast nicht unrecht gethan. Was du jetzt thust, auch wenn du es nicht gern thätest, warst du deinen Verwandten, deinem eigenen Glücke schuldig. Aber davon nichts. Glaubst du nun wohl, daß deine jetzige Liebe zu Graßheim eben so vergänglich seyn könnte, wie die Liebe zu Lissow?"

Nein, theure Tante, gewiß nicht. Nein, die kann nicht vergehen; die dauert so lange ich lebe.

„Warum denn Käthe? Das ist doch seltsam! Was du jetzt fühlst, hast du bei Lissow auch gefühlt. Was du jetzt sagst, hast du auch damals gesagt. Die Liebe, gutes Kind, ist so vergänglich, wie alle anderen Dinge auf der Erde; aber ein warmes Herz befindet sich bei seinen Gefühlen so wohl, daß es denkt, es werde sie nie können fahren lassen. Wo ist der Unterschied zwischen deiner jetzigen und deiner ehemaligen Liebe, der dir es so gewiß macht, daß die jetzige ewig dauern wird?“

Ach, Tantchen, Sie machen einen angst und bange. Aber ich fühle es doch, Tante.

„Das fühltest du ja ehemals auch. Denke doch nur nach. Aber weiter! Denke einmal daran, was die Ursache ist, daß deine Liebe zu Lissow aufgehört hat! Was meynst du wohl? Denke einmal darüber nach.“

Ja, das mag Gott wissen; ich weiß es nicht. Oder wohl, Graßheim ist edler, besser, klüger als Lissow.

„Thu Lissow kein Unrecht, Kind. Lissow war ein sehr edler Mensch, ein schöner, ein kluger Mensch. Du glaubt zwar jetzt, daß Graßheim der edelste Mensch auf der Erde

ist, und thust wohl daran; allein eben das glaubtest du von Lissow auch. Das glaubt die Liebe allemal. Ich will es dir sagen. Die Liebe hört allemal auf, sobald man lange von dem Geliebten getrennt ist. Man vergißt den Geliebten, wie man alles vergißt, wenn man nicht oft an ihn erinnert wird. Wenn dir Lissow die Hand drückte, so war das deinem Herzen eine reitzende Empfindung; wenn er dich in seine Arme schloß, so war der Himmel in deinem Herzen. Er verließ dich, er konnte nun nicht mehr mit dir reden, deine Hand drücken, dich in seine Arme schließen; die schönsten Gefühle deines Herzens hörten also auf. Deine Einbildungskraft wiederholte dir zwar alles das noch oft; aber das Vergnügen wurde doch nach und nach immer schwächer: so wie du nach einem großen Vergnügen einige Tage hinterher noch immer mit Freude daran zurückdenkst, aber endlich es ganz vergißt. Sieh, da saßest du hinten im Gebüsch, und dachtest und träumtest von Lissow, und warest auch da noch glücklich. Endlich hörte dein Vergnügen daran auf. Graßheim kam, machte dir andere Vergnügungen, und deine Liebe war

vergessen. So ging es ungefähr zu. Meinst du nicht auch?"

Ja, liebe Tante, gerade so. Alle Tage dachte ich eine Stunde weniger an ihn, und immer mit mehr Ruhe; und jetzt —

„Und jetzt gar nicht. Sieh also, deine Liebe zu Graßheim könnte auf eben diese Weise vergehen, und du wärest eben so wenig Schuld daran. Nun aber wirst du es desto seltsamer finden, daß Mann und Weib sich ewige Liebe versprechen müssen, da es doch eigentlich nicht in unsrer Gewalt steht, ewig zu lieben. Giebt es also gar kein Mittel die Liebe dauernd zu machen?"

Ich muß mich nie von meinem Manne trennen, denke ich; so bleibt die Liebe ewig.

„Richtig, mein Kind. Du fühlst, wie glücklich dich jetzt deines Graßheims Liebe macht. Erhalte dir also seine Liebe und dein Glück. Trenne dich so selten, so wenig von ihm wie möglich; und damit er deine Gesellschaft auf der Erde am liebsten haben möge, so sey so gefällig wie möglich gegen ihn. Lebe häuslich, und mache dein Haus zu einem Aufenthalte des Friedens, der Ruhe, der stillen

Freude. Erziehe deine Kinder mit der größten Aufmerksamkeit. Wohlgezogene Kinder sind das festeste Band der ehelichen Liebe. Nicht allein von der Entfernung hört die Liebe auf, sondern auch vom Besitze. Ein Vergnügen, das du ganz genossen hast, bleibt nicht länger ein so großes Vergnügen, als es Anfangs war. Gieb Acht, Käthe; die zärtliche, ehrerbietige Liebe, die Graßheim jetzt zu dir hat, hört vielleicht schon im ersten Jahre auf. Verdopple dann deine Gefälligkeit, deine Heiterkeit, deine Güte gegen ihn. Wenn dein Händedruck in sein Auge nicht mehr den hellen Strahl des Entzückens lockt, so werde nicht mürrisch; sey desto heiterer, desto gefälliger gegen ihn. Du giebst ihm das Versprechen deiner ewigen Liebe. Du liebtest vielleicht jetzt Lissow, wenn du Graßheim nicht hättest kennen und in einem vertrauten Umgange schätzen und lieben lernen. Das Beispiel sey deine Warnung! Begieb dich nie in den Strudel der Vergnügungen, der häufigen Gesellschaften, der Bälle, des Spiels. Diese Zerstreuungen tödten deine Liebe zu deinem Manne. Fliehe den vertrauten Umgang mit

jedem Manne. Du bist nie Herr deines Herzens, wenn du ihn wagst; aber Herr deiner Tugenden kannst du seyn, wenn du vorsichtig lebst. Ein Weib, das einen fremden Mann nur ihrem Manne gleichschätzt, ist der Gesellschaft verächtlich, dem Manne ein fressendes Gift, den Kindern die allerbösește Gesellschaft, und sich selbst eine schmerzende Wunde."

Das ungefähr sagte die Frau von Flaming, und Käthens blaue Augen blieben — zu ihrer Ehre — nicht trocken, und, wogegen Thränen sehr wenig sagen wollen, ihr Verstand begriff die Worte: „Das Weib soll alles in der Welt verlassen und an ihrem Manne hangen."

Quinctius nahm es seinem Freunde sehr übel, daß er nicht beständiger in der Platonischen Liebe gewesen war. Er schrieb an Graßheim eine stolze Epistel, worin er ihn noch einmal bei allem, was ihm heilig war, beschwor, der Männerliebe, durch die Epaminondas, Alcibiades und alle Helden des Alterthums sich gehoben hätten, doch nicht die Weiberliebe vorzuziehen. Beyer fand den Brief, der noch unvollendet war, und der besorgte Gelehrte, dem bei diesem Briefe das verächt-

lichste aller Laster einfiel, blieb starr wie eine Bildsäule des Schreckens stehen. Er las den Brief noch einmal, und fand sich immer mehr in seinem Wahne bestärkt. „Deine Schönheit, Graßheim," so schrieb Quinctius, „zog mich zu dir; ich betete dich an. Und du, Ungetreuer, lehrtest mich die himmlische Wollust, die Liebe, kennen. Wir liebten uns, ja wir liebten uns, und waren in unserm Genusse inniger vereint, glücklicher, als du je in den Armen des vollkommensten Weibes werden kannst." Mit zitternder Hand warf Beyer den Brief ins Feuer. Unschlüssig stand er da. Jetzt wollte er zu dem Baron, und ihm alles entdecken; er zitterte nur vor des Barons Hitze. Jetzt wollte er zur Frau von Flaming; da hielt ihn die Scham zurück. Mit welchen Worten sollte er einer Frau das Verbrechen bezeichnen? Als er mitten in dieser Unentschlossenheit war, kam Käthe singend in sein Zimmer.

Kaum erblickte er das betrogene Mädchen, so trat eine Thräne des Mitleidens in sein Auge. Unwillkührlich ergriff er ihre Hand, hielt sie, sah sie mit stillen Blicken an, und

sagte, beinahe ohne es zu wissen: unglückliches Mädchen! Sein Ton war so eindringend, daß er sogar der muntern Käthe auffiel. Sie bat Beyern, zu reden; aber sie brachte nichts von ihm heraus, als diese beiden Worte. Und diese beiden Worte setzten sie in eine große Aengstlichkeit. Eben war Quinctius von ihr gegangen. Mit finstern Blicken hatte er sie betrachtet, und als er ging mit einem tiefen Sinne zu ihr gesagt: und dachten Sie gar nicht an das Opfer, das ich Ihnen ehemals brachte? Quinctius verlangte, sie sollte fragen; und dann wollte er ihr seine hohe, reine, göttliche Liebe zu Graßheim entdecken. Sie dachte, es sollte ein Vorwurf ihrer Untreue gegen Lissow seyn, und fragte nicht. Daran dachte sie jetzt wieder. Sie zitterte, und wußte nicht warum. Ihre Aengstlichkeit nahm zu; denn ihre Tante betrachtete sie mit einer seltsamen Unruhe, und einmal hörte sie sogar von ihr mit einem Seufzer sagen: der arme Junge!

Das war von der Tante ganz natürlich. Sie hatte an Lissow gedacht, und auf einmal fiel ihr bei, daß die Zeit bald verstrichen war,

die Lissow ausbleiben wollte. Nun kommt er zurück, dachte sie, und findet die Geliebte, für die er zwei Jahre lang vielleicht alles Elend erduldet hat, in den Armen eines Andern! Der arme Junge! stieß sie heraus, als sie das reizende Mädchen in der vollen Blüte ihrer Schönheit und Jugend vor sich sah; denn sie hatte ihm ja das Mädchen geraubt. Käthe, die arme Käthe, ging mit gepreßter Brust auf ihr Zimmer, und weinte sich satt. Sie hatte nicht das Herz zu fragen: was macht Lissow? Sie glaubte, sie zitterte zu hören: er ist aus Liebe für dich gestorben.

So saß sie, und ihr Oheim trat zu ihr in das Zimmer. „Nun Käthe, was ist dir? Was weinst du? Bist du wunderlich? was ist denn?“

Käthe schwieg und weinte fort. „Aber, zum Teufel! steckt dir ewas im Kopfe, so thu den Mund auf. Bist Braut, und weinst!“

Ach, daß ich Braut bin! daß ich Braut bin! eben daß ich Braut bin! sagte Käthe jetzt mit Herzensangst und schluchzend.

„Daß du Braut bist? Mädchen, bist du wieder toll? He! denkst du etwa wieder die

ganze Welt und den Pastor zu Narren zu haben? Sey nicht wunderlich! Wo in aller Welt sollen wir dir einen andern herschaffen? Bedenke doch nur, unter Gottfried von Bouillon diente sein Vorfahr, und er hatte den Titel Senior; daraus ist das Französische Wort Seigneur und das Spanische —"

Ach, Gott! gnädiger Herr Oncle, mir ist, als läge mir eine Welt auf der Seele.

„Der Teufel! er hat ja Jerusalem mit erobert. Besinne dich doch!"

Ach, ich wollte, ich läge im Grabe!

„Ja, ja! und das heilige Grab dazu, und die heilige Lanze. Und der Pabst Urban hat ihn 1095 selbst eingesegnet. Das war aber der Pabst nicht, der die Turniere abschaffte. Sieh, du bekommst ja einen eingesegneten Mann."

Mir ist so angst, so bange. Ach gnädiger Herr Oncle, mir ist so angst.

„Und die Parole hieß: Deus le volt; das heißt zu Deutsch: Gott will es! und mit der Parole haben sie die Türken besiegt. So sey doch ruhig! Die Parole hat er noch. Und mit den Fürsten und Herren ist er um-

gegangen, wie mit seinen Brüdern. Ich kann sie dir alle nennen. Da habe ich erst Familien kennen lernen, Käthe, von denen im Spangenberg nichts steht, als zum Exempel Hunfred de Monte, Boello — Und kommst du in Wochen, so soll der Junge Boello heißen. Der Boello war ein Mann! So einer wird nicht wieder jung. In Köln hat er damals funfzig Juden niedergehauen. Und dieser Boello war sein Vorfahr! Nun sag, wie kannst du einen bessern Mann je bekommen?"

Ach, alles das konnte das arme Mädchen nicht beruhigen. Unglückliches Mädchen! sagte Beyer mit einem so rührenden Tone. Quinctius, von Mitleiden durchdrungen, hatte sie gewarnt, und die Tante ihr gesagt: der arme Junge! Sie weinte fort, wagte sich nicht von ihrem Zimmer, und zitterte vor einer Begebenheit, die sie von Graßheim, dem geliebten Graßheim, trennen könnte.

Dem Baron wurde bei Käthens Betragen wunderlich zu Muthe. Ihm fiel wieder ein, wie fest sie damals auf ihrem Kopfe bestand, sich trotz ihrer Liebe zu Quinctius nicht mit ihm trauen zu lassen. „Hat das Mädchen" brummte

er vor sich, „wie es scheint, wieder die Grille im Kopfe, so nimmt sie ihn nicht, und wenn er Jerusalem ganz allein erobert hätte.“ Je mehr er darüber nachdachte, desto gewisser wurde es ihm, daß es so war, und er betrachtete mit schweren Blicken und noch schwererem Herzen seine Stammbäume. In diesen Empfindungen überraschte ihn Graßheim. Graßheim sah die finstere Miene des Freiherrn, und fing sogleich an von Gottfried von Bouillon zu erzählen. Mit Kopfschütteln hörte der Baron zu. „Ja, ja! alles schön! hob er verdrüßlich an; ich wünschte aber doch, ich wüßte das alles nicht.“ Das fiel Graßheim auf. Er fragte. Der Baron erwiederte unruhig: „es leuchtet ein böses Gestirn für Sie, Senior Graßheim! Wenn Sie nur das Mädchen noch bekommen!“

Wie so? wie so? Er wollte fort. — „Bleiben Sie hier, Graßheim. Lassen Sie sich ein Wort merken, so kann es noch schlimmer werden. Vielleicht giebt es sich von selbst. Dumme Streiche und kein Ende! Lassen Sie sich nichts merken, Senior! Denn haben die Leute es erst von sich gesagt, daß sie dumme

Dinge vorhaben, so hilft gewöhnlich kein Zureden mehr. Man muß es dahin nicht kommen lassen, daß sie es sagen können, so bleiben sie noch wohl aus Scham bei der Stange. Lassen Sie sich nichts merken, wie gesagt. Vielleicht ist es eine Posse, eine bloße Posse."

Man denke sich Graßheims Angst. Er drang in den Baron, und erfuhr nichts. Er flog zu Käthen, mit Schrecken auf seinem Gesichte. Käthe war eben ein wenig ruhiger geworden. Graßheims Betragen fing an sie aufs neue zu beunruhigen. Er war zerstreuet, betrachtete seine Braut mit ungewissen, zweifelhaften Blicken, und bat aufs neue um ihre Liebe, als ob er sie noch nicht hätte. O, rief er beinahe ausser sich: wirst du mir deine Hand geben, meine Geliebte, es komme auch was da komme? es mögen auch Begebenheiten vorfallen, welche da wollen? Käthe sah ihn mit offnem Munde und starren Blicken an. „Begebenheiten? welche? welche, Graßheim? Ich bitte Sie, welche?" Thränen traten in ihr Auge. O, jetzt war es ihr gewiß. „Was wissen Sie?" fragte sie ängstlich. Was ich weiß, ist schrecklich, sagte er noch ängstlicher;

was ich sehe, ist noch schrecklicher. Käthe, wenn du mich liebst, so trotze ich einer Welt. Man macht mich bange, ich werde deine Hand verlieren. Käthe wendete sich mit einem bleichen Gesichte von ihm. Dann fiel sie ihm auf einmal um den Hals, und sagte leise: ich liebe dich, Graßheim; aber nun laß mich allein. Graßheim entfernte sich. Er sah, es ging hier etwas Merkwürdiges vor, das ihm ein Geheimniß war. Er ging zu Beyern, um Quinctius zu sprechen. Quinctius war nicht da, aber Beyer; und dieser fuhr vor Schrecken zusammen, als er den Verführer seines Zöglings sah. Alles fiel Graßheimen jetzt auf. Er sprach mit Beyern. Dieser war kalt, räthselhaft. Endlich ergriff er Graßheims Hand, und sagte nachdrücklich: wenn Sie noch einen Funken Menschlichkeit haben, so lassen Sie Käthens Hand fahren! Und mit diesen Worten ließ er ihn stehen. Graßheim stand wie versteinert.

Auch Käthens Tante war eben so wenig ruhig, wie alle anderen Personen dieser Familie. Sie hatte Käthen weinen gesehen. Dann war sie ein paar Minuten in Beyers

Zimmer gewesen, und dieser hatte mit Bedeutung gesagt: man sollte der Vorsehung nicht in die Hände greifen! „Wie? wenn Käthe unglücklich würde!“ Die Frau von Flaming hatte ein sehr rasches Gefühl. „Käthe unglücklich! Lissow und Graßheim unglücklich, und alle drei durch mich!“ Das dachte sie, und spann den Gedanken fort. Kurz, sie wünschte, daß sie weniger thätigen Antheil an der Wendung von Käthens Geschick genommen hätte. Da trat Graßheim, mit einem Gesichte voll tiefer Besorgniß, zu ihr herein. Er betrachtete sie mit so mißtrauischen Blikken, runzelte die Stirn so oft, und seufzte so tief, daß die Frau von Flaming noch mehr in ihre Träumereien versank. Endlich brach Graßheim los. Ich glaube, gnädige Frau, fing er an, man hat mir den Zustand von Käthens Herzen verhehlt. Jedermann macht es sich zur Pflicht, mir zu verschweigen, was ich befürchten muß; und daß ich viel zu befürchten habe, sagt mir seit heute jeder Blick hier im Hause. Käthe windet sich aus meinen Armen mit einer Aengstlichkeit, als ob ihre Liebe gegen mich ein Verbrechen oder ihr Un-

glück wäre. — Die Frau von Flaming erschrak. — Sie erschrecken? fuhr Graßheim fort; meine Vermuthung betrügt mich nicht. Sagen Sie mir, sagen Sie mir aus Mitleiden; ist das wahr, was ich befürchten muß? wird mir Käthe ihre Hand versagen? — „Und das befürchten Sie?" fragte die Frau von Flaming zitternd. — Ja! meine gnädige Frau; und was noch mehr ist, man hat es mir schon unter die Augen gesagt. Reden Sie, sagen Sie mir, warum — wie —

„Ach, das ahnete mir, das ahnete mir!" sagte die Frau von Flaming mit einem tiefen Seufzer. „Das unglückliche Mädchen! O Graßheim, Graßheim! wir verbargen Ihnen kein Verbrechen; aber wir verbargen Ihnen ein Unglück: das Unglück eines unschuldigen Herzens. Ach! ich glaubte, ich wäre allein die Leidende. Käthe ist es auch! Wie, sagen Sie mir, wie? ist Käthe? was macht sie?"

Graßheim beschrieb Käthens Zustand, und, wie es denn geht, wenn man sich fürchtet, er übertrieb ihn. Sollte sie ihn gesehen haben? ist Lissow etwa hier? Das fiel der Tante mit Schrecken ein. „Graßheim," sagte sie, den

Kopf sanft schüttelnd: „lassen Sie mir Zeit, ehe ich Ihnen sage, was ich denke. Es könnte etwas vorgefallen seyn, was mich unglücklicher machen würde, als Sie. Seyn Sie ruhig, aber seyn Sie auf alles gefaßt! Wenn es wahr wäre! — Gott! Graßheim, wenn die Unglückliche Sie verloren hätte!"

Da stand Graßheim wieder allein. Die Tante ging zu Käthen. Sie öffnete die Thür. Da saß Käthe, mit dem Tuche vor den Augen, und schluchzte. „Käthe, um Gottes willen!" rief die Tante, und breitete die Arme aus. Auch ihre Augen hingen voll Thränen. Nun glaubte Käthe ihr Unglück gewiß. Die Tante kam, es ihr anzukündigen. Käthe sprang auf, und warf sich heftig ihrer Tante an den Busen. Lissow! rief sie laut. Lissow! rief sie noch einmal. „O Gott! Unglückliche!" sagte die Tante. Käthe stürzte in ihr Kabinet. Er war todt, aus Liebe zu ihr todt! Das dachte sie, und warf sich auf ihr Bett.

Die Tante stand, überlegte, wollte ins Kabinet. Da kam Beyer. „Wissen Sie was hier vorgeht, Beyer? fragte die Tante

sehr betrübt. Ich fürchte, Käthens Heirath wird gestört.“ — Und danken Sie Gott, wenn sie gestört wird! sagte Beyer sehr ernst. Ich kann nichts weiter sagen. Aber danken Sie Gott dafür. — Die Frau von Flaming sank kraftlos in einen Stuhl. Eben riefen die Bedienten zu Tisch. Man ging; Käthe ließ sich entschuldigen.

Der Baron runzelte die Stirn; die Frau von Flaming aß nicht einen Mundvoll; Graßheim sah auf den Teller vor sich nieder; Beyer spielte gedankenvoll mit seiner Tabaksdose. Quinctius allein aß, und redete von dem Wankelmuthe der Männer. Schert Euch hinaus! rief der Baron den Bedienten zu, als der Braten da stand. Sie gingen. „Nun zum Teufel, was steckt denn Käthen im Kopfe? Da hier der Senior läßt den Kopf hängen, wie Cajus am Thrasimenus. Den Teufel! ich will doch wissen, wie die Sachen stehen. Warum kommt Käthe nicht zu Tisch? Wie? Nicht wahr, sie kommt wieder auf die alten Sprünge, und will ihn nun nicht, den Senior?“ — Niemand antwortete. — „Nun,

Senior, antworten Sie, wie steht es mit Ihnen?"

Ich Herr Baron, ich fürchte leider, nachdem ich sie gesehen und gesprochen habe, daß ich der unglücklichste Mensch auf der Erde bin.

„Seht Ihr? das dacht ich gleich! Aber so soll doch das Wetter drein schlagen! Liebt und will nicht heirathen! Hat einer je eine solche Narrheit gesehen! Hast du mit Käthen gesprochen, Frau? Will sie ihn? will sie ihn?"

Die Frau zuckte die Achseln. Beyer sagte ganz ehrlich: ich glaube, Ihr Gnaden, sie nimmt ihn nicht, wenn sie erst alles weiß.

„So hol es der Teufel" rief der Baron, und warf die Serviette wüthend hin. „Probieren wollen wir es indeß doch noch einmal. Aber geben Sie acht, Graßheim, das Mädchen nimmt Sie nicht. Sie kennen den Starrkopf nicht." Er stand auf. —

Sie nimmt ihn nicht, ich weiß es gewiß, sagte Beyer, und stand ebenfalls auf.

Da haben Sie recht, sagte der erstaunte Quinctius, der auf einmal meynte, seinen Ge-

liebten wieder zu fesseln; und sie verdient ihn nicht.

Leider! sagte die Frau von Flaming; es wird noch Mühe genug kosten.

O, ich sehe es, rief Graßheim; sie nimmt mich nicht. Ich bin unglücklich.

Die Bedienten hatten vor der Thüre gehorcht. Sie nimmt ihn nicht, sagte Heinrich, und lief in die Küche. In einem Augenblick ertönte im ganzen Hause, im Garten, überall im Dorfe: Fräulein Käthe nimmt den Herrn von Graßheim nicht. Sie nimmt ihn nicht: das sagten alle, die sich im Hause begegneten.

Der Baron brummte aufs neue: „wir wollens noch einmal probiren.“ Er ließ anspannen, und gab Befehl, daß der Pastor geholt werden sollte. Die Frau von Flaming wollte davon. „Nichts!“ rief der Baron. „Du bleibst hier. Sie soll sich trauen lassen, oder gleich auf der Stelle zum Hause hinaus! Der Wagen ist schon angespannt. Kurz, sie soll sich erst kopuliren lassen, und dann kann sie mit Graßheim davon laufen. Denn ich weiß, das will sie.“

Der Prediger kam. Der Baron stellte die Gesellschaft in Ordnung. Dann ließ er Käthen durch einen Bedienten sagen: sie sollte sogleich kommen. Die Thür ging auf, und Käthe trat mit einem Gesichte herein, auf dem Niemand etwas anderes als Verwunderung finden konnte, so starr man sie auch von allen Seiten ansah. „Käthe!" hob der Baron in einem rauhen Tone an, und führte sie vor den Prediger: „wähle! Du läßt dich jetzt gleich mit dem Herrn von Graßheim trauen, oder" — Ich lasse mich gleich jetzt mit ihm trauen, sagte Käthe lächelnd. Mein Gott! sie nimmt ihn! riefen alle aus Einem Munde. Aber soll ich ihn denn nicht nehmen? fragte Käthe, und schlug ihre Arme um Graßheim.

„Herr Pastor, um des Himmels willen! rief der Baron; geschwind, lesen Sie, was das Zeug hält!" Der Pastor las. Käthe antwortete hell und deutlich: Ja; und der Baron rief sogleich ganz laut: „Gottlob und Dank! Ihr habt es alle gehört." Und, siehe da! sie waren kopulirt, und Beyer allein brummte.

Der Baron machte nach der Kopulation einen Freudensprung, daß alles so glücklich ab-

gelaufen war. Diesmal, Gott sey Dank! sagte er zu seiner Frau, war unsere Besorgniß ungegründet. Gottlob! sagte die Frau von Flaming. Graßheims Entzückungen waren jetzt vorüber. Er näherte sich dem Baron, und fragte lachend, doch neugierig: aber, Herr Baron, ich erstaune jetzt mehr als vorher. Warum fürchteten Sie denn, daß sie mich nicht nehmen würde? „Ja, rief der Baron, ich versichere Ihnen, das Mädchen hat einen Abscheu gehabt, sich trauen zu lassen, daß ich es wohl fürchten konnte.“ — Sich trauen zu lassen? fragte Graßheim. Ist ihr denn das schon öfter vorgekommen? — „Nun, zum Henker! ja.“ Da mit Quinctius sollte sie einmal getraut werden, und sie wollte nicht, und hatte ihn damals so lieb, als jetzt Sie.

Die Frau von Flaming mischte sich jetzt in das Gespräch, und erzählte Graßheim den Handel so ziemlich aufrichtig, bis auf Lissow. Sie sagte, daß Käthe Quinctius nicht geliebt, und darum vor der Trauung gezittert habe.

„Aber warum, liebe Frau, glaubtest du denn, sie würde ihn nicht nehmen? Wenn das ist, warum war denn der verdammte Lärm

im Hause?" Graßheim sah die Frau von Flaming fragend an. Sie schwieg verlegen. „Warum heultest du denn, Käthe? So antworte! Wir glaubten ja alle, du würdest ihn nicht nehmen. Warum glaubten wir denn das? Das muß doch eine Ursache haben. He! Auch Beyer und Quinctius glaubten es ja. Zum Henker, Beyer, lassen Sie hören!"

Ich, sagte Beyer, ich, gnädiger Herr, glaubte, der Herr von Graßheim würde das Fräulein nicht nehmen.

Und das war meine Meynung auch, lieber Vater, sagte Quinctius. Ich sah es für unmöglich an. Ich hatte mit Graßheim das reinste Bündniß der Freundschaft, der Tugend, des Edelmuthes geschlossen. Wir wollten uns bis in den Tod alles seyn, was je die edelsten Menschen auf Erden sich gewesen sind. Die Sinnlichkeit war ganz aus unserm Bunde verbannt. Graßheim vergaß dieser himmlischen Liebe über die irdische; er vergaß des Mannes über ein Weib, der Freundschaft über die Ehe, der Tugend über die Sinnlichkeit. Ich glaubte, Graßheim sey ein zu edler Mann, als daß er je heirathen könnte.

„Aber, zu allen Henkern, was quackelt der Junge da? Ist es denn ein Schurkenstreich, daß ich dich in einer ordentlichen Ehe, stiftsmäßig und stiftsfähig in die Welt gesetzt habe? Wer also heirathet, ist ein Schurke? Höre einer nur die abscheulichen Dinge!

Vater, der göttliche Plato sagt —

„Ist ein Narr, wenn er das gesagt hat. Also du bist entschlossen unverheirathet zu bleiben? Mein Gott, so stirbt ja mein —"

Nein, Vater ich will heirathen, sobald Sie befehlen; allein —

„Keine Kinder zeugen? J, so wollt ich —! Ist das nicht abscheulich? An den Galgen mit dem Plato! an den Galgen!"

Auch Kinder zeugen, Vater! Das fordert die Natur, dieser Körper, an den ich gefesselt bin, die Materie; allein der Geist will mehr, will die Liebe eines Mannes, will die Verbindung, die geistige Ehe mit einem edlen Manne, will —

„Mit einem Manne? ein Mann mit einem Manne sich verheirathen? Sieh da die verfluchte Gelehrsamkeit! Das ist ja ein Sodomit, der Plato! Bei meiner Ritter-

Ehre, bei allen meinen Ahnen! der ist ja ärger als Cäso und Lucius. Daher kommt also der Lärm? Herr Gott, wenn das unsere Nachbaren hören, das der Bösewicht einen Mann heirathen will!"

Man hatte große Mühe den Baron zu beruhigen. Beyer erklärte denn das Mißverständniß; aber zu einem Widerrufe, daß Plato kein Naar sey, war der Baron nicht zu bewegen. Beyer sah nun wohl, wie unschuldig Quinctius und Graßheim waren; er schämte sich herzlich, daß er sich von Quinctius Narrheit so hatte anführen lassen.

„Nun aber, Käthe," fragte der Baron, „was heultest du denn diesen Morgen, und riefst: eben weil ich Braut bin! Ich will doch endlich einmal wissen, was an dem Lärmen schuld ist." Käthe sagte: Beyer machte mich so angst. Beyer, der die Ursache nicht sagen wollte, schob die Schuld weiter auf die gnädige Frau; die gnädige Frau auf Graßheim; Graßheim auf den Baron; der wieder auf Käthen; und so ging der Handel immer im Kreise umher, ohne daß der Baron ein Wort erfuhr. Nach seiner Gewohnheit, stieß er ei-

nen Stuhl wüthend auf den Boden, rief: ihr seyd alle Narren, besonders wenn es ans Heirathen geht! und lief in sein Kabinet. Nun nahm einer den Andern heimlich in einen Winkel, und fragte: aber warum? Die Tante fragte Beyern: warum waren Sie so sehr gegen die Heirath? Beyer erröthete. So fragte einer den andern. Es blieb ein Räthsel.

Kurz die Bedienten liefen im Dorf umher, und erzählten: sie nimmt ihn nicht; und eine Stunde darauf liefen des Pastors Leute ebenfalls im Dorfe umher, und erzählten: sie sind getrauet; sie hat ihn also genommen. Die Sache wurde vergessen. Am andern Morgen fragte Graßheim sein junges Weib, warum sie den Tag vorher so unruhig gewesen wäre. Käthe setzte ihm sehr weitläuftig die Ursache davon auseinander; weil sie aber von Lissow nicht ein Wort sagte, so verstand auch er nichts davon. Nun wendete sich Graßheim an Beyern. Dieser erzählte ihm von dem Briefe des Quinctius, den er gefunden hatte. Graßheim glaubte, er habe das etwa der Frau von Flaming gesagt. Er lachte, be-

ruhigte sich, und scherzte sogar mit Käthen über die Ursache ihres Kummers.

Die Frau von Flaming hatte sich alles so ziemlich erklärt, nur nicht Käthens schnellen Uebergang aus dem tiefsten Kummer in die heiterste Ruhe. Sie nahm Käthen heimlich vor, und erfuhr nun den ganzen Handel. Käthe saß noch während der Tischzeit mit dem bittersten Gram auf ihrem Zimmer. Sie sann sich fast Kopfweh darüber, was vorgefallen seyn könnte. Lissow ist todt, dachte sie; oder er ist hier, und fordert mich zurück. An beides dachte sie mit gleichem Schrecken. So saß sie da. Auf einmal sah sie durch das Fenster im Garten einen Menschen schleichen, der in seiner Gestalt mit Lissow Aehnlichkeit hatte. Sie würde ihn nicht bemerkt haben, wenn nicht ihre ganze Seele voll von dem Gedanken gewesen wäre: Lissow ist hier. Sie wurde bleich wie ein Todter, als sie endlich auch sein äußerst blasses Gesicht erkannte. Es war Lissow. Er redete mit dem Gärtnerburschen, gab ihm einen Brief, und verschwand wieder. Käthe sank vor Schrecken beinahe zu Boden. Doch hatte sie so viel Besinnung, dem Gärtnerburschen

entgegen zu gehen und ihm den Brief abzunehmen, von dem sie glaubte, daß er an sie gerichtet wäre. Sie lief nun auf ihr Zimmer, verriegelte sich, riß den Brief auf, und sah erst jetzt, daß er an ihre Tante, und nicht an sie, geschrieben war. Sie las ihn, und ward beruhigt. Lesen Sie ihn selbst, liebe Tante, so schloß sie ihre Erzählung; lesen Sie den Brief, und Sie werden begreifen, warum er mich beruhigte. Die Tante las:

„Zehn Schritte von Ihnen, meine theuerste gnädige Frau, und, wenn Liebe und Ehrfurcht zu dem theuersten aller Namen berechtigen, meine gütige Mutter, zehn Schritte von Ihnen sitze ich, und schreibe an Sie, und versage mir die freudigste Stunde meines Lebens, Sie zu sehen, und von Ihnen zu hören, daß Sie mich noch lieben. Was soll ich Ihnen sagen!? Ich bin wieder hier, und mein Schicksal ist entschieden. Meine Hoffnungen sind verschwunden, und Sie und Ihre Voraussagungen gerechtfertigt. Käthe hat aufgehört mich zu lieben. Eine andere Hoffnung ist an die Stelle meiner allertheuersten Hoff-

nungen getreten: die, daß Käthe glücklich seyn wird. Glücklich? Gezwungen ist sie nicht: Sie gaben mir einst Ihr Wort dafür. Wehe dem Menschen, der bei dieser Hoffnung seufzen kann! Wenn ich klage, so klage ich über meine Thorheit, über meine Verwirrung, die Ihnen vielleicht bittre Stunden gemacht haben."

„Ich bin glücklich; und wenn ich es noch nicht bin, o, so werde ich es doch seyn. Wenigstens, theuerste Mutter, nehmen Sie die Versicherung, daß jetzt in diesem Augenblick mein Herz zufrieden schlägt. Ich darf Sie nicht sehen, gnädige Frau; der Augenblick würde, glaube ich vielleicht zu stolz, uns Beiden unnütze Thränen kosten, und Ihr Auge wenigstens sollte nie eine andere Thräne benetzen, als die Thräne der Freude über den Segen, den Ihr Herz verbreitete. Segen aber, Segen könnten Sie in dieser Minute nicht für mich haben, weil es die Minute meines Scheidens von Ihnen ist. Und ich, lassen Sie mich das gestehen, ich bin zu stolz, einem andern zu klagen als mir selbst."

„Diesen Mittag, wenn Sie essen, bringe ich Ihnen meinen Brief. Noch einmal will ich den Garten und das Haus sehen, wo ich, wenn nicht glücklich, doch mäßig seyn lernte. Dieser Augenblick wird mir Thränen kosten; denn ich werde Ihnen Lebewohl sagen. Ihnen! Aber diese Thränen wird mir eben sowohl die dankbare Empfindung gegen Sie, die nicht aufhören wird mich zu begleiten, auspressen, als die — Trennung von Ihnen. Ach, ich hoffe, diese Thränen werden sehr süß seyn. Darum leben Sie wohl!"

Die Frau von Flaming las den Brief, und sanfte Thränen benetzten ihr Auge. Sie wagte es nicht, ihrem Blick auf Käthen zu heften. Es war ihr unbegreiflich, wie Käthe durch diesen Brief hatte können beruhigt werden. Sie drehete sich schweigend von ihr ab, und ging mit dem Briefe auf ihr Zimmer. Armer, unglücklicher Junge! wiederholte sie hier noch einmal zärtlich. Wie viel mag deinem Herzen die verstellte Ruhe in diesem Briefe gekostet haben! Großmüthige Seele, mich wolltest du beruhigen? Ach, du sahest voraus, daß mir allein dein Geschick

Sorge und Unruhe machen würde. Sie schüttelte über Käthen zehnmal den Kopf. Sie bedachte nicht, daß Käthe den Brief mit ganz andern Empfindungen gelesen hatte als sie. Käthe fand den Brief kalt, steif; ja, sie glaubte sogar halb und halb dadurch beleidigt seyn zu können, daß Lissow ihren Verlust so wenig fühlte. Ist es nicht beinahe, sagte sie leise, als ob Tante seine Geliebte gewesen wäre? Von mir kaum ein einziges kleines Wörtchen. Sie beurtheilte Lissows Empfindungen nach ihren eignen, und beurtheilte sie richtiger als ihre Tante. So schreibt kein Liebender, der seine Hoffnungen verliert. Sie dankte Gott, daß alles so gut abgelaufen war. Ihre Angst verschwand, und sie ließ sich mit Freuden kopuliren.

Die Tante hingegen ließ sich im Dorfe nach Lissow erkundigen. Er war unter einem fremden Namen da gewesen. Sie erfuhr von der Frau, bei der er zwei Tage gewohnt hatte, genug, um einige sehr kummervolle Stunden zu haben. „Blaß, Ihr Gnaden, wie die Wand da, war er. Die Augen hingen ihm immer voll Thränen, wenn er glaubte, ich sähe

nicht hin. Er muß seine Schwester sehr lieb gehabt haben, um die er so weinte. Er sagte, er hätte ihren Tod ganz unvermuthet erfahren. Der arme Mensch! Arm war er dazu, aber immer zufrieden. Er aß Brot und Milch; das war alles." Die Frau von Flaming schlug ihr Auge zum Himmel, als wollte sie dem es auftragen, dem Jünglinge zu heifen, der sich ihrer Hülfe so geflissentlich entzog.

Lissow war in der That ein sehr guter Jüngling. Er hatte aus Flamings Hause ein reines, unverdorbenes Herz mit weggenommen. Er besaß sehr solide Kenntnisse, eine sehr gesunde Philosophie, freilich wohl nach der Topik zugeschnitten. Sein Herz war nicht allein weich genug, das Unglück seiner Nebenmenschen mitzufühlen; es hatte auch die Stärke, sogleich aus allen Kräften demselben abzuhelfen. Der alte Beyer gab beinahe sein ganzes Gehalt Unglücklichen, und das mit einer so unverstellten Lauterkeit, mit einer so anmaßungslosen Gutherzigkeit, mit einer so schönen Freude, daß Lissow und auch Quinctius sehr früh das Glück kennen lernten, welches

die Natur in das Wohlthun legte. Die edle Frau von Flaming verstärkte das Beispiel noch. Lissow mußte menschlich werden; denn alle die Menschen, die er liebte, waren es. Seine Liebe zu Käthen machte diese Eigenschaften seines Kopfes und Herzens zu einem Ganzen. Seine Empfindungen waren durch die Liebe so fein und anständig geworden, seine Sitten so sanft und rein, sein Aeußeres, Stellung, Bewegungen, Ton der Sprache, Auge und Blick so gebildet, so lebendig, so schön, daß er, wo er sich nur zeigte, nothwendig gefallen mußte. So hatte er Flamings Haus verlassen. Sein Selbstgefühl bekam etwas Großes, etwas Stolzes durch seine Flucht. Durch diese gewann er einen Sieg über sich selbst. Zwar standen Thränen in seinen Augen, als er ging; aber die frische, reine Morgenluft, und sein eigenes Gefühl der edlen That trockneten sein Auge bald. Ich werde sie wieder finden! sagte er mit dem zehnten Schritte. Endlich fiel sein Blick auch in die Zukunft. Er dachte nicht mit Aengstlichkeit an sie; denn er war in einer edlen That begriffen, und Hoffnung, im edelsten Sinne des Wortes, Hoffnung auf

eine leitende Vorsehung, ist immer der Lohn der Tugend. Er war entschlossen, nach Berlin zu gehen. Wovon er da leben wollte, das wußte er selbst nicht. Ich kann ja arbeiten, sagte er lächelnd, und betrachtete seine Arme. Nach drei Tagen war er in Berlin.

Er durchwanderte neugierig die Straßen der Stadt. In einer kleinen Gasse hing an einem Häuschen eine Tafel mit den Worten: hier ist ein Zimmer zu vermiethen. Er ging in das Haus, und fragte. Man führte ihn in den dritten Stock, und zeigte ihm ein kleines Zimmerchen mit einer Kammer. Er miethete es auf der Stelle, und nahm sogleich Besitz davon, nachdem er seinem Wirthe, der keine Sachen bei ihm sah, einen Monat voraus bezahlt hatte. Jetzt erkundigte sich denn sein Wirth, ein Instrumentenmacher, nach seinen Umständen. Lissow sagte ihm, so viel er wissen sollte. Sein Wirth war ein ganz ehrlicher Mann, mit dem er bald bekannt wurde. Man sprach über sein Fortkommen. Lissow war unbesorgter als sein Wirth. „Ich kann Kinder unterrichten, sagte er; ich schreibe eine gute Hand, ich rechne sehr

fertig und schnell. Es muß sich doch etwas finden.“ Und wirklich fand sich etwas. Sein Wirth verschaffte ihm sehr bald von einem Rathe bei der Kammer Rechnungen und Berichte abzuschreiben. Lissow verdiente zwar wenig, aber doch genug, um auf seine Weise leben zu können und sein kleines Kapital nicht angreifen zu dürfen.

Er war fleißig und aufmerksam, entdeckte in den Rechnungen Fehler, zeigte sie an, machte selbst über die Berichte, wo sie Rechnungen betrafen, seine Anmerkungen, und bekam mehr zu thun, sogar oft etwas, wobei er selbst denken mußte. Man gab ihm z. B. Rechnungen durchzuarbeiten und Auszüge zu machen. Jetzt erhöhete man seine Bezahlung, und er konnte Stunden für sich erübrigen, die er dem allerfleißigsten Studieren widmete. So hatte er zwei Monate, mit seinen Arbeiten und mit seiner Liebe in der tiefsten Einsamkeit, gelebt. Hinten hinaus in demselben Stockwerke wohnte noch eine Familie. Er kannte sie nicht, ob er gleich zuweilen einen alten Mann, und dann wieder eine alte Frau im Vorübergehen sah und grüßte.

Heute stand die alte Frau mit dem betrübtesten Gesichte von der Welt bei einem kleinen Geschäft, und weinte. Was mag die zu weinen haben? dachte Lissow bei jedem Schritte. Er konnte nicht fort, und kehrte wieder um. Da stand sie noch und weinte. Er ging in sein Zimmer, sann auf einen Vorwand, unter dem er sie anreden könnte, und ging wieder hinaus. Die Frau war nicht mehr da. Jetzt nahm er sein Licht, ging gerade an seiner Nachbaren Thür, und pochte leise an. Man rief: herein! Er öffnete. Der alte Mann saß da auf einem Strohstuhle, den die Frau mit ein paar an die Seiten gebundenen Tüchern zu einem Armstuhle gemacht hatte. Er war krank: das sah man an seiner Farbe; an dem Geiste, der sein Gesicht belebte, gar nicht. Er lächelte zufrieden. Die allertiefste Armuth blickte aus dem ganzen Zimmerchen hervor. Die Frau saß mit nassen Augen an einem Spinnrade, und spann, wie es schien, mit dem angestrengtesten Fleiße. In der Ecke lag ein kleines Strohlager an der Erde. Ein überall geflicktes Kopfkissen, war das einzige Bett.

Lieber Gott! stieß Lissow heraus, als er das Zimmer mit einem Blicke übersehen hatte. Dann blieb sein Auge mit einer freundlichen Gutherzigkeit auf dem Gesichte des Alten hangen, das mit dem seinigen um die freundlichste Gutherzigkeit stritt. „Unser Herr Nachbar! sagte der Alte mit einem Blick auf seine Gattin. Gieb doch einen Stuhl, liebe Frau.“ Unmuthig stand die Frau auf, und gab Lissow den Stuhl, auf dem sie saß. Sie setzte sich auf einem Fußschemel, und spann fort.

O lassen Sie, sagte Lissow; ich kann mir einen Stuhl holen. Er ging, holte einen bepolsterten Armstuhl von seinem Zimmer, und bat den Alten, diesen zu nehmen. Der Alte schlug es scherzend ab. „Ich darf mich nicht verwöhnen, guter junger Herr.“ Aber da stand die Frau auf, vergaß ihr Spinnrad, und bat ihren Mann bloß mit einer Miene, das Anerbieten doch anzunehmen. Der Alte mußte. Beide Gesunde hoben ihn hinein. Er setzte sich bequem. Man sah, daß es ihm wohl that, und die Frau äußerte ihre Freude darüber durch frohe Blicke.

Sie sind krank, lieber alter Vater, sagte Lissow mit Rührung, und legte seine Hand auf die Hand des Alten. Ich wünschte, ich wollte — Er schwieg verlegen, weil er nicht wußte, wie er ihm eine Wohlthat antragen sollte; denn der Alte hatte bessere Tage gehabt, und die paar Worte von ihm bezeichneten einen Mann von nicht gemeinem Stande. Wollen Sie erlauben, sagte endlich Lissow, daß ich meinen Thee hier trinke? In Gesellschaft schmeckt er besser, und ich habe keine Bekanntschaft. Da drangen aufs neue Thränen aus den Augen der Frau. Sie wendete sich ab, um sie zu verbergen. Der Alte sagte lächelnd: „von Herzen gern; aber mit der Bedingung, daß Sie mir eine Tasse abgeben: denn ich bin seit gestern fast verschmachtet." Da weinte die Frau laut, und fiel in dem Winkel, wo sie stand, beinahe auf die Knie. Lissow'n war der Busen voll. Er gab der Alten die Hand. Kommen Sie, meine Gute, rief er; kommen Sie, kommen Sie. (Er zog die Frau mit Gewalt aus dem Zimmer an seinen Kamin.) Legen Sie Holz über; da brennen noch Kohlen. Er lief in sein Zim-

mer, holte Tassen, Thee, Zucker. In einigen Minuten stand der dampfende Thee auf dem Tische vor dem Alten. Es waren vier Tassen. „Ha! ha! sagte der Alte in seiner Freude: Frau, da setz dich zu uns. Wir wollen einmal thun, als ob wir reich wären. Da, setz dich!“

Der Alte trank in Absätzen, mit einem sehr sichtbaren Vergnügen. Niemand redete ein Wort; man genoß nur. Der Alte betrachtete die Tasse, die vor ihm stand, und dann Lissow, mit einem lächelnden Blicke. Dreimal zuckte seine Hand, und griff nach einer fingerlangen, schwarzgerauchten Tabakspfeife, die vor ihm auf dem Tische lag. Langsam zog er die Hand wieder zurück. Lissow gab auf alle seine Bewegungen Acht. Die Frau mußte Tabak und ein paar Pfeifen holen. Sobald der Alte seine Pfeife angezündet hatte, war es, als ob sich neues Leben durch seine Adern ergösse. „Ich habe mir den Tabak, sagte er, bis auf eine Pfeife täglich abgewöhnt, so stark ich sonst auch rauchte; aber die hat mir seit acht Tagen gefehlt. Lieber Gott, welch ein Vergnügen steckt im Ent-

behren, im Mangel, im Elende, wenn ihm abgeholfen wird! So ein Augenblick, wie der jetzige, (er faßte seine Tasse an) bezahlt tausend bittere Stunden.'' Der Frau fielen noch immer einzelne Thränen von den verweinten Wangen. „O, liebe Frau, sey nicht wunderlich. Was sagtest du noch diesen Morgen? Du sagtest, als du mir die Tücher da zu Lehnen an den Stuhl bandest: Gott thäte kein Wunder. Sehen Sie, lieber Herr, ich muß Ihnen das erzählen. Ich war zu schwach geworden, mich da auf dem Stühlchen ohne Lehnen zu erhalten; und auf dem Stroh dort konnte ich nicht mehr liegen: dazu war wieder mein Geist zu stark. Ich hatte nun vier Stunden gelegen und mich fast dumm gesonnen, wie das zu machen sey. Da sagte ich scherzend zu meiner Frau: wenn ich Wunder thun könnte' so verwandelte ich den Stnhl da in einen Lehnstuhl; oder wenn noch Wunder geschähen, so bäte ich Gott, dies für einen armen, kranken Greis zu thun. Gott thut für uns keine Wunder, sagte meine Frau, und fing, weil sie sehr weichherzig ist, an zu weinen. Ich stritt mit ihr darüber, und wollte ihr begreiflich machen,

daß Gott noch täglich Wunder für mich thue. Wie nun die Weiber sind — sie stritt und stritt, und verwandelte, während sie stritt, den Stuhl in einen Armstuhl, und that das Wunder selbst, das sie nicht einmal dem höchsten Wesen zutraute. Nun wollte sie mir wieder nicht glauben, als ich sagte, es sey gerade das größte Wunder und die größte Barmherzigkeit Gottes, daß er mir eine solche Frau gegeben habe. Sie blieb dabei: Gott thut keine Wunder. Nun, Frau, mein Stuhl ist denn doch wirklich ein Armstuhl geworden, ohne dich, ohne mich. Was sagst du nun? Wir trinken Thee, ich habe eine Pfeife guten Tabak. Nun, sind das keine Wunder Gottes?"

Das alles sagte der Alte mit einem scherzenden Tone; die letzten Worte aber sprach er mit einer Stimme, die immer bebender und gerührter wurde. Eine Thräne drang in sein Auge. Er nahm mit einer Art von Andacht die Mütze von seinem weißen Haupte, und drückte sie zwischen seinen gefaltenen Händen. Die Frau lächelte, und küßte ihn freundlich.

Sogleich aber wurde seine Stimme wieder scherzend, und nach einiger Zeit hatte er wirklich Lachen und Fröhlichkeit in das Zimmer gebracht, worin das Elend herrschte. Nun erkundigte man sich von beiden Seiten genauer nach einander. „Meine Umstände, sagte der Alte, sind wie Sie sehen, nicht übel. Ein Lager von Stroh; eine Decke darüber her gegen alles Unwetter; eine gute, eine geliebte Frau, die täglich Wunder der Liebe, des Fleißes, des Nachdenkens thut, mich zu erhalten, und die mir mehr ist als ein Königreich; die tägliche Nothdurft von Zeit zu Zeit ohne Sorgen: denn daß es uns heute fehlte, daran war ich mit einem Anfalle vom Fieber schuld. Meine Frau trug das Letzte in die Apotheke. Ich war gesund, ehe die Arzney gemacht war, und mußte hungern, ohne krank zu seyn. Meine Frau spinnt. Ich habe bisher abgeschrieben. Meine Augen werden zu schwach, meine Hand zu zitternd. Ich habe faulenzen müssen; allein wider meinen Willen. Jetzt spinne ich, wenn ich gesund bin, mit meiner Frau um die Wette. Es hat mir Ueberredung und meiner Frau Thränen genug gekostet, daß sie mich im Spin-

nen unterrichtete. Sie that es, und sieht ein, daß es wohlgethan ist. Die Bewegung bekommt mir besser, als die gekrümmte Stellung an meinem Schreibtische. Ich hebe mein Auge voll Dank zu dem Vater der Menschen, meine Frau das ihrige voll Thränen. Und die Ursache ist? Sie sucht sich immer Menschen, mit deren Geschick sie das meinige vergleicht, hier in Berlin und in den großen Pallästen; ich aber schlage meine Blicke nach Asien, Afrika und Amerika, wo Fürsten von großen Völkern mir mein Zimmerchen, meinen Stuhl, meinen Schlafrock, meine drei Teller von Erde, und meine Pfeife beneiden würden. Fällt mir ja einmal der Pallast eines Großen, seine zehn Schüsseln, seine seidnen Betten ein, so darf ich nur einen Blick auf meine Frau mit ihrem Herzen werfen, die dem Reichen fehlt; und ich lege mich heiterer zu ihr auf mein Stroh, als der Reiche sich in seine seidnen Betten."

So ist er nun! sagte die Frau weinend; und seit zwei Tagen hat er nichts Warmes gehabt. Von harten Rinden und Wasser hat er gelebt... „Du vergißt das Beste, liebe Frau,"

fiel er ein. — Das Beste? was hätten wir denn mehr gehabt seit zwei Tagen? — „Was mehr? Deine Liebe und meine Heiterkeit; und jetzt, was wir in Jahr und Tag nicht hatten, eine Tasse Thee und guten Tabak, in einem Armstuhle.“ Lissow konnte nicht aufhören, den heitern Alten mit Augen voll Zärtlichkeit zu betrachten. Er fühlte das innigste Mitleiden mit der Familie, aber das schönste, das nicht durch ekelhafte Klagen, durch heftige Vorwürfe gegen die Vorsehung, verbittert wurde. Er schloß den Alten mit Ehrfurcht in seine Arme. Ist es möglich? sagte er gerührt; kann man so unglücklich, und so glücklich zugleich seyn? Nun traf er Anstalten zur Mittagsmahlzeit. Die Frau besorgte sie. Lissow wollte mit den beiden Alten essen. Die Frau fing an verlegen zu werden. Kein Tischzeug, keine anderen Teller als von Erde, und nicht mehr ganz. Das alles half nichts; man machte es, so gut man konnte. Eine Flasche Wein, die Lissow selbst besorgt hatte, hob allen Verlegenheiten ab, und die heiterste Fröhlichkeit saß hier mit den drei Menschen zu Tische.

Nach dem Essen fragte Lissow den Alten: Und haben Sie keine Kinder? Die Frage schien mit tausend Spitzen in des Alten Herz zu greifen. Sein Auge verfinsterte sich. Er beugte den Kopf nieder, schob ein Glas Wein, das er schon aufgenommen hatte, von sich weg, bewegte die eine Hand über die Stirn, faltete sie dann in die andere, und sagte seufzend: „eine Tochter.“ Lissow lenkte ein; er stieß an: ein zufriedenes Herz! „Nein, sagte der Alte still; nun auch nicht einen Tropfen mehr!“ und schüttelte betrübt den Kopf. Lissow brach das Gespräch ab, und des Alten Heiterkeit kam nach einiger Zeit wieder.

Lissow sann noch immer darauf, wie er ihm auf eine gute Weise Unterstützung anbieten sollte. Er sprach mit dem Alten von seinen Geschäften. Dieser fand die Art und Weise, wie Lissow sie trieb, nicht übel, gab ihm aber noch manchen Wink, wie er sie besser zu seinem Fortkommen nützen sollte. „Und können Sie Französisch?“ fragte er auf einmal. Nein, sagte Lissow. „Das ist Schade,“ erwiederte der Alte. „Diese Sprache ist noch einmal so gebildet, wie unsere Mutter-

sprache. Und in der Welt kommt es beinahe eben so sehr darauf an gut zu reden, als richtig zu denken und gut zu handeln. Ich habe Menschen unglücklich werden sehen, die gescheidt dachten und gut handelten. Sie versahen nichts; aber sie wußten, was sie dachten, nicht gut zu sagen."

Von diesem Gespräche nahm Lissow Veranlassung, den Alten zu bitten, daß er ihn Französisch lehren möchte. Der Alte versprach es mit Freuden. Lissow fing an die Bedingungen zu machen. Es erhob sich nun zwischen Beiden ein schöner Streit der Großmuth, worin Lissow aber Sieger blieb. Die kleine Wirthschaft wurde eingerichtet. Lissow zählte sich von dem Augenblick an zu der Familie des alten Grumbachs. Er aß bei ihm, und sie führten eine gemeinschaftliche Haushaltung, zu deren Einrichtung Lissow das Geld hergab. Der Alte machte Anfangs Einwendungen dagegen. „Junger Mann, sagte er, wir haben ausgelebt, und Sie fangen erst an zu leben. Sie handeln nicht klug, daß sie Ihr Geschick an das Unglück zweier Menschen fesseln, die Ihnen nichts vergelten können. Ihren

Ueberfluß sollten Sie niederlegen für Zeiten der Noth. Sie haben keine Freunde, keine Anverwandten, die Ihnen forthelfen können; nichts als Ihre Kenntnisse und Ihren Fleiß. Ein großes Kapital, ich gestehe es, wenn es gut angewendet wird. Aber Sie wollen eine versunkene Familie wieder aufrichten; noch mehr, Sie wollen die Stütze der Familie bleiben. Lieber Freund, das ist ein eben so großes Kapital, welches Sie borgen, und strenge verzinsen müssen. Nein, nein, junger Herr, hören Sie mich nur! Ich sage, Sie machen dadurch Schulden, die Sie bezahlen müssen, Sie mögen wollen und können, oder nicht. Sehen Sie, jetzt gehn Sie auf Ihr Zimmer, haben uns heute getränkt, gespeist, und wir können noch morgen, noch übermorgen von Ihrer Güte leben. Wir sehen Sie nicht wieder, Sie bekümmern sich nicht weiter um uns; so sagen wir dennoch: es war ein Engel, den uns Gott sandte; so sagen wir in jeder Stunde der Freude, in jeder Stunde der allerbittersten Noth: könnte er die Freude mit uns theilen! wüßte er unser Elend! und wir setzen hinzu: Gott gebe ihm jetzt eine gute

Stunde! Aber, lieber Herr, das ist ein anderes, wenn Sie schlechterdings unsere Stütze bleiben wollen. Wir setzen dann unsre Hoffnungen auf Sie, die Hoffnungen der Zukunft, und Sie müssen dann diese erfüllen, oder wir klagen nicht mehr unser Geschick an, sondern Sie. Denn wer heißt Sie unsere Hoffnungen vom Himmel ab auf sich ziehen? Eine fortgesetzte Wohlthat wird Gewohnheit, Schuldigkeit. Wir werden das fordern, wofür wir jetzt mit Rührung danken. Sie laden sich eine Last auf, die Sie fortschleppen müssen bis an unsern Tod. Werfen Sie die Last einen Schritt vor unserem Grabe nieder, so haben Sie noch nichts gethan. Wir sehen nur den Weg, den Sie noch tragen sollten, nicht, den Sie getragen haben. Erzeigen Sie uns, wenn Sie wollen, Wohlthaten; aber verbinden Sie Ihr Schicksal nicht mit dem unsrigen. Glauben Sie mir, der Mensch ist von Natur undankbar; er meynt alles mit Liebe abtragen zu können, alle Schulden. Wir werden Sie lieben, weiter nichts; und wir werden Sie mit unserer Liebe, die Ihnen zu nichts in der Welt helfen kann, hinlänglich

belohnt glauben. Wie gesagt, handeln Sie klüger!"

Lissow sah den Alten lächelnd an. Sagen Sie mir, lieber Vater, nur das einzige: ist es recht, wenn ich Ihre Stütze werde, wenn ich den Abend Ihres Lebens zu erheitern suche? Vorausgesetzt, daß ich es kann. Und zweitens: darf Undankbarkeit die Menschen überheben Recht zu thun? — Der Alte sah vor sich nieder. — Lassen Sie mich, rief Lissow überwallend: lassen Sie mich Ihr Sohn seyn! Ich bedarf Liebe, und bin hinlänglich belohnt, wenn Sie mich lieben. — „Sey mir willkommen, sagte der Alte auf einmal sehr ernst: Du bist ein Mensch!" Er breitete die Arme nach ihm aus. Lissow sank an seinen Busen, und der Bund der Freundschaft war geschlossen.

Das Zimmer des Alten wurde nun, zwar sehr einfach, aber doch reinlich möblirt, und die kleine Haushaltung fing den nächsten Tag an. Nach einigen Tagen sah Lissow schon, wie reichlich er für seine Güte belohnt war. Der Alte hatte, ohne gerade ein Gelehrter zu seyn, beinahe in allen Fächern sehr praktische

Kenntnisse. Er sprach sehr gut Französisch, und Lissow lernte, da er fast nie anders als in dieser Sprache mit ihm redete, sehr bald sich geläufig darin ausdrücken. Besonders war der Alte im Kameralfache sehr bewandert. Lissow lernte bei einem Aufsatze, bei einer Rechnung von dem Ertrage der Aemter, die er ausziehen mußte, in der Gesellschaft des Alten fast mehr, als vorher in der ganzen Zeit, die er allein gelebt hatte. Auch ward das dem Kammerrathe, für den er arbeitete, sehr bald merklich. Lissow mußte ihn selbst sprechen. Der Kammerrath war sehr mit dem Jünglinge zufrieden, und versprach ihm seine Unterstützung bei einem künftigen Amte. Kleinigkeiten ließ er von Andern abschreiben; Lissow bekam die wichtigsten Sachen unter die Hände, und blieb immer gleich genau und fleißig. Die Liebe zu Käthen spornte ihn. Nun sah er eine Aussicht vor sich, mit Käthen leben zu können. Er hatte des Kammerraths Wort, und verließ sich darauf, so oft auch der Alte den Kopf dazu schüttelte.

Alle Stunden verflossen ihnen in der heitersten Zufriedenheit; aber jetzt stahlen sich

doch zuweilen Wölkchen von Sorgen auf des Alten Stirn. Besonders traf ihn Lissow einmal bei dem Lesen eines Briefes finster und stumm. Lissow sah ihn nur besorgt und zärtlich an; er wagte es nicht, zu fragen, was ihn so finster mache. Der Alte legte den Brief vor sich auf den Tisch, betrachtete seinen jungen Freund mit einer zärtlichen Wehmuth, und sagte bewegt: ich bin Vater! und das ist, setzte er unruhig hinzu, ach! der einzige Punkt, bei dem mich der Glaube an die Vorsehung selbst nicht beruhigen kann. Ich bin Vater! Unter andern Umständen vielleicht der allerglücklichste Vater der Erde. Aber was sonst mein Glück, meine Beruhigung, meinen Stolz ausmachte, ist jetzt meine Unruhe und mein Kummer. Lissow setzte sich horchend an seine Sei Ich habe eine Tochter, fuhr Grumbach fort. Mit einem kleinen Vermögen, das zureichte, so mäßige Wünsche zu erfüllen, als ich hatte, ging ich hieher, und lebte ganz der Erziehung meiner Tochter. Vielleicht wird nie ein Mädchen wieder so sorgsam erzogen, wie meine Jakobine. Sie geht, so dachte der entzückte, der thörichte Vater, aus meinen

Händen in die Arme eines geliebten Mannes; und in diesem Gedanken erhielt' ich den Reiz ihrer Unschuld so schneeweiß, so rein, daß keine Ahnung, kein Traum ihn befleckte. Ach, sie war erzogen, erst das Glück ihrer Eltern, dann die Seligkeit eines Mannes und ihrer Kinder zu machen. Sie kannte die Welt nicht. Wozu, dachte ich, soll sie die Welt kennen lernen? Sie soll ja nie darin leben. Vor einem Jahre stürzte dies Gebäude meiner Glückseligkeit zusammen, dem ich eine Ewigkeit zutraute, weil die Glückseligkeit meines Mädchens darauf gegründet war. Ach, wußte ich denn nicht, daß der Himmel Unbesonnenheiten, Aberglauben, Irrthum so gut bestraft wie Verbrechen? Ich wußte es; und dennoch war ich so stolz, so thöricht, zu glauben, der Himmel würde meinen seltsamen Plan begünstigen, weil ich meine gute Absicht dabei kannte. Mein Vermögen, wodurch es mir allein möglich wurde, meine Tochter bei mir zu behalten, bis ich sie einst einem Manne abtreten könnte — mein Vermögen verschwand. Gott! durfte ich die Glückseligkeit eines Menschen, meiner Tochter, auf

diesen flüchtigen Sand bauen? Ich wurde arm. Noch immer rettete ich meine Tochter. Die Noth stieg höher. Eine Dame bat mich um meine Tochter. Meine Frau beschwor mich, sie hinzugeben; meine Jakobine selbst wollte es. Ich war schwach genug, es zu erlauben, nicht zu bewilligen. Dieses unschuldige, junge, fühlende Mädchen, das nur zur Liebe erzogen wurde, dessen Herz jedem freundlichen Blicke entgegen schlug, keine Falschheit, keine Betrügerei ahnet, weil es keiner Bosheit fähig ist — dies Mädchen lebt jetzt in der Welt, unter Menschen, die es täglich betrügen, die es verderben oder unglücklich machen. Glauben Sie, Lissow, und wenn meine Tochter mir fremd wäre, die Tugend, die da verloren geht, würde mir Thränen kosten. Lesen Sie diesen Brief, lesen Sie.

Lissow nahm den Brief mit auf sein Zimmer, und las ihn. Er erstaunte über die Einfalt des schönen Herzens, aus dem der Brief geflossen war. Die feurigste Liebe für Eltern, für Ruhe und Frieden, für Selbstgenuß in der Einsamkeit hatte ihn auf das Papier gehaucht. Zwischenein stahl sich zuwei-

len eine sanfte leise Klage über das Geräusch, worin sie lebte, und der Wunsch einst wieder in der Stille des väterlichen Hauses zu seyn. So denkt Käthe! rief Lissow: so fühlt sie! Das ist Käthens Herz, das ist Käthens Seele! Er warf den Brief hin, und dachte eine Stunde an Käthen. Endlich fiel ihm der klagende Vater wieder ein. Er sah indeß nichts in der Lage des Mädchens, was die Erfüllung seiner Befürchtungen wahrscheinlich machte; er war ja noch eben so unschuldig wie Jakobine. Die Sorgen des Vaters schienen ihm mehr Sehnsucht nach einer geliebten Tochter. Wie kann man des Alten Wunsch erfüllen? Das war sein Gedanke. Er überlegte, daß Jakobine den Haushalt vergrößerte, die Ausgaben vermehrte. Seine Stirn wurde doch ein wenig kraus. Noch Einer, das sah er wohl, konnte allenfalls, obgleich kaum, von seiner Einnahme leben. Aber warum nicht Käthe? rief seine Phantasie. Ein Theil von den zwei Jahren, die er wegbleiben wollte, war hin. Noch etwas über die Hälfte, und Käthe war sein. O, wie oft hatte er nicht in seinen stillen Abenden dem Himmel gedankt, der ihm zu leben

gegeben hatte! Mit welchen glänzenden Farben malte nicht seine Phantasie die Tage aus, wo Käthe erst bei ihm seyn würde! Wie sorgsam überrechnete er nicht oft, was Käthe wohl gebrauchen möchte! und wie voll Freude sprang er dann auf, wenn er fand, daß er Grumbach, dessen Frau, und seine geliebte Käthe gerade genug hatten, um ohne Sorge leben zu können! Und jetzt?

Er schüttelte den Kopf zehnmal, und rechnete eben so oft; immer dasselbe Facit. Käthe oder Jakobine! Und immer fiel ihm der alte Grumbach wieder ein, wie er mit der bebenden Stimme sagte, und dabei eine Thräne die eingefallenen Wangen herunterlief: sie werden meine Tochter verderben oder unglücklich machen! Hätte er das so fest geglaubt wie der Alte, so wäre der Streit augenblicklich entschieden gewesen. Ich sollte einen Menschen böse oder unglücklich werden lassen, weil ich nicht genug habe? Nein er glaubte daran nicht recht. Aber immer fiel ihm wieder ein: wenn aber der Alte dennoch Recht hätte; wenn sein Kind lasterhaft würde — Gott im Himmel! rief er laut: die Thräne des Vaters

müßte ewig auf meiner Seele brennen! Ich konnte sie retten, und wollte nicht. O Käthe! ich will die Nächte durch arbeiten. Himmel! unser wären drei junge starke Menschen, und wir sollten die Kraft nicht haben, zweien Menschen das Leben zu erhalten? O, ich Thor! ich rechnete Zahlen, und dachte mit keinem Gedanken an die Vorsehung, und an der Menschen Allmacht, wenn sie wollen. Nein Jakobine, du sollst kommen; dein Vater soll aufhören zu trauern. Wir wollen alle glücklich seyn.

Er schlief die Nacht heiter, und stand am andern Morgen heiter auf. Ich komme erst am Abend zu Hause, sagte er zur Frau Grumbach, die aus ihrem Zimmer kam. Grüßen Sie den Vater. Jakobinens Brief steckte er zu sich, ging fort, miethete ein Kariol, und fuhr nach dem Gute der adelichen Dame, bei der Jakobine war. Im Fahren überlegte er, unter welchem Vorwande er Jakobinen holen könne. So viel er sinnen mochte, er konnte keinen Vorwand finden. Er kam auf dem Gute an, und verlangte die Jungfer Jakobine Grumbach zu

sprechen. Man führte ihn auf ein kleines Stübchen. Da saß Jakobine und arbeitete.

Er war Anfangs so verlegen wie sie. Endlich zog er ihren Brief aus der Tasche, zeigte ihr den, und sagte: Ihr Vater, Jungfer Jakobine, mein Freund — „Sind Sie etwa —" fragte Jakobine lebhaft, sah ihn zitternd an, und ihre Arme hoben sich wie zu einer Umarmung. Ich heiße Lissow, sagte er. Ein himmlisches Lächeln verbreitete sich auf des Mädchens Gesicht. Sie wollte etwas sagen; aber sie vermochte es nicht. Sie athmete nur schneller, und ihr freundliches Gesicht übergoß sich mit sanften Thränen. Endlich redete sie. „Mein Vater hat mir geschrieben, was Sie, Sie — O, Gott! wie freue ich mich, daß ich Sie nun auch einmal sehe! Ach! ich freue mich sehr, gewiß sehr!" Sie war innig bewegt. „Gewiß, ich freue mich sehr Sie zu sehen!" Das wiederholte sie wohl noch zehnmal. Sie hing an seinem Auge mit unbeschreiblicher Huld und Dankbarkeit. „Hätte ich gewußt, in welcher Noth meine guten Eltern waren," fuhr sie nach einer Pause

fort: „glauben Sie mir, ich wäre vor Angst gestorben.“

Lissow konnte lange nicht vor dem Strome der Dankbarkeit, womit Jakobine ihn beständig unterbrach, zu Worte kommen. Endlich erfuhr sie denn, daß sie in ihr väterliches Haus zurückkehren sollte, und sie war außer sich. Es kostete Lissow viele Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß sie ihrer Herrschaft sagen müsse, sie wolle fort. Das that denn Jakobine. „Mein Vater will mich bei seinem Tode um mich haben.“ Man verstand das falsch. Man meynte, er sey gefährlich krank, und ließ sie reisen. Lissow hob das vor Freude zitternde Mädchen in den Wagen. Er setzte sich zu ihr, und der Wagen rollte dahin.

Sie kamen am Abend in Berlin an. Lissow führte sie zu Fuß von des Fuhrmanns Hause zu ihres Vaters Wohnung. Als sie diese erblickte, streckte sie die Arme darnach aus. Sie tanzte mehr als sie ging. Auf den Treppen lehnte sie sich matt an Lissow. Er führte sie in ihres Vaters Zimmer. Hier ist Ihre Jakobine, rief Lissow: unschuldig und glücklich!

Jakobine! Vater! Mutter! — Heilige Empfindungen der Natur, wie reich macht ihr den Menschen! wie genügsam! Da standen sie, umschlungen einer von des andern Armen, benetzt einer von des andern Thränen, und vergaßen alles, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, sich selbst, ja den Schöpfer ihrer Freude, Lissow. Endlich war der Sturm der Empfindung vorüber. Grumbach warf einen Blick auf Lissow, nur Einen. Mit dem Blicke betrachtet der Sterbliche seinen Schutzengel, der ihm in der Gefahr erscheint und ihn rettet. O Lissow! rief er, drückte seine Hand auf sein Herz, und schwieg. Seine Frau wollte Lissow'n danken. „Nicht ein Wort von Dank," rief der Alte lächelnd seiner Frau zu; „der Mensch ist es werth, daß er keinen andern Dank empfängt, als das Schauspiel unsers Glückes. Er will nichts als unsere Liebe, und die, die — guter, heiliger Gott! — die hat er."

Lissow schlich sich davon; und ließ die Familie allein, sogar auch essen. Spät Abends kam er wieder zu Hause. Er hatte ein Bett für Jakobinen besorgt, an das die

Eltern noch nicht gedacht hatten. Den Abend brachten diese damit hin, daß sie Jakobinen von Lissow erzählten. Der Vater sprach von seinem schönen Herzen, von seiner reinen Seele; die Mutter fiel ein, und nannte ihr Stück für Stück, was dieser Engel von Menschen alles für sie gethan hatte.

Erst am andern Morgen dachte man an die Schwierigkeiten, die Jakobinens Aufenthalt bei ihren Eltern machen würde. Lissow kam selbst. Man trug sie ihm vor. Lächelnd nahm er Jakobinens Arm, hob ihn den Eltern entgegen, und sagte: kann dieser Arm nicht arbeiten? und wird es diesem Herzen je an Muth dazu fehlen? an Muth zu arbeiten, und zu entbehren? Es gilt ja für ihre Eltern. Nein, rief er, nein. Vater, Sie sagen ja selbst, daß Gott Wunder für die Menschen, durch die Menschen thut; und dies wäre nicht einmal ein solches Wunder, wie das mit ihrem Armstuhle. Wir viere können alle entbehren; und wir wollten zweifeln? — „O, ihr Kleinmüthigen! rief der Vater. Er hat Recht. Da fällt mir denn doch sogleich ein, daß Jakobine eine schöne Hand schreibt,

Lissow hat viel mehr zu thun, als er bestreiten kann. So mag sie schreiben." — Ich kann schreiben, rief Jakobine; ich kann alles, was ich können soll. Ihre Zufriedenheit, mein Vater, ist der Preis: was wäre mir unmöglich!

Man setzte sich nun zusammen, und sprach mit mehr Ruhe über die Einrichtung der kleinen Wirthschaft. Die drei Grumbachs bezogen Lissows Zimmer, weil es eine Kammer hatte. In einer Stunde waren die Geräthe vertauscht. Die Mutter setzte sich zu ihrem Rade, und spann. Jakobine besorgte das Mittagsessen. Um zwölf saßen sie alle so vertraulich um die einzige Schüssel her, als ob sie Jahrhunderte so gelebt hätten. Jakobine machte unter ihres Vaters Anweisung ihre erste Probe mit dem Abschreiben. Der Alte, der bisher müßig gewesen war, hatte nun auch zu thun. Am Abend, als Lissow mit seinen Papieren in der Hand herüber kam, und Jakobinens Schrift sah, rief alles mit Augen, die vor Freude leuchteten: o, es geht! es geht! wir sind glückliche Menschen! Der Abend wurde ein fröhliches Fest, und Jakobine

war des Festes Königin. Ihre Papiere gingen aus einer Hand in die andere.

So lebte die Familie in der höchsten Zufriedenheit fort. Glücklichere Abende hat Lissow nie wieder erlebt. Da saßen sie um den Tisch her: Grumbach in seinem Armstuhle, Lissow und Jakobine neben ihm, die Mutter an ihrem Rade. Man scherzte, man lachte, man sang. Dann erzählte der Alte ein Stück aus seinem so merkwürdigen Leben. Lissow ging nie um zehn Uhr von ihm weg, ohne besser geworden zu seyn, oder ohne etwas mehr zu wissen. Gab es weitläuftige Rechnungen, so saß Jakobine bei Lissow auf dem Zimmer, und Beide verglichen. Die Rechnung war vollendet. Nun saßen sie da einander gegenüber mit heiteren Gesichtern, und redeten eine kleine Freude für die beiden Alten ab. O meine gute Jakobine! rief Lissow, und drückte Jakobinens Hand an sein Herz, wenn sie etwas fand, wodurch man ihrem Vater am sichersten Freude machen konnte. Lieber Lissow! sagte sie, und legte ihre andere Hand liebkosend an seine Wange.

Morgens um sechs Uhr war die Familie auf dem Zimmer des Alten versammelt. Man trank Thee, uud Lissow rauchte dem Alten zu Gefallen eine Pfeife mit. Jakobine schenkte den Thee ein, und strickte dann ämßig für Lissow und ihren Vater. Die Mutter ging ab und zu, und besorgte die Haushaltung. Der Thee war getrunken. Lissow ging auf sein Zimmer. Jakobine sah ihm nach, oder sie ging, ihre Feder in der Hand, mit ihm, um in seiner Gesellschaft zu arbeiten. Um zwölf rief die Mutter zu Tisch. Man aß, man arbeitete, und dann brachte der Abend die Glücklichen wieder zusammen.

Die reinste Liebe umfing sie alle vier, eine Liebe, deren Wesen Wohlwollen ohne Anmaßung, Leidenschaft in der höchsten Ruhe, die tiefste Empfindung mit der höchsten Zufriedenheit verschmolzen, und die allerheftigste Begierde war, aber nur die, glücklich und zufrieden zu machen. Seelenvolle heitre Blicke fielen hier nur auf eben so heitre Blicke, und das Herz blieb in dem ruhigsten Schlage. Lissow drückte Jakobinens Hand an seine Brust; ihr Blut wallte eben so ruhig wie

vorher. Ihre Seele war nur sanft bewegt, und sie lächelte zufrieden. Sie sah ihm über die Schulter in eine Rechnung, um zu verglei⸗chen. Ihr Athem spielte warm an seiner Wange. Schnell drehete er sein Gesicht um, haschte einen sanften Kuß von ihrer ro⸗then Wange, und rechnete dann wieder fort. Sie lächelte nur darüber, und ihr Gesicht wurde wieder ruhig wie vorher. Sie rechnete mit, und der Kuß brachte sie nicht aus dem Summiren. Waren sie fertig, so las Lissow aus einem Französischen Dichter vor. Eine fremde Leidenschaft bewegte Beider Herzen. Jakobine vergoß Thränen. Lissow hörte auf zu lesen, wenn er ihre Thränen sah. Er lä⸗chelte ihr zu, nahm ihr Taschentuch, trock⸗nete die schönen Augen, und mitten unter seinen Liebkosungen wurde ihr Herz wieder ruhig. Sie liebten sich, wie Schwester und Bruder, oder wie ein paar Gatten, deren er⸗ste heiße Liebe die Zeit besänftigte, und deren Herzen die schöneren und festeren Bande der Tugend, der Freundschaft, der Elternliebe, des häuslichen Genusses, des gemeinschaftlichen

Glücks und Kummers verbinden. Sie waren höchst glücklich.

Käthe fehlte indeß Lissow'n noch immer, so glücklich er sich auch fühlte. Gleich Anfangs hatte er dem alten Grumbach seine Geschichte so erzählt, daß von Käthen kein Wort darin vorkam. Er ließ es dabei. Eine neue Freude, dachte er, wenn ich ihnen Käthen einst eben so unvermuthet bringe, als Jakobinen. Er konnte sich nichts Glücklicheres denken, als sein künftiges Leben zwischen diesen beiden Mädchen. Noch liebte er Käthen eben so zärtlich, wie ehemals. Nur die einzige Veränderung war mit ihm vorgegangen, daß er nicht mehr wie sonst sein höchstes Glück in der Vorstellung fand, mit Käthen von allen Menschen abgesondert zu leben, sondern jetzt in allen seinen Träumen von dem Glücke mit ihr, immer auch Jakobinen wenigstens als Nebenperson gebrauchte. O, wie wird sich Käthe freuen, dachte er, wenn ich sie zu diesem vollkommenen Mädchen führe! Wie werden sich die beiden Mädchen lieben!

Schwerlich möchte indeß Käthe mit dieser Liebe der vollkommenen Jakobine gegen

Lissow zufrieden gewesen seyn, so rein, so sich selbst unbewußt diese Liebe auch war. Lissow sprach selten von Jakobinens Schönheit; denn er wußte wahrlich nicht mehr recht, ob sie schön sey oder nicht, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß sie ihm bei dem ersten Anblicke schön vorgekommen war: aber er sparte sich selbst manches Buch ab, das Grümbach für nothwendig erklärte, oder arbeitete einmal ein paar Nächte durch, um Jakobinen eine Kleidung oder einen Putz zu kaufen; und dieser Putz stand Jakobinen allemal so gut, daß der größte Kenner der Schönheit ihn nicht passender hätte erfinden können. An seine eigene Kleidung mußte er sich allemal erinnern lassen. Dagegen aber saß Jakobine ebenfalls manche Nacht, um für Lissow ein paar Manschetten auszunähen; und kein Schlaf kam in ihr Auge, wenn sie für ihn arbeitete. Jakobinens Geburtstag ward mit einem Feste gefeiert, bei dem der Alte sogar den Ueberfluß tadelte; und Lissow meinte doch, es sey sehr wenig. Lissow arbeitete jetzt am liebsten Rechnungen, weil Jakobine ihm dabei helfen mußte; und doch ging es dann lang-

sam genug. Hatte Jakobine ein paar Stunden gearbeitet, so sehnte sie sich nach Lissow. Sie ging über den Saal, steckte wenigstens den Kopf in die Thür, sah ihn freundlich an, und flisterte: guten Tag, Lissow! Er hob den Kopf von seiner Arbeit, betrachtete sie eben so freundlich, bis sie die Thür wieder zumachte, und war nun wenigstens auf eine Viertelstunde gestört.

Ging er einmal aus (denn sein Kammerrath bat ihn zuweilen, wenn er keine Gesellschaft weiter hatte, zu Tische), so ging Jakobine nicht vom Fenster weg; und kam er, so drehete sie sich hüpfend zu ihren Eltern um, und sagte mit einem Tone, den ihr Vater die Sprache der Seligkeit nannte: er kommt! Sie ging ihm bis an die Treppe entgegen, und kam Hand in Hand mit ihm ins Zimmer. Er blieb dann den Abend gewiß, bis der Alte in seinem Stuhle, und die Mutter an ihrem Rade einschlief. Sie saßen am Tisch und sprachen armselige Kleinigkeiten. Ja, wenn Jakobine ein Klavier hätte, sagte der Vater einmal im Gespräch. Sie spielt ganz gut. — Ja, wenn ich ein Klavier hätte, wiederholte

Jakobine; und schon an demselben Abend rechnete Lissow, wie viel Geld er noch hatte. Es ging nicht. Ein Klavier! das war der einzige Gedanke in seinem Kopfe. Den andern Tag trieb ihn eine Unruhe aus dem Hause. Er wußte selbst nicht, wie es kam: er war immer wieder bei seinem Wirthe, einem Instrumentenmacher, und hatte doch nicht Geld genug.

Er zog seine Uhr hervor, ein Geschenk der Frau von Flaming, um zu sehen, wie spät es wäre. Wozu brauche ich die Uhr? riefen tausend Stimmen in seinem Innern. Er flog zu einem Uhrmacher, verkaufte die Uhr, eilte dann wieder zu seinem Wirthe, und kaufte ein Klavier. Am Abend holte er es selbst, und schlich damit auf sein Zimmer. Er wollte Jakobinen am Morgen, wenn sie ihn zum Thee riefe, damit überraschen. Aber was trugen Sie vorhin? fragte Jakobine. Er lächelte, nahm ihre Hand, und führte sie auf sein Zimmer. Da stand das Klavier. Jakobine erschrack. O mein Gott! sagte sie, und sah ihn an. Er war so freundlich. Sie fiel ihm an den Hals, lag an seinem Busen, und

zuletzt hatte sie vergessen, worüber sie sich so freute. Er zog sie ans Klavier. Sie spielte, und ihr Auge lachte. Liebste Jakobine! sagte er, und zog sie auf seinen Schooß. Lissow! wie gut sind Sie! sagte sie, und trocknete sich die Augen.

Der Vater kam endlich, weil sie zu lange ausblieben. Er lächelte. „Hm! sagte er: war es doch möglich? Aber der Liebe ist ja nichts unmöglich.“ — Sie lieben die Musik, lieber Vater, sagte Lissow. — „Ja, ja, und Jakobine spielt,“ antwortete der Alte. „Aber gestehen Sie nur, guter Mensch, daß Sie nicht an mich dachten, als Sie das Klavier kauften.“ — Wohl nicht an Sie, sagte Lissow; ich dachte an Jakobinen. — „Aber Sie haben doch das Klavier nicht geborgt?“ — Mein Gott, nein! Sie wissen, daß ich alles Schuldenmachen hasse. Tausendmal lieber wollte ich die Freude entbehrt haben, Jakobinen eine Freude zu machen. Es kostet sehr wenig. — „Aber doch mehr, als Ihr Geldvorrath betrug!“ — Lissow erröthete. Wie ich Ihnen sage, es kostet wenig, sehr wenig; und sehen Sie, wie vergnügt Jakobine ist!

Den andern Tag bemerkte der Vater (Jakobine nicht), daß ihm die Uhr fehlte. „Lieber Sohn, sagte der Alte zärtlich, mußt du uns denn alles opfern? Du hattest die Uhr so lieb, und giebst sie hin für Jakobinens Vergnügen!“ — Kann ich genug dafür geben, mein Vater? antwortete er zärtlich. Jakobinen funkelten ein paar Thränen im Auge. Sie ging hinaus, um sie zu verbergen.

Das Klavier war nun einmal da, und die Freude dadurch um vieles vergrößert. Jakobine spielte fleißig. Nach und nach besorgte Lissow auch Noten. Da saß er ganze Stunden in der Ecke am Klavier, wenn Jakobine spielte, und betrachtete sie. Sie spielte Anfangs die Noten; dann warf sie einen Blick auf ihn, dann noch einen; dann verwirrte sie sich, spielte nur die Noten, die ihr Herz diktirte, sah ihn an, und fiel in die zärtlichsten Melodien. Auge hing an Auge, Seele floß in Seele, Empfindung schmolz in Empfindung über. Seltsam war es, daß Lissow dabei mit aller Treue an Käthen dachte: an Käthen mit Jakobinens Figur und Blicken, oder an Käthens Bild mit Jakobinens Nah-

men. Jakobine lehrte ihn in den Abendstunden singen, und es kostete ihr nicht viele Mühe, seinen natürlichen schönen Tenor zu bilden. Er begleitete jetzt ihre Stimme; allein mitten in der Arie hörte er auf, und sah sie nur an. Machte sie ihm Vorwürfe, daß er geschwiegen habe, so behauptete er steif und fest, er hätte die Arie bis ans Ende mit gesungen. Man rief den Vater zum Richter auf. „Kinder, sagte der, ihr thut jetzt so viel, ohne es zu wissen, daß der vielleicht auch wohl mitgesungen hat, ohne daß wir es gehört haben. Ihr habt beide Recht. Gott gebe, daß ihr Euch immer so irrt!"

So stand es mit beiden jungen Leuten. Der Alte sah wohl, daß beide sich zärtlich liebten. Er hatte es lange gesehen, noch länger gewünscht. Wem konnte er seine Jakobine lieber geben, als diesem edlen Jünglinge, dem er alles, vielleicht gar seine Jakobine selbst, zu danken hatte! Wenn er da saß, und die beiden jungen Leute einander zärtlich betrachteten, für ihre allerleisesten Wünsche Sinne hatten, sich am Tone der Stimme, an den feinsten Bewegungen verstanden; — oder wenn

er sah, wie Jakobine am Morgen früh aus dem Bette schlich, in ein paar Minuten angekleidet war, um noch, ehe sie das Frühstück bereiten durfte, einige Minuten für Lissow allein zu haben; oder mit welcher List das unschuldige Mädchen, wenn früh Morgens zu thun war, den günstigen Augenblick, ihn auch nur zu sehen, von weitem vorbereitete, erlauerte, und, wenn sie ihn nun hatte, wie ein Pfeil dahin flog, heiter wie der Morgen, der durchs Fenster leuchtete: wenn der Alte das sah, so falteten sich unbemerkt seine Hände, und er segnete die beiden liebenden Herzen seiner Kinder. Er that, als merkte er nichts, und seine Frau hatte ihm heilig versprechen müssen, weder in Scherz, noch in Ernst, die jungen Leute möchten auch thun und sagen, was sie wollten, etwas darüber zu reden oder anzudeuten.

Er sah aus der Ungezwungenheit, aus der Freimüthigkeit, womit sie einander in seiner Gegenwart liebkosten, sehr wohl, daß es unter ihnen zu keiner Erklärung gekommen war, daß sie selbst die Art ihrer Gefühle nicht kannten. Und das freute ihn, weil er wünschte, Lis-

sow möchte vorher in eine feste Lage kommen, ehe er Jakobinen heirathete. Er suchte auf alle Weise zu verhindern, daß Jakobine durch nichts zu der Bekanntschaft ihrer Gefühle gebracht würde. Nie hatte er etwas dagegen, Jakobine mochte so oft und so lange zu Lissow gehen, als sie wollte. Er scherzte auch nicht darüber, und schien es gar nicht zu bemerken. Zu allen Einfällen, auf welche die Liebe das zärtliche Mädchen bringen konnte, gab er sich her, nannte die allerzärtlichsten Aeußerungen ihrer Leidenschaft gegen den Jüngling: verdiente Freundschaft, Dankbarkeit, Vertrauen; sah nichts, was er nicht sehen, hörte nichts, was er nicht hören sollte, und wußte dann wieder die beiden Liebenden so fein zu beschäftigen, oder ihre Liebe selbst so zur Quelle ihrer Beschäftigungen zu machen, daß auch der Müßiggang sie nicht über ihren Zustand belehren konnte. Auf die Frage seiner Frau: aber mein Gott, was soll daraus werden? antwortete er immer: die Natur wird nicht schweigen, liebe Frau. Sey du unbekümmert, und laß die Natur und ihre Herzen sorgen.

Mit Lissow war es seltsam. Er liebte Jakobinen wirklich, und kannte die Liebe; aber dennoch wußte er nicht, daß er Jakobinen liebte. Er hatte Käthen versprochen treu zu bleiben. Seine Empfindungen für Jakobinen waren so nach und nach ohne alle Heftigkeit entstanden. Sie schienen ihm so natürlich; ja, wenn er zuweilen darüber nachdachte, so schienen sie ihm mehr Empfindungen des Wohlthuns, der Menschlichkeit, als der Liebe zu seyn. Er bemerkte noch immer einen Unterschied zwischen der Liebe zu Käthen und zu Jakobinen; dieser Unterschied machte ihn sicher. Im Grunde war das, worauf er sich verließ, nichts weiter als die Achtung für Käthens Rang, die man ihm von Jugend auf beigebracht hatte, und das Sinnliche, das durch die Schwierigkeiten bei seiner Liebe zu Käthen hervorgebracht war. Er hatte eben die Achtung für Jakobinen; allein sie war so mit dem Vertrauen zu ihr, mit der Empfindung des Schutzes, den er ihr gab, zusammen geschmolzen, daß er sich der Achtung nicht besonders bewußt war. Seine Liebe zu Jakobinen war so leise, so nach und nach entstan-

den, fand so gar kein Hinderniß, verlor sich so in dem Vertrauen zu ihren Eltern, in den Beschäftigungen, in der Ruhe ihres Lebens, in der Sicherheit, mit der er sich ihres Besitzes bewußt war, in der Ruhe und Zufriedenheit, in der unbesorgten, arglosen Unschuld Jakobinens, und besonders in ihrem gemeinschaftlichen Glücke der Gegenwart — daß kein Gedanke an die Zukunft seine Sinnlichkeit rege machen konnte, und daß also auch sein Herz über seine Gefühle unwissend bleiben mußte.

Jakobine liebte Lissow'n über alle Beschreibung, und war über alle Beschreibung unschuldig. Sie wußte nicht daß man weniger lieben konnte, als sie liebte. Sie folgte dem Triebe ihres Herzens, ohne irgend etwas dabei zu denken; und dachte sie ja daran, so glaubte sie, ihn für alles Gute, das er ihr und ihren Eltern erzeige, noch immer nicht genug zu lieben. Ihre ganze Seele war voll von Lissow; alle ihre Gedanken giengen von ihm aus, und kehrten wieder zu ihm zurück. Konnte sie dabei je auf den Gedanken fallen, daß sie Lissow ausschließend liebte? Gewiß nicht.

Dachte sie an Lissow, so war sie gezwungen, auch an ihren Vater, an ihre Mutter zu denken. Sie sah ja überall sein Bild mit den freundlichen Bildern ihrer Eltern verbunden; die Farben des Bildes wurden durch diese Verbindung strahlender, lebendiger. Was konnte sie Arges daraus haben? Sie dachte so unschuldig an Lissow, wie an ihre Geschäfte. Was konnte sie dafür, daß ihr Vater alle ihre Geschäfte zu Spielen der Liebe gemacht hatte?

Man lese diese wenigen Abschnitte, und man wird sich nicht wundern, daß ich nichts von Unruhen, von Qualen der Liebe, nichts von zärtlichen Zänkereien, von Versöhnungen, nichts von Eifersüchteleien, nichts von wollüstigen Versuchungen und unwahrscheinlichen Siegen über das Herz zu erzählen weiß. Es war die Liebe der Natur und zweier schönen Herzen, die keinen Widerstand findet; und die ist ruhig. Lissow und Jakobine waren wie zwei Bäume, die nahe an einander aus einem fruchtbaren Boden hervorgesproßt sind. Sie haben sich vereinigt; eine Rinde umschließt sie. Man kann nicht einmal sagen, ihre Zweige

sind durch einander geschlungen; nein, es sind die Zweige Eines Baumes. Ihre Liebe war ein Bach, der zwischen Blumen und Gräse auf einer sanften Ebne dahin fließt; kein Steinchen hemmt seinen Lauf; kein Blinken einer hüpfenden Welle verräth sein Daseyn; ohne Geräusch fließt er sanft und ungehört unter den Blumen dahin.

Kein Schmerz, auch nicht der leichteste, störte die Zufriedenheit ihrer Herzen; nicht Eine heftige Begierde, nicht Eine stürmische Empfindung bewegte ihre Seelen. Was sollten sie begehren? was wünschen? Sie hatten alles, was je ein Paar unschuldige Herzen besessen haben. Sie bot ihm ja die schöne Wange zum Morgengruß; er nahm sie ja in Gegenwart der Eltern in die Arme, und liebkoste ihr. Sie ging, wenn sie wollte, zu ihm, und saß neben ihm, von seinem Arme umschlungen. Kam ihr Vater dazu, so setzte er sich auf die andere Seite, und schlang seinen Arm ebenfalls um ihren Leib. So saß sie von Vater und Bruder umschlungen. Sie fühlte sich dabei bloß glücklich. War dieser Zustand für

den armen Menschen zu schön, als daß er dauern konnte?

Die zwei Jahre, welche Lissows und Käthens Prüfungszeit seyn sollten, waren beinahe verflossen. Der Tag kam näher, da er versprochen hatte, wieder auf das Gut der Frau von Flaming zurückzukehren. Lissow versank in Träume; er wurde tiefsinnig, und zuweilen zerstreuet. Alle Möglichkeiten, alles was während der Zeit mit Käthen vorgefallen seyn könnte, fing an in seinem Kopfe umherzugehen. Wie? wenn der Baron unterdessen gestorben wäre! Du solltest da bleiben; Käthe wäre dein! Er erschrack vor dem Gedanken, Jakobinen zu verlassen, und erklärte es schlechterdings für eine Unmöglichkeit. Nein, Käthe muß mit nach Berlin. Wie aber, wenn Käthe nicht wollte? Seine Miene ward finster. Sie wird wollen, wenn ich ihr erzähle, wie glücklich wir hier leben, wenn ich ihr von Jakobinen erzähle, von diesem reizenden, liebenswürdigen Mädchen. O, sie wird wollen! Jakobine würde ja unglücklich werden, wenn sie mich nicht mehr hätte; und ich? Nein, Käthe muß mit mir, und wir werden glücklich seyn.

Es konnte nicht fehlen, in dem fortgesetzten Laufe dieser und ähnlicher Gedanken mußte er einsehen lernen, wie sehr werth ihm Jakobine geworden war, wie innig und wie unzertrennlich fest sein ganzes Herz an ihr hing. Ja, einigemale überraschte ihn sogar das Gefühl sehr lebhaft, daß, wenn er zwischen Käthen und Jakobinen zu wählen hätte, er, — Käthen wählen würde, sagte er laut. Aber da stand, wie hingezaubert, Jakobinens Bild anstatt Käthens; er suchte Käthens Bild mit Gewalt herbeizurufen. Nichts half. Da stand Jakobinens edle, schlanke, zarte Figur, wenn er wählen wollte. Er zitterte vor Schaam, vor Schmerz über das Unrecht, das er Käthen that. Eines Abends fing er an sein Herz zu untersuchen; er fand wenigstens halb, daß er zwischen Käthen und Jakobinen schwankte. Sein Herz zerriß bei dieser Untersuchung, und dennoch fing er sie immer aufs neue an. Unrecht thun? Das war ihm von dem Unmöglichen das Unmöglichste. Er fühlte, daß er Käthen Unrecht gethan hatte; zu gleicher Zeit fühlte er indeß wohl, wie er zu entschuldigen war. „Ich wußte es nicht, daß

ich sie — eben so heiß liebte, wie dich, meine Käthe." Aber jetzt wußte er es. Er legte die Hand auf seine wunde Brust, und fühlte den tiefsten Schmerz das feinste Gewebe seiner Seele zerreißen. Aber er hielt es nicht für unmöglich, den Schmerz zu tragen und — treu zu seyn. Ach, seine Wunde war es nicht, die ihn schmerzte; es war Jakobinens Wunde. Jakobine! rief er weinend. Und dennoch — er sprang auf — ich muß fort! Ich machte dich nicht unglücklich, Jakobine! seufzte er; dein Schicksal that es. O Himmel, rief er — seine Gedanken wendeten sich auf den Vater: — Sie werden mein Kind unglücklich machen, sagte der redliche Alte. Und ich, ich muß gerade der seyn, ich, der ich ihn, der ich sie über alles liebe!

So stürmten tausend Gedanken in seiner Seele. Jetzt auf einmal fühlte er seine unbegränzte Liebe zu Jakobinen, gerade in eben dem Augenblick, da er sich entschloß sie zu verlieren. Er entschloß sich sie zu verlieren, oder vielmehr, er verlor sie nur: denn er konnte nicht anders als Käthen treu seyn, weil es recht war. Doch zuweilen hörte er auch die

leise Stimme der Hoffnung durch den tobenden Sturm. Wenn Käthe ihn vergessen, wenn die Frau von Flaming recht gehabt hätte! Ach, es schien ihm sogar schon Unrecht, diese Hoffnung nur zu denken. Was er konnte, das that er: er suchte sein Herz gegen Jakobinens Leiden zu verhärten; er verstopfte sein Ohr gegen ihre Klage. Ich muß! rief er laut: ich muß! Nun warf er sich gegen vier Uhr ganz angekleidet aufs Bett, konnte aber nicht schlafen. Er hörte Jakobinens Klagestimme, er sah ihr Leiden. Der Morgen fand ihn noch wach; sein Herz war zermalmt, aber sein Entschluß, Recht zu thun, blieb unerschüttert. Er scheute nichts als Jakobinens Anblick.

Am Morgen traf ihn Jakobine bleich und entstellt. Sie erschrack, als sie in die Thüre trat. Er wollte lächeln, und konnte sein Auge nicht auf ihr fest halten. Sie näherte sich langsam, ohne zu fragen, und schien vielmehr mit ihren Blicken in sein Inneres zu dringen. Dann nahm sie seine Hand; die Hand zitterte, und suchte sich sanft der ihrigen zu entziehen. Sind Sie krank? fragte sie mit zärtlicher, unruhiger Besorgniß, und beugte sich vor

ihm nieder, um sein Auge zu sehen, das er niederschlug. Ich bin nicht krank, Jakobine, hob er langsam an; aber ich muß Sie auf einige Zeit verlassen. Da wurde Jakobine bleich, und in diesem Busen loderte diesen Augenblick die Flamme der Leidenschaft verzehrend auf. Sie schauerte zusammen. Verlassen? sagte sie langsam, mit zitternder Stimme. Nun fühlte sie, wie sehr sie ihn liebte. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals, und drückte sein Gesicht an ihr Herz. Ihre Brust flog; ihre Küsse waren brennend, ihre Umarmungen wild. Verlassen? sagte sie noch einmal, und nun in dem Tone des bittern Vorwurfs. O was, was thaten wir Ihnen? rief sie, und ließ ihn fahren.

Ich muß, Jakobine! sagte er sanft. Ich fühle es, dies Herz wird davon zerreißen; aber ich muß! ich muß! Meinen Sie, Jakobine, sagte er und sah sie mit düster flammenden Blicken an; meinen Sie, ich würde nur einen Augenblick Sie und mein allertheuerstes Glück verlassen, wenn ich nicht müßte? Thränen traten dabei in seine Augen. Aber wer zwingt Sie, fragte Jakobine furchtsam und mit ge-

brochener Stimme: wer zwingt Sie? — Meine Pflicht! antwortete Lissow mit einem Seufzer. — Pflicht? wiederholte sie zweimal, drehete sich um, und fing an laut zu weinen. Heftig wendete sie sich nun zu ihm; ihr Gesicht glühete, ihre Brust flog, ihre Arme zitterten. Lissow, Lissow, ich liebe dich! jetzt fühle ichs! ich liebe dich mehr als alles auf der Welt. Bedenke das auch; ich werde nicht ohne dich leben! Sie riß sich gewaltsam aus seinen Armen, die sie umfaßten. Bedenke das! rief sie noch einmal, und verließ das Zimmer.

Was ist dir, Jakobine? rief der Vater ihr entgegen, und stand auf, als sie in das Zimmer trat. Sie zeigte zurück auf die Thür mit wilden Blicken. Er will uns verlassen, rief sie; aber sagen Sie ihm, o sagen Sie ihm, Vater, daß es mein Tod ist! O mein Tod, das fühl' ich! Der Vater sprang auf. Wie? verlassen? Lissow? Unmöglich! Dann, dann — Das sprach der Greis mit zitternden Lippen und ungewöhnlicher Heftigkeit. Er beruhigte sich wieder, ließ sich erzählen, lächelte, und sagte: sey ruhig, Jakobine; du hast ihn mißverstanden. Gewiß das hast du. Ich will zu

ihm gehen. Sey ruhig. Ich weiß schon halb und halb, was es ist. Sey ruhig, Es ist so schlimm nicht, als du denkst. Jetzt konnte sich der Vater kaum aus den Armen des wehmüthig frohen Mädchens los machen. Er ging zu Lissow hinüber.

Lissow saß noch auf derselben Stelle; in seinem Gesichte lag eine heimliche Verzweiflung. Nach und nach drang sich der Vater mit Behutsamkeit in sein Herz. Lissow mußte ihm seine Geschichte erzählen. Der Vater hatte noch tausend Fragen zu thun, und Lissow beantwortete sie aufrichtig. „Ja, sagte nun Grumbach: es ist wahr, es ist deine Pflicht, junger Mensch, Jakobinen und uns alle zu verlassen. Du mußt gehen, und sollte auch dein Lebewohl mich zum unglücklichen Vater machen. Hast du unrecht gehandelt, mein Sohn? Nein! Aber sieh, sieh, mein Sohn, daß die Natur den Irrthum eben so bestraft, wie das Verbrechen, und oft den Irrthum eines reines Herzens noch unerbittlicher, als das Verbrechen des Bösewichts. Du lebtest mit Käthen. Es war natürlich, daß du Käthen liebtest, eben so wie es natürlich war, daß du

Jakobinen und sie dich liebte. Du hieltest deine Liebe zu Käthen für rechtmäßig; du irrtest: denn die Umstände hatten zwischen eure Herzen ein ungeheures Hinderniß geworfen. Die edle Frau von Flaming belehrte dich über deinen Irrthum, und du folgtest trotz deiner Leidenschaft der Pflicht. Was hattest du verbrochen? Nichts, nichts, mein Sohn! Du hattest sogar edel gehandelt. Und dennoch wurdest du unglücklich, und Käthe ebenfalls. Siehst du, mein Sohn, wenn das einzige Gesetz der Natur Tugend war, so mußte sie nur das Verbrechen mit Strafen belegen, und nicht auch den unschuldigen Irrthum. Aber die ewigen Gesetze der Natur für den Menschen sind: Vernunft und Tugend. Zu beiden ist der Mensch verpflichtet. Und den Uebertreter eines dieser Gesetze bestraft die Natur unerbittlich, und muß es zum Wohl der Menschheit thun. Du hattest geliebt, Lissow; ein Irrthum in der Liebe hatte dich unglücklich gemacht. Warum dachtest du jetzt nicht über die Natur dieser Leidenschaft nach? warum fragtest du nicht? So unschuldig bist du jetzt an Jakobinens Thränen nicht, als du an

Käthens Thränen warst. Du wußtest nicht, daß du sie liebtest, daß sie dich liebte, sagst du? Ich glaube es, mein Sohn. Aber hättest du die Natur der Liebe untersucht, wie es jetzt deine Pflicht geworden war, so würdest du wenigstens begriffen haben, daß aus dem vertrauten Umgange Jakobinens mit dir Liebe werden mußte. Du irrtest zum zweitenmale; und deine allerbittersten Thränen, und ich fürchte Jakobinens gebrochenes Herz, müssen deinen Irrthum bezahlen. Auch ich, mein Sohn, kannte Eure Liebe; allein ich glaubte, du wärest frei, weil du nichts von Käthen sagtest. Ich hätte mich nicht darauf verlassen sollen! Wußte ich nicht, daß tausend Ursachen dich hindern konnten, ganz aufrichtig gegen mich zu seyn? Ich irrte, gleich dir; ich gab Eure Liebe zu, ich beförderte sie, und jetzt sind Jakobinens Thränen, ihr Unglück, und was daraus Trauriges entstehen kann, die Strafe meines Irrthums und meiner Nachläßigkeit. O mein Sohn, der Schlag ist geschehen, das Unglück ist nicht mehr zu ändern. Aber lerne nun, mein Sohn, daß auch der Irrthum ein menschliches Verbrechen ist, das dem Gewissen

seine Wunden schlägt. Der Unterschied zwischen Bosheit und Irrthum ist nur dieser, Bosheit schlägt dem Gewissen eine Wunde: welche selbst die Ewigkeit nicht ganz heilen wird; der Irrthum schlägt eben so schmerzende Wunden: aber ein glücklicher Zufall kann sie heilen, oder gewiß heilt sie doch der Tod. Denke dir nun, du verläßt Jakobinen, findest Käthen treu. Jakobine, von ihrer Leidenschaft, vielleicht der einzigen in ihrem Herzen, und darum desto allmächtiger, überwältigt, verzehrt sich in Kummer, welkt dahin, stirbt aus Gram und an ihrem heißen Herzen! Sage mir, mein Sohn, würde diese Wunde je wieder heilen, so lange du athmest? Gewiß nicht. Nur erst in den Gefilden der Ewigkeit, da dir Jakobine glücklich, heiter, entgegen käme, da erst schwänden die Folgen des Irrthums."

Lissow ließ seine Stirn auf den Tisch sinken. O Gott! rief er voll Schmerz.

„Aber schon die Zeit hebt die Folgen des Irrthums auf. Sieh, du kommst zu Käthen. Käthen ist es eben so wie dir gegangen. Sie hat dich so weit vergessen, daß sie dich auf-

opfern kann. Du kehrst zurück, und Jakobine wird dein Weib."

Lissow sprang auf. O Gott, Vater, so wird es seyn! Ach, und wenn es nicht so wäre! sagte er still vor sich.

„Nun dann, Jüngling, wenn es nicht so wäre, so geh, und thue deine Pflicht, so viel es dir auch kostet. Sey in Zukunft weiser. Du siehst, wie wenig die Tugend ohne Nachdenken ist; du siehst, daß Irrthum der Cherub ist, der mit dem flammenden Schwerdte den Sterblichen aus dem Paradiese vertreibt, so gut, wie das Verbrechen, wie die Bosheit Geh, geh, Jüngling; die Pflicht ruft dich. Geh jetzt. Erspare dir und Jakobinen den Schmerz des Scheidens. Geh!" — Er schloß ihn in seine Arme, gab ihm Huth und Stock, und drängte ihn. Lissow schluchzte und ließ sich wie ein Opfer von dem Alten führen. Er streckte auf dem Saale noch einmal die Arme gegen die Thür des Zimmers aus, worin Jakobine wohnte. An der ersten Stufe der Treppe, schloß ihn der Alte noch einmal in die Arme. „Vergiß uns nicht, mein Sohn!" Lissow

schwankte die Treppe hinab, und der Alte ging zu Jakobinen ins Zimmer.

Der Alte war wirklich nicht so unruhig, wie er in diesem Gespräche scheinen mag. Aus Lissows Erzählung von der Art seines Liebeshandels mit Käthen, aus der Unterredung der Frau von Flaming mit Lissow vor seiner Flucht von Käthen, schloß der Alte sehr richtig, daß Käthens Liebe zu dem Jünglinge wahrscheinlich schon vorbei wäre. Er hätte das Lissow selbst sagen können, und würde dem Jünglinge einige sehr kummervolle Tage erspart haben; allein er wollte nicht. Der Alte wußte sehr wohl aus der Erfahrung, welche Stärke das Herz und die Vernunft aus solchen bittern Opfern, die der Mensch der Tugend bringt, gewinnen kann. Er wollte auch den Jüngling die bittern Folgen seines Irrthums einige Tage fühlen lassen; darum ließ er ihn ohne Trost und ohne Hoffnung fort. Der Alte war ein seltsamer Mann. Mit keinem Grundsatze hielt er öfter und hitziger gegen jeden, der mit ihm darüber streiten wollte, auf dem Plane, als mit dem: Irrthum und Aberglaube, Unwissenheit und Unbedachtsam-

keit sind eben so arge Ungeheuer und Menschenquäler als Bosheit und Laster. Er war völlig überzeugt, daß die Vorsehung den Irrthum eben so schwer, und oft noch schwerer verpönt habe, als das Laster. Daher nannte er Vernunft die einzige Tugend des Menschen, und alle Tugenden ohne Vernunft gebrechliches Stückwerk. Das: lerne dich selbst kennen! galt ihm über alles. Er meinte, diese Ueberschrift habe nothwendig an den Tempel des weisesten aller Götter, und des Vorhersagers der Zukunft gehört; und dabei hielt es der seltsame Mann dennoch für eine Thorheit, wenn man sich hinsetzte, und den jungen Leuten in einer schulmäßigen Ordnung die Leidenschaften des Herzens zerlegte, die Tugenden, die Verstandeskräfte zergliederte. Das wäre, sagte er, als wollte ich einen in der Gartenkunst unterrichten, und nähme ihn auf mein enges Stübchen, von wo er nicht einen Grashalm sehen könnte, und sagte ihm nun, wo er Wälder, wo er Wiesen, wo er Wasserfälle anlegen müßte, damit es ein schönes Ganzes würde. Nein, rief er, an Ort und Stelle muß ich das zeigen. Da nehme ich den Schü-

ler mit in eine reizende Gegend. Hier lasse ich ihn selbst die Winke der Natur aufsuchen, die sie überall giebt. Ich lasse ihn seine eigene Empfindung zu Rathe ziehen, die noch einmal so deutlich spricht, als alle Gartenbücher. In einem schauerlichen Walde, wo ein kühner Bach sich über Felsen weg stürzt, frage ich ihn: Was meinst du, wenn wir den Wald hier weghieben, und ein Holländisches Blumenbeet anlegten? Frage dein Herz! Nein, wird er rufen: hieher gehört eine Teufelsbrücke, ein Tempel des Schweigens, eine alte Wasserleitung in Ruinen. Eben so auch mit der Menschenkenntniß, meinte er. So hatte er seine Jakobine erzogen. Sie war unter seinen Augen erwachsen, und nur das höchste Elend hatte ihn zwingen können, sie von sich zu geben. Von der Liebe hatte er noch nichts mit ihr geredet. Sie bedurfte es noch nicht, meinte er; denn er war ja bei ihr.

Jetzt aber benutzte er die Gelegenheit, Lissow'n und seiner Tochter die Wahrheit zu sagen. Er gab Lissow'n nur etwas mit auf die Reise; die Hauptsache sparte er bis auf dessen Wiederkunft. Jetzt trat er nun mit ei-

nem ziemlich beruhigenden Gesichte ins Zimmer zu seiner Tochter, reichte ihr Lissows Zimmerschlüssel, und sagte: „Jakobine, du sollst Lissow den Schlüssel aufheben, bis er wieder kommt. Er muß uns auf einige Tage verlassen. Sobald du ruhiger bist, kann ich dir auch sagen, warum. Er läßt dich grüßen. Er wollte sich und dir den Schmerz ersparen, Abschied zu nehmen." — Er ist fort? rief Jakobine, und wurde bleich. Nun ging das Jammern natürlicher Weise an. Eine Zeitlang ertrug es der Alte. Aber warum? warum, lieber Vater? Das war Jakobinens ewige Frage. „So bald du ruhiger bist, antwortete er, so rede ich. Jetzt, liebe Jakobine, ist natürlich dein Schmerz zu groß, als daß du über das nachdenken könntest, was ich dir sagen werde." — Liebster Vater, ich bin ruhig. „So? Das beweise mir. Du weißt, ich glaube nicht, ich sehe denn. Da liegen ja Lissows Rechnungen noch unvollendet. Geh, mache sie fertig. Auch läßt er dich bitten, Jakobine: wenn du ihn lieb hättest, so möchtest du doch die paar Tage, die er abwesend wäre, für ihn arbeiten; er wollte dann sein Lebelang für dich arbeiten."

Aber warum, lieber Vater, mußte er fort? — Wie ich sage, mach' die Rechnungen fertig, so seh ich, daß du ruhig genug bist, mich zu verstehen."

Das war wenigstens heute nicht möglich; aber doch war der Vater nicht anders zu bewegen. Jakobine setzte sich zu den Rechnungen; und so schwer, so unendlich sauer ihr die Arbeit auch wurde — sie vollendete die Rechnungen, und brachte sie dem Vater. „Ist es möglich, Jakobine? ist es möglich? du hast die Stärke gehabt zu rechnen?" Er blätterte die Rechnungen durch; dann schloß er Jakobinen an seine Brust, und sagte fröhlich: „ich habe eine Tochter, die den Schmerz zu überwinden weiß."

Aber nun, mein Vater, warum?

„Sogleich, mein Kind! Zuvor erst etwas, das mich und dich näher angeht. Du hast die Rechnungen vollendet, und doch war dein Herz von allen Seiten wund; ich kenne dein Herz. Du hast Kummer, Liebe, Verzweiflung überwunden; denn das alles mußtest du, um die Rechnungen durcharbeiten zu können. Sage mir, Jakobine, wie fingst du das an?

wie war dir das möglich? Hast du dabei genau auf deinen inneren Zustand Acht gehabt? Wie wurdest du so ruhig, das zu können?"

Ach, theurer Vater, ich konnte es: das ist alles, was ich weiß; ich konnte es, um endlich zu erfahren, warum Lissow —

„Gut! so erinnere dich wenigstens an alles, was du noch wissen kannst. Ich will versuchen dir deinen Zustand deutlich zu machen. Du —"

Ach, bester Vater, zuerst, zuerst reißen Sie mich aus der fürchterlichen Ungewißheit, die mich peinigt, warum Lissow —

„Liebes Kind, war nicht immer, was ich that, dein Bestes? Meinst du, ich würde hier stehen und mit dir philosophiren, wenn nicht eben dieses Gespräch deine fürchterliche Ungewißheit endigen und dir die schönsten Hoffnungen geben sollte? Fasse alle deine Besinnung zusammen. Deine Empfindung war unendlicher Schmerz, der, wenn er fortdauerte, dir schlechterdings nicht erlaubte, die Rechnungen zu machen. Die Rechnungen sind gemacht; der Schmerz hat also aufge-

hört. Weshalb? Du wolltest wissen, warum Lissow uns verlassen hat. Du mußtest nothwendig die Rechnungen vollenden, also ruhig werden, wenn du es erfahren wolltest. Das überlegtest du; nicht wahr? Dann nahmst du dir fest vor, deinen Schmerz so lange zu überwinden, bis die Rechnungen gemacht wären; nicht wahr? Nun, antworte mir, liebe Jakobine. Hast du nun nicht jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Mensch, wenn er gehörig überlegt, nachdenkt, und dann sich fest entschließt, jede, auch noch so gewaltige Empfindung überwältigen kann? Antworte mir! doch ruhig!"

Ihr Herz schlug ungestümm; aber sie faßte sich. Ihr Vater wiederholte, was er gesagt hatte, noch einmal, und Jakobine antwortete: ja, ich glaube, es ist so möglich!

„Und was machte es möglich, Jakobine? Denke nach, mein Kind. Ein bloßer Wunsch, etwas zu wissen, machte es möglich. Wie? wenn nun die Tugend, die Pflicht, die Vernunft von dir gefordert hätten, deinen Schmerz zu mäßigen? was meinst du dann? hättest du es dann auch gekonnt? Setze den

Fall, Lissow wäre weggereist, weil er gemerkt hätte, daß er dich mehr liebte, als er durfte; setze den Fall, Lissow hätte seine Liebe einem andern Mädchen versprochen gehabt, ehe er dich kennen lernte. Jetzt fühlte er, daß er dich liebte, und dich fliehen müßte, um seinem Worte und seiner Pflicht treu zu bleiben. Nun stände er hier vor dir, wollte gehen, und könnte nicht: denn er sähe den Ausbruch deines Schmerzes, deine Verzweiflung. Er entschlösse sich, lieber die Tugend, die Pflicht, das Recht zu verlassen, als dich in deiner Verzweiflung. Jakobine, setze den Fall. Du hast jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Schmerz und die Verzweiflung sich überwinden lassen, wenn man muß und will. Jakobine, würdest du auch in diesem Falle deinen Schmerz überwinden, und zu Lissow, wenn er hier stände, sagen können: geh, Jüngling; thue was recht ist; ich werde ruhig seyn?"

Jakobine sah ihren Vater an. Ihre Wangen wurden bleich, ihre Lippen blaß. Sie bebte. Der Vater wiederholte die Frage. Sie antwortete leise: Ich würde es sagen und sterben! —

„Sterben? sagte der Vater ernst: sterben, und mit deinem Tode dem Jünglinge, der dich liebte, der dich über alles, nur die Tugend mehr als dich liebte, einen siebenfachen Dolch in die Seele drücken, für seine Liebe ihn mit Verzweiflung, für seine Tugend ihn mit dem Tode lohnen, da es doch in deiner Gewalt stand, den Kummer, die Verzweiflung zu besiegen, und der wohlthätigen Zeit die völlige Heilung der Wunde anzuvertrauen! Ich will nicht erst von deinen Eltern reden; denn wer aus Bequemlichkeit nicht einmal des Geliebten schont, der wird noch weniger der Eltern schonen. . . . Jakobine, wie würdest du handeln?''

Sie warf sich in seine Arme. O sagen Sie, sagen Sie, er hat mich auf immer verlassen. Er floh mich, weil er ein anderes Mädchen liebt. Reden Sie! Er ist für mich verloren! O Gott! und ich soll nicht eine Thräne um ihn vergießen? ich soll mich freuen, daß er dahin ist, daß ich unglücklich bin? O, was soll ich noch hören, ohne klagen zu dürfen!"

Der Vater sah ihr schweigend und ernst ins Gesicht. „Jakobine, hab' ich das gesagt? Kind, weißt du auch, was du sprichst? Klagen ist das geheiligte Vorrecht des Unglücklichen. Wie sollte die schönste Tugend, das Mitleiden, entstehen, wenn wir nicht klagen dürften? Klage, mein Kind, vergieß Thränen; aber stoß nicht muthwillig Hülfe, Trost und Hoffnung zurück, welche die Vernunft dir beut. Besiege den stillen Kummer nicht, nicht die sanfte Wehmuth: sie sind die Zeichen des fühlenden Menschen; aber besiege die Verzweiflung: denn die ist Strafe des Verbrechens, oder das Zeichen der Thorheit. Sag mir, worüber jammerst du jetzt. Warum ringst du die Hände?"

Ach, soll ich nicht klagen, daß ich ihn auf immer, auf immer verloren habe?

„Aber, Jakobine, ich mag nicht gern, daß man ein Kind ist. Ich sagte: setze den Fall. Wer sagt dir, daß Lissow dir verloren ist?"

Sie sah ihn an, als ob sie die Bestätigung der Worte in seinen Augen lesen wollte. Er lächelte ruhig. „Ich sage dir ja, ich habe die Wahrscheinlichkeit, daß er in einigen Tagen wieder hier seyn wird. Mit diesen Wor-

ten habe ich dir ja den Schlüssel zu seinem Zimmer gegeben."

Aber warum mußte er uns verlassen, mein Vater? warum —

„Ich sage es dir sogleich, wenn du ruhig bist. Ich mag nicht gern eine edle That jemanden erzählen, der nur halb zuhört."

Jetzt nahm Jakobine sich zusammen. Der Vater fing aufs neue an zu untersuchen, in wie fern und auf welche Art der Mensch seine Leidenschaften unterdrücken könne und müsse. Er wendete das alles auf den vorliegenden Fall an. Dann untersuchte er mit Jakobinen das Wesen der Liebe, zeigte ihr, wie ihre Liebe entstanden war, auf wie mancherlei Weise sie entstehen kann, zeigte ihr den Unterschied der Liebe, die aus Eitelkeit, Sinnlichkeit, Selbstsucht, Langerweile, Gewohnheit, oder aus Tugend und Schönheit entspringt. Er fing an sie aufmerksam zu machen, wie Liebe vergeht, wodurch sie stockt, und zeigte ihr die Mittel, wie eine Liebe, die auch noch so heiß ist, sich mäßigen läßt.

„Hat dir, fing er dann auf einmal an, Lissow niemals etwas von seiner ersten Liebe

zu einem sehr hübschen Mädchen gesagt?“ Er erzählte nun der neugierigen Jakobine, wie Lissows Liebe zu Käthen entstanden war, und dann setzte er lächelnd hinzu, daß diese Liebe, die Lissow für ewig gehalten hätte, durch den Umgang mit einer Andern nach und nach verschwunden sey, ohne daß er es gemerkt habe. Zum zweitenmal machte er seine Tochter aufmerksam darauf, daß der Mensch, wenn er die rechten Mittel gebrauche, Herr über seine Liebe werden könne. Jakobine brach, so bald sie konnte, von diesem Gespräche ab, und fragte nach den näheren Umständen von Lissows Liebe zu Käthen. Sie erfuhr alles, aber als eine längst vergangene Geschichte, und zuletzt auch, daß Lissow Käthen verlassen habe, um seine Pflicht zu thun. —

Und hat er sie denn nachher nie wieder gesehen? fragte Jakobine nun.

„Er hatte der Frau von Flaming versprochen, nach zwei Jahren wiederzukommen, um zu sehen, ob ihm Käthe noch treu sey.“

Nun? ging er denn nach zwei Jahren?

„Kannst du so fragen, Jakobine, wenn davon die Rede ist, ob Lissow ein heilig gege=

benes Versprechen halten wird, oder nicht! Es war zu vermuthen, Käthe hätte in den zwei Jahren ihn ganz, oder doch so weit vergessen, daß sie keine Ansprüche mehr auf die Verbindung mit ihm machte, die ihren Verwandten so zuwider war, und die Lissow'n ohne Zweifel der Rache des Barons ausgesetzt hätte. Allein das war nur Vermuthung, und Lissow hatte versprochen zu kommen, um zu erfahren, ob Käthe noch Ansprüche auf seine Hand machte, oder nicht."

Er ging also, lieber Vater? fragte sie, und vermuthete noch gar nicht einmal, daß von jetzt die Rede war.

„Ja, meine Tochter, er ging, weil er mußte, und ging, ohne Abschied von dir zu nehmen, weil er Standhaftigkeit zu dieser Reise brauchte, und dir Standhaftigkeit wünschte." Bei diesen Worten stand der Vater auf, umarmte seine Tochter, und ließ sie allein. Nach einer Stunde ging er wieder zu ihr. Vater, sagte Jakobine furchtsam, ist es unrecht, wenn ich wünsche, daß Käthe dem Verlangen ihrer Verwandten Gehör gegeben habe? — „Unrecht? Jakobine, du wünschest ja, daß Käthe ver-

nünftig gewesen wäre. Du thust es zwar aus einer Nebenabsicht; aber laß das. Glaubst du, daß Käthe das thun müßte, und thun könnte?" — O gewiß, sagte Jakobine. — Der Vater lächelte. „Sicher! Du glaubst nichts mehr als daß man vernünftig seyn muß und kann. Wie aber? wenn Käthe nun die Forderung der Vernunft nicht erfüllt hätte? Dann würde ich von Jakobinen fordern, zu thun, was Käthe nicht thun wollte; und Jakobine?"

Sie warf sich ihrem Vater in die Arme. Jakobine, sagte sie mit sanftem Weinen, Jakobine würde klagen, weil sie unglücklich wäre; aber ihres Vaters Rath würde sie vor der Verzweiflung bewahren. „Nein, mein Kind, rief der entzückte Alte; du bedarfst jetzt deines Vaters nicht mehr. Du hast gezeigt, daß du Herr deines Kummers bist, und du würdest es wieder zeigen, wenn es nöthig wäre. Jetzt, Jakobine, hast du meine Vatersorgen belohnt. Ich nenne dich mit Stolz meine Tochter. Komm, mein Kind! Lissow thut seine Pflicht; laß uns die unsrige thun. Wir wollen für ihn arbeiten; er arbeitete ja so lange für uns."

Er setzte sich mit Jakobinen an den Schreibtisch. Sie nahm die Feder. Der Vater diktirte; die Tochter schrieb. Noch manche Thräne rollte während des Schreibens über ihre Wange; aber sie schrieb, und das Auge hörte auf Thränen zu vergießen. Die Abende saß ihr Vater bei ihr, und klagte mit ihr, oder erzählte von Lissow und seiner Güte. Jakobinens Herz zerschmolz in Thränen, aber in Thränen einer süßen Wehmuth und der befriedigten Tugend.

Lissow hatte indeß mit eben so wundem Herzen Berlin verlassen, und wanderte nun den Weg nach dem Gute des Barons. Er kam in dem Dorfe an, und gab sich einen andern Namen. Der Kummer hatte ihn hinlänglich verstellt. Er zitterte in dem Hause, wo er abgetreten war, wenn der Name Flaming genannt wurde. Hundertmal öffnete er schon den ersten Tag die Lippen, um nach Käthen zu fragen, und verschloß sie immer wieder. Er zitterte, zu hören, daß sie jammere, sich in Kummer verzehre. Es standen Thränen in seinen Augen, wenn man ihn ansah. Endlich am dritten Tage, da er gegen

Abend ein wenig um das Dorf gegangen war, sagte er zu seiner Wirthin zitternd: da begegnete mir heute Abend eine junge schöne Dame (er beschrieb Käthen sehr deutlich); war das etwa die Frau von Flaming, die sie immer so lobt? „Nein, sagte die Bäuerin: das war Fräulein Käthe:" — er erblaßte — „eine Verwandte der gnädigen Frau. Ach, die hat ein Engelherz. Gott gebe ihr Glück! Sie ist jetzt Braut."

Braut? rief Lissow, und sprang auf und stellte sich mit einem glühenden Gesichte vor die Frau hin: Braut? war denn das ihr Bräutigam, der mit ihr ging? — „Ganz gewiß, erwiederte die Frau; ein junger bildschöner Mann, ein Herr von Graßheim. O, sie sind immer zusammen. Das ist eine Liebe, ein Schönthun, eine Herzlichkeit unter den Beiden! Wie ein Paar Tauben auf dem Dache leben sie. Ja, sie war recht herunter, vor zwei Jahren, das arme Kind. Blaß wie Papier, und krank, und mager, und sie konnte keinen Menschen ansehen ohne Thränen. Da war so eine Geschichte mit unserm jungen Herrn Quinctius, eine wunderliche Geschichte.

Man kann nicht recht klug daraus werden. Eine Liebesgeschichte. Sie wollte erst den jungen Herrn heirathen, und dann wieder nicht, als der Pastor sie trauen will. Man sagt, er soll es ihr angethan haben, mit einem Zopf Haare, den er ihr des Nachts vom Kopfe geschnitten hat, und einem kleinen Zauberbuche, worin das steht. Der Herr Informator hat das Buch verbrannt. Die Kammerjungfern haben nach dem Buche lange getrachtet. Und wie der Pastor nun sagt: im Namen des dreieinigen Gottes; da ist auf einmal der Zauber vorbei, und sie will den jungen Herrn wieder nicht. Und darum hat sich auch der junge Herr nicht wollen trauen lassen, sondern ist den Tag vor der Trauung mit ihr davon gelaufen. Aber sie haschten sie auf. Wie ich sage, da war sie recht herunter. Sie weinte, und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Sie wollten zwar einmal sagen, sie hielte es mit des seligen Pastors seinem Sohn. Aber der lief davon in die Welt, und hat sich nicht wieder sehen lassen. Nemlich sie hatten eine Prozession an des Herrn Barons Geburtstage, und Fräulein Käthe war

die Jungfer Maria, und saß auf einem Wagen mit vier weißen Pferden. Da gingen die Pferde mit ihr durch, und da hat der junge Mensch sie gerettet. Seitdem soll sie ihn so lieb gehabt haben. Genug, man kann nicht recht dahinter kommen. Jetzt ist sie nun Braut, und alles ist vergessen."

So erzählte die Bäuerin fort, und Lissow erfuhr nun, als der Mann und noch einige Nachbarinnen dazu kamen, daß Käthe ihren Bräutigam von Herzen lieb habe, daß die Hochzeit in ein paar Tagen seyn werde, und so weiter. Er schrieb also den Abend seinen Brief an die Frau von Flaming. Mittags brachte er ihn selbst durch den Garten dem Gärtnerburschen. Auf der Stelle, wo er mit Käthen an dem Geburtstage lag, setzte er sich einen Augenblick. O, wie ist doch alles so vergänglich! sagte er mit Kopfschütteln. Hätte ich es je glauben sollen, daß ich und Käthe aufhören könnten, uns zu lieben? Was ist denn Unvergängliches auf der Erde, wenn es die Liebe nicht ist? Und Jakobine! sagte er und hob die Augen gen Himmel: bist auch du veränderlich? ist auch deine Liebe vergänglich?

Er stand auf, und eilte schnell durch den Garten. Ach, was würde er gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß in dem Augenblicke, da er auf der Rasenbank im Garten saß und über die Vergänglichkeit philosophirte, Käthe neben Graßheim vor dem Prediger stand und ihren Ehesegen anhörte! Er eilte rasch fort, seiner Liebe, seiner Jakobine entgegen.

Während Lissow mit Seufzern der Sehnsucht den Weg nach Berlin ging, war das Flamingische Haus voll hoher Freude. Die jungen Eheleute machten ihre Besuche bei dem umliegenden Adel; und endlich verließen sie das Gut des Barons, um nach Berlin abzureisen. Der Baron studierte jetzt sehr fleißig die Kreuzzüge; ja, er würde noch in seinem Alter das Latein angefangen haben, wenn er gewußt hätte, daß unter Beyers alten Folianten die Gesta Dei per Francos befindlich wären. Aber, er kannte den Schatz nicht, der in den Ringmauern seines Hauses vorhanden war, und er mochte den Kopf schütteln, so viel er wollte, er mußte sich überwinden, Joinvilles Leben des heiligen Ludwigs kom-

men zu lassen, das ihm Graßheim als das einzige Buch über die Kreuzzüge, und über die adelichen Familien, die sie mitgemacht haben, zu empfehlen wußte.

„Da muß ich doch, sagte er vor sich, den Aerger haben, ein Französisches Buch in meinem Hause zu wissen! Was soll ich armer Mann aber machen?“ Es kam an. Er brachte es mit einem höchst beschämten Gesichte seiner Frau. Vorsichtig riegelte er die Thür hinter sich zu. „Höre, Ronichen, fing er mit einer traurigen Stimme an: die Welt ist voll von Unglücksfällen, und was nicht zu ändern steht, da hilft kein Klagen und Jammern.“ — O mein Gott! rief die Frau von Flaming: was ist für ein Unglück vorgefallen? Ich bitte dich, sprich! — „Da hast du's! sagte er, und reichte ihr das Buch hin. Du weißt, ich kann das verfluchte Französische nicht leiden; und nun sehe ich mich dennoch endlich durch die Noth gezwungen, ein Französisches Buch ins Haus zu bringen. Ich bitte dich aber, Ronichen, sag keinem Menschen, was ich dir anvertraue. Du sollst mir das Buch hier ein wenig vorlesen; und habe ich die Familien erst

heraus, so wollen wir es verbrennen. Du kannst ja Französisch. Die Thür ist verriegelt. Wir wollen einmal leben, wie die Juden unter der Erde die funfzig Jahre."

Die Frau von Flaming sah nun ihren letzten Wunsch erfüllt, und ganz ohne ihr Zuthun. Sie hatte alle mögliche List angewendet, ihren Mann zu bewegen, daß er Quinctius Französisch lernen ließe; allein er war in diesem Punkt immer unerschütterlich gewesen. Sie nahm das Buch, lächelte, schlug es auf, und las einige Zeilen; aber sie brachte nichts Verständliches hervor. Theils machte ihr das Alt-französische in der That zu viel Mühe; Theils wollte sie absichtlich nichts verstehen. Sie erklärte ihrem Manne, daß sie das Buch nicht verstände. Das half Anfangs nicht. Sie mußte übersetzen, was sie wußte, und der Baron suchte dann mit aller möglichen Geduld Sinn hineinzurathen. Aber bald sah man, daß es nicht ging. Der Baron schüttelte traurig den Kopf. „Ja, sagte er endlich, es ist ein Unglück!" Er sah betrübt in das Buch hinein. „Und Graßheim sagte, es gebe

kein anderes Buch in der Welt, das von den Kreuzzügen handle.“

Nun spielte die Frau von Flaming leise darauf an, daß Quinctius ja leicht Französisch lernen könnte; aber der Baron hatte keine Ohren dazu. „Das ist nichts, Veronichen, das ist nichts! Hat denn nicht der Junge schon den Kopf so voll dummes Zeuges? Bedenke doch nur, er wollte Graßheimen heirathen! Geistlich oder weltlich, das ist doch im Grunde eins. Ich schwieg damals, weil ich Gott dankte, daß es so abging; aber was da der Beyer herplapperte von Schönheit und Vollkommenheit und Seelenverbindung, das war dummes Zeug. Nun denke einmal, wenn der Junge noch obendrein Französisch wüßte! Die Französischen Bücher stecken voll von solchen Dingen. Nichts, nichts! Er soll es nicht lernen, und wenn ich hieraus niemals einen Buchstaben erfahren sollte, so gern ich es auch möchte!“ — Aber, lieber Mann, fragte die Frau von Flaming, die während dessen im Joinville geblättert hatte: sage mir doch, was ist denn die Oriflamme? — „Das will ich dir sagen, Ronichen. Das ist das Panier

der Könige von Frankreich, das sie in der Schlacht trugen. Steht etwas davon im Buche?" — O ja, antwortete sie treuherzig: (sie wußte wie sehr ihn nach einem Buche verlangte, worin der Ritteranzug genau beschrieben war:) O ja, hier steht ein ganzer Ritteranzug vom Kopf bis auf die Füße. — „Wo denn, Ronichen? Der Teufel! wo denn? Lies doch einmal!" — Ja, das versteh' ich nicht, lieber Mann. — „Sollte man sich nicht ärgern, Ronichen? Sieh, die Gelehrten, da lassen sie Bücher drucken, von allem Plunder in der Welt, und Kupfer dabei, daß einem das Auge im Kopfe lacht. Aber was ist es? Schmetterlinge sinds, oder Bilder von Hirschen und Elephanten und Papageien, und wie die Wilden in Amerika gehen: das wissen wir; aber was doch Kaiser und Reich angeht, (du weißt, die Ritterschaft ist unter dem Reiche mit verstanden), von der Kleidung der alten Ritter, davon wissen sie nicht ein Wort. Sieh, da frag ich Beyern neulich, was denn ein Morgenstern gewesen wäre. Ich wußte es nun wohl so ungefähr. Die alten Ritter schlugen sich damit in den Schlachten die Köpfe zu

Schande. Nun will ich es aber genau wissen, und frage Beyern darum. Der steht da, und spricht von der Venus und solchem Zeuge mehr, und sagt: des Morgens hieße so ein Ding Lucifer, das ist der leidige Teufel; und will es sich nicht abstreiten lassen, daß der Morgenstern ein ander Ding gewesen sey, als der Gott sey bei uns. Sieh, da lassen sie in die Kalender hinein setzen von dem Schafdünger, der Witterung, und so weiter. Hört das in die Kalender? Ach, wenn doch einmal ein Mann käme, und ließe so von alten Rittergeschichten in die Kalender setzen, zum Exempel, was ein Morgenstern für ein Ding gewesen ist, oder was mir Graßheim sagte, woher das Wort Seigneur kommt. Das wäre so recht was für die Zeit!.. Also da stehts, Ronichen, was die Ritter getragen haben? Höre, Quinctius soll doch Französisch lernen! Aber lesen soll er weiter nichts als dies Buch da, das sag' ich dir voraus."

Sogleich wurde an Graßheim geschrieben: er möchte aus Berlin einen Französischen Sprachmeister schicken. Der Sprachmeister kam an, und erhielt eine doppelte Instruktion

von dem Baron und seiner Frau. Der Joinville lag zwar auf dem Tische; allein man las auch andere Bücher. Quinctius trieb die neue Sprache mit eisernem Fleiße. Sein Gedächtniß half ihm bald vorwärts, und er machte dem Vater die Freude, ihm ganze Stellen aus Joinville zu übersetzen. Der Sprachmeister las mit ihm Uebersetzungen der Alten; um sich selbst zu üben, gab er ihm aber heimlich, ohne Wissen der Mutter, welche Romane gänzlich untersagt hatte, dennoch dergleichen in die Hände. Quinctius reizbare Phantasie fand Geschmack an dieser Lektüre. Er las jede Stunde, die er allein seyn konnte, alle Romane, die ihm sein Sprachmeister zu verschaffen wußte. Kein Buch gefiel ihm aber mehr, als das glückliche Gärtnermädchen. Es zog alle seine Aufmerksamkeit auf sich; er fand sich in dem Buche so ganz wieder. Ein junger Marquis, ein Jüngling von ungeheuern Talenten, will alles sich selbst verdanken, und nichts von Andern, nichts von dem Glücke nehmen. Er schlägt die größten Stellen aus, die ihm der Hof und das Ansehen seines Vaters versprechen. Er liebt die reizende Tochter

des Gärtners in seines Vaters Hause; das Mädchen liebt ihn. Er bittet um ihre Hand. Sie schlägt sie ihm ab, so lange er etwas von dem Glücke besitzt, das ihm seine Geburt gegeben hat. Der junge Mensch ist von dem stolzen Gedanken seiner Geliebten bezaubert, nimmt unter einem fremden Namen Dienste als gemeiner Soldat, schwingt sich in die Höhe, wird von dem Könige geadelt, und heirathet, troß allen Hindernissen seiner Familie, endlich seine schöne Therese. Er behält seinen erworbnen Adel, weil er den ererbten verachtet, giebt seine Güter seiner Schwester, und erwirbt sich neue. Endlich, da er Vater und Schwester, Schwager und Familie rettet, und sie mit sich aussöhnt, schlägt er stolz an seine Brust, und ruft: Seht, alles was ich habe, ist mein, von mir erworben! Nichts danke ich der Geburt, dem Glücke, irgend einem Menschen. Ich habe mich und mein Weib geadelt, mich reich gemacht. Ich bin das, was mein Ahnherr war: der erste meines Geschlechts; und wehe dem Manne, der weniger seyn mag!

Dieser stolze, dieser edle Jüngling schwebte Quinctius im Wachen und Schlafen vor. Oft stand er da in der Ecke des Zimmers, und träumte von seinem Marquis. Auf einmal murmelte er: „und wehe dem Manne, der weniger seyn mag!“ Es konnte nicht fehlen, Quinctius mußte bei der Erziehung, die er genoß, einen ungeheuren Werth auf den Adel legen. Auch sprach er beinahe eben so oft von seinen Ahnen, wie sein Vater: er wollte aber nur seine Ahnen an Thaten übertreffen. Sein Vater nannte die Namen seiner Ahnen her, und Quinctius ihre Thaten; indeß brüstete sich dieser dennoch nicht selten damit, daß er von dem großen Cincinnatus abstamme. Durch seinen Lieblingsroman aber litt seine Denkungsart eine gänzliche Umänderung. Er antwortete seinem Vater nicht mehr, wenn der ihn an die Menge und das Alter seiner Ahnen erinnerte. Ja, er warf wohl die Nase dabei auf. Einmal, da sein Vater von dem Glücke sprach, einen solchen Stammbaum zu besitzen, sagte er sogar: hm! ich möchte doch lieber der Erste eines Stammbaumes seyn, als der Hundertste. — „Wie?

was schwatzt der Bursche?" rief der Baron verdrießlich. — O, lieber Vater, sagte Quinctius voll Stolz, es ist doch mehr Verdienst dabei, einen Stammbaum anzufangen, als ihn zu erben. Ein Flaming ist mein Vater: das ist Ihr Verdienst, und nicht meins. Der Stammbaum, mein Vater, jagt mir, wenn ich ihn ansehe, allemal eine Schamröthe ab, daß ich noch so wenig that, um meinen Namen mit Ehren hinein zu schreiben.

„Nun so schreib hinein! Wer hindert dich? Aber, Quinctius, sey kein Narr, und werde nicht etwa Soldat! Wir haben den Adel nun einmal, und der alten Quinctier Blut fließt in unsern Adern. Das Blut, das Blut, mein Sohn, das ist es; das ehrt man in uns."

Und nicht meinen Geist, und nicht meine Thaten? O pfui! so wollte ich, ein Besenbinder wäre mein Stammvater gewesen; so —

„Teufel und Hölle!" rief der Baron wüthend, und warf mit Ungestüm Rüxners Turnierbuch dem Philosophen nach dem Kopfe. — „Ein Besenbinder, du unadelicher Bube? Was wärst du denn, du ungerathenes Kind? Nichts

mehr als auch ein Besenbinder, der seine Besen so närrisch bände, daß er nicht Einen verkaufte: das wärst du! Was hast du denn gethan? sprich! Was sind deine Thaten? Ein Haarzopf, den du einem Mädchen abgeschnitten hast; ein Buch reines Papier mit einem närrischen Titel, worin du hineinschriebst: ich bin a dato meinen Eltern weggelaufen; und eine Sodomiterei mit Graßheim — Gott vergebe mir die Sünde! — meinst du, dafür giebt man Adelsbriefe? "

Das konnte der Baron seinem Quinctius lange nicht vergeben. Quinctius schwieg. Du sollst es wohl noch sehen, dachte er, daß ich der Erste eines neuen Stammes seyn werde! In der That fing er nun an darüber nachzudenken, wie er in die Fußtapfen seines Helden kommen wollte. Er machte tausend Plane, und dabei ging ein Tag nach dem andern hin. Worin er aber sehr rasch seinem Helden folgte, das war dessen Liebeshandel mit Theresen.

Der Schulmeister des Dorfes hatte eine sehr hübsche Tochter, die in der Stadt bei einer Verwandtin erzogen, und erst nach deren Tode zu ihrem Vater auf das Land gekom-

men war. Sie hatte in ihrem Betragen etwas sehr Artiges und Gewandtes. Zuweilen wurde sie von der Frau von Flaming bei feinen Nähtereien gebraucht. Quinctius hatte sie mehreremale gesehen, ohne Acht auf sie zu haben. In dieser Zeit aber, da ihn der Roman so sehr beschäftigte, sagte seine Mutter einmal in seiner Gegenwart: Schulmeisters Marie ist ein sehr hübsches Mädchen. Sie denkt und fühlt so fein, als ob sie zu den besseren Klassen der Menschen gehörte. Ich habe noch nie ein Mädchen von ihrem Stande gesehen, das ein so feines Gefühl des Schicklichen und des Unschicklichen gehabt hätte. Quinctius hörte das, und sogleich stand Therese lebendig vor ihm da. Er verließ seine Mutter augenblicklich, und ging auf das Zimmer, wo Marie saß und arbeitete. Jetzt bemerkte er, was er noch nie bemerkt hatte: Mariens Figur war edel und schlank, ihr Fuß schön und nett, ihre Hand weiß und rund, ihr Auge feurig und sprechend, ihr Mund klein und reizend. Er nahm ein Buch, setzte sich, und betrachtete sie von der Seite. — Marie merkte es, und erröthete.

Er ging, kam wieder, und heftete sein Auge immer auf Marien; doch hatte er nicht Dreistigkeit genug, sie anzureden. So währte das die zwei Tage, die Marie im Hause blieb. Die Arbeit war vollendet, und Marie kehrte zu ihrem Vater zurück. Schon eine Stunde nachher sah sie den jungen Herrn vor dem Fenster vorübergehen, an welchem sie saß und arbeitete. Er grüßte sehr höflich. Dann kam er wieder. Endlich hörte sie ihn mit ihrem Vater reden. Wohnt Er denn gut, Schulmeister? fragte Quinctius. — „Wollen Ihr Gnaden mein Häuschen einmal ansehen?" — Quinctius kam herein, und Marie erröthete. Er erkundigte sich nach des Schulmeisters Bienenzucht, und Marie mußte dem jungen Herrn Honig holen. Endlich redete er auch Marien an, und sie konnte vor Erröthen kaum antworten.

Der Schulmeister ging, um zu läuten, und Quinctius blieb bei Marien. Er setzte sich ihr zur Seite, und betrachtete sie mehr, als er redete. Sie konnte die Nadel kaum halten. Er ergriff ihre Hand; sie zog sie zurück. Schade, sagte Quinctius, daß diese

schöne Hand bestimmt seyn soll, fürs Brod zu arbeiten! — Das ist mein Loos nun einmal, sagte Marie, und zog die Hand wieder weg. Ach, Marie, Sie fühlen einen bessern Geist in sich, als daß Sie ihn zu den Arbeiten eines gewöhnlichen Haushalts verdammen sollten. — Man darf Sie nur sehen, um zu wissen, wie fein Sie denken und fühlen. Nein, das ist Ihr Loos nicht! — Marie sah ihn unbemerkt von der Seite an. Der Vater kam zurück.

Quinctius ging mit der festen Ueberzeugung, daß er Marien über alles liebe. „O, rief er, wie fein, wie zart, wie jungfräulich! Eine holde Schamröthe bedeckte ihr Gesicht, so oft ich sprach. Sie fühlt, sie fühlt, daß ich sie liebe.“ Marie war wirklich ein feines, und noch mehr ein züchtiges Mädchen. Sie merkte, daß Quinctius ihr nachlief, und war entschlossen ihn abzuweisen. Denn was konnte er wollen? Aber es schmeichelte ihr doch, und sie lachte in sich, wenn sie ihn so oft vor ihrem Fenster vorüber gehen sah. Die kleine Gardine vor ihrem Fenster zog sie jetzt zu, und dann wieder auf, wenn er etwa allzu

lange ausblieb. Sie fürchtete, daß er glauben möchte, sie wäre nicht zu Hause. Oefters lachte sie halb laut, wenn ihr Vater von der Gnade sprach, die der junge Herr auf ihn geworfen hätte, und sie putzte sich jetzt noch einmal so schön, wenn sie nach dem adelichen Hofe ging. — Quinctius bemerkte das sehr wohl, und Mariens Eitelkeit schien ihm der Anfang einer romantischen Liebe. Die Reize des Mädchens fingen an, einen wenigstens eben so starken Eindruck auf sein Herz zu machen, als sein Plan auf seine Phantasie. — Er suchte jetzt alle Gelegenheiten, Marien zu sprechen; und die konnten ihm nicht fehlen. Sehr bald entdeckte er ihr seine Leidenschaft. Marie machte Scherz daraus. Quinctius drang in sie; er bot ihr seine Hand und sein Herz unter so ernsthaften Betheurungen seiner Treue an, daß sie wohl sah, es wäre kein Scherz. Nach diesem Triumphe war des Mädchens Eitelkeit lüstern gewesen. „Wie können Sie mir, fing sie sehr ernst an, Ihre Hand anbieten, Herr Baron? Sie vergessen, wer mein Vater ist; Sie vergessen, daß eine ehrenvolle Verbindung unter uns unmöglich ist.“ — Unmög-

lich? rief er; wie aber, wenn sie nun dennoch möglich wäre? wenn ich sie möglich machen könnte? — „Das ist und wird sie nun aber nicht, Herr Baron," sagte sie sehr fest.

So antworte mir darauf, Marie: wenn ich nun von deinem Stande wäre, und ich böte dir meine Hand an, reizendes Mädchen; was würdest du dann antworten?

„Aber das sind Sie ja nicht, Herr Baron."

Wie aber, wenn ich es wäre? Setze den Fall, Marie, ich wäre ein Prediger, ein Kaufmann, was du willst; setze nur einmal den Fall: was würdest du dann antworten?

„Aber, gnädiger Herr, fühlen Sie denn nicht, wie unschicklich es wäre, wenn ich darauf antwortete? Sie sind nicht von meinem Stande, das ist das Einzige, was ich Ihnen antworten kann. Es ist unmöglich, das ist alles was ich weiß."

Aber du sollst antworten. Ich liebe dich zärtlich, Therese — Marie wollt' ich sagen, zärtlicher als du denkst. Wie? wenn es ein Irrthum wäre mit diesem Stande, auf den du dich immer berufst? Wie, wenn ich auf

einmal ein Bürger wäre, was würde dein Herz mir dann antworten?

Marie wiederholte, was sie gesagt hatte. Allein das half nicht. Er drang in sie, er ließ ihr keine Ruhe, und um ihn los zu werden, sagte sie endlich: „Nun, dann wäre es ein Anderes.“ — Dann würdest du mich lieben? fragte er weiter. Sie wollte das nicht gesagt haben. Er wurde wieder dringend, und hielt sie an beiden Händen fest. Sie wollte sich loswinden. Er drang in sie. Was hatte sie dabei zu wagen? Sie wollte ihn los seyn. „Aber dann keine Frage weiter, Herr Baron. Das versprechen Sie mir.“ — Er versprach.

Sie lächelte. „Wohl denn, Herr Baron; wenn Sie von meinem Stande wären — wohl denn: ich würde Sie lieben!“

Kaum waren die Worte von ihren Lippen, so nahm Quinctius sie in seine Arme. Er drückte sie an sein Herz, und seine Lippen auf ihren Mund, ehe sie es hindern konnte. Vortreffliches Mädchen! rief er mit Entzücken; so habe ich dein Herz, deine Liebe, und deine Hand: denn ich bin von deinem Stande. Der Rang, den du so großmüthig ausschlägst, ist

nicht mein Loos. Das ist dir ein Räthsel, meine Geliebte; ich sehe es an deinen Blicken. Aber das Räthsel soll sich bald auflösen. Der Liebe und dem Stolze sind alle Wunder möglich. Du bist mein, meine süße Marie, und keine Gewalt soll mich von dir trennen!

Diese Worte flossen vermischt mit Küssen so schnell von Quinctius Lippen, daß das erstaunte Mädchen nichts antworten konnte. Er drückte sie noch einmal in seine Arme, rief: meine Marie! und flog zum Hause hinaus.

Was in aller Welt wird das? fragte Marie lachend sich selbst. Ist er toll? Er wäre kein Edelmann? Nein, Herr Baron, dann wird doch nichts daraus! — Marie liebte längst, liebte den Jäger des Barons, einen schönen, guten jungen Menschen. Sie hatte ihm Quinctius Bewerbungen nicht verhehlt, und beide lachten darüber. So ganz richtig war das nun wohl nicht, was sie dem Jäger versicherte, daß sie gar keinen Gefallen an den Bewerbungen des jungen Edelmanns hätte. Sie fand doch ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt, daß sie so bemerkt ward. Es machte ihr doch ein kleines Vergnügen, daß ein junger

Mann um ihrentwillen Thorheiten beging. — Aber so weit hatte sie es eben nicht treiben wollen; und als sie es nun recht überlegte, als sie sich dessen erinnerte, was Quinctius mit so vieler Zuversicht gesagt hatte, wurde ihr doch wirklich bange. — Und was das Schlimmste war, sie konnte jetzt nicht einmal den Jäger zu Rathe ziehen. Sie entschloß sich in Ernst, den jungen Baron zu vermeiden. Nein, sagte sie; mit dem darf man nicht spassen. Sie floh jetzt alle Gelegenheiten, wo Quinctius sie allein sprechen konnte. Hätte sie ihn vorher nur halb so behutsam vermieden, er wäre noch nicht im Stande gewesen, ihr ein Wort zu sagen.

Quinctius zweifelte gar nicht, daß Marie ihn liebte; ihre jetzige Zurückhaltung hielt er für Bescheidenheit und Großmuth. Er verlor die Geduld nicht, nach tausend Versuchen, sie zu sehen, noch einen neuen zu machen. Er schrieb ihr, und fand alle seine Briefe unerbrochen auf seinem Zimmer, wohin sie der Jäger ihm heimlich legte. Marie wußte endlich schlechterdings nicht mehr, wohin sie sich vor ihm retten sollte; denn Quinctius war an

allen Orten. Der Jäger fing an, den Eifersüchtigen zu spielen. Denn, sagte er, hättest du ihm nie weder mit Mienen noch Worten Hoffnung gegeben, so müßte er toll seyn, wenn er dir so nachliefe. Marie begriff es selbst nicht. Sie nahm sich ein Herz, und klagte es der Frau von Flaming.

Die Frau von Flaming erschrak, besonders als ihr Marie auch sagte, daß er ihr sogar seine Hand angeboten hätte. Allein sie erinnerte sich ihres Ovids noch zu gut, um den Muth zu verlieren. Sie machte ihren Mann aufmerksam auf Quinctius Alter. Ganz fein wußte sie ihn dahin zu bringen, daß er sich entschloß, seinen Sohn nun auf die Akademie zu schicken. „Er soll sogleich hin, rief der Alte; denn, wahrhaftig, ich will noch bei meinem Leben einen Enkel haben, dessen Namen ich mit eigener Hand in den Stammbaum schreiben kann. Laß Quinctius zu mir kommen."

Quinctius kam. Aber wie erstaunte der Alte, da Quinctius geradehin erklärte, daß er keine Akademie besuchen wollte. Die Mutter lächelte; denn sie dachte an Marien. Nicht wahr, Quinctius, fragte sie bedeutend, um

ihn wo möglich zu schrecken: du hast geheime Ursachen, hier bei uns zu bleiben?

Hier zu bleiben? antwortete Quinctius sehr ruhig: mit nichten, liebe Mutter; ich will von hier, ich muß von hier!

„Aber was willst du denn werden?" fragte der Vater.

Ein Kaufmann, antwortete Quinctius sehr ruhig. Sein Vater erstarrte. Die Mutter sah ihn erröthend an; sie vermuthete, daß er einen Vorwand hier zu bleiben suchte. — „Ein Kaufmann? sagte der Vater langsam. Quinctius, du bist ein Freiherr!"

In England, Vater, handelt jeder Edelmann. Der erste Pair des Reiches hält es für eine Ehre Theil an dem Handel zu haben, der die Quelle des Reichthums und des Wohls für alle Nationen ist. Wenn der stolze Engländische Edelmann sich nicht schämt —

„So sollst du dich schämen, du, ein Römischer, ein Deutscher Edelmann! so sollst du dich schämen, einen deiner Vorfahren in der Erde zu beschimpfen, der das Gesetz gab: daß keiner von Adel Handel treiben soll. Sieh, Ronichen, von meinem Namen heißt dies

Gesetz: das Flaminische. Der Konsul Flaminius, der über die Insubrier triumphirte, gab es; und, o pfui! sein Urenkel will ein Gesetz brechen, das alle Edelleute bis jetzt heilig gehalten haben. Sieh, Ronichen, es ist der größte Glanz meiner Familie, daß alle Edelleute, Grafen und Barone einem meiner Vorfahren gehorchen müssen bis an den jüngsten Tag. Ein Flaminius verbot dem Adel, Handel zu treiben, und der Adel gehorcht; nur der, der ausgeartete Mensch da, der Urenkel des Gesetzgebers, will das Verbot übertreten! Der Bube weiß es; er hat es mir noch vor einem Monate vorlesen müssen."

Aber Vater, gab denn dieses Gesetz nicht eben der Cajus Flaminius, den Sie immer C a j u s D u m m h u t nennen? dieser Schmeichler des Volkes, den das Volk eben deswegen wieder zum Konsul wählte, weil er dem Adel das heilige Recht zu handeln raubte? dieser Tollkopf, der sich von Hannibal in den engen Pässen schlagen ließ? dieser —

„Sieh, Ronichen! Schimpf und Schande hab' ich davon, daß der Junge Latein ge-

lernt hat. O, ich sagte es gleich! Nun stellt er sich hieher, und kapittelt seine Vorfahren, bringt seine eigene Schande unter die Leute. Sieh, Ronichen, ich wollte es dir mit Vorsatz nicht sagen, daß es Cajus war, um dich nicht damit zu ärgern. . . . Doch halt, warum willst du ein Kaufmann werden?"

Um reich zu werden, Vater. Ich bin arm, und will arm seyn. Das Vermögen, das Sie besitzen, ist nicht mein. Ich sehe es als ein heiliges Familien-Depot an, das ich meinen Enkeln geben muß, wie ich es empfangen habe. Was ich gebrauche, will ich verdienen. Der große Quinctius, mein Ahnherr, gab das Familienvermögen hin, um die Strafe seines Sohnes zu bezahlen. Er lebte von seiner Hände Arbeit, und war der Stolz Roms, wie er der Stolz jeder Nation seyn würde.

„Ja, Ronichen, das ist richtig. Er war ein großer Mann, vor dem ganz Rom und alle die tollen Tribunen zitterten."

Und so will ich auch leben, von meiner Hände Arbeit. Er trieb den Pflug, und ich will handeln.

„Aber, Quinctius, bedenke doch, ein Flaming gab das Gesetz" —

Und ein Flaming soll es wieder aufheben, weil es tyrannisch ist.

„Lieber Gott, mein Sohn, du verlierst ja den Adel, wenn du handelst. Bedenke doch das, mein Sohn!"

Quinctius lächelte. Gut, Vater, das weiß ich. Ich verliere dadurch den Adel; aber eben deswegen will ich Kaufmann werden, um ihn zu verlieren und dann mit meinem Vermögen, mit meinen Talenten einen neuen Adel zu erringen. Dann bin ich, was keiner von meiner Familie war; der Letzte meines Stammes, und zugleich der Erste. Dann habe ich, was ich haben will, den Adel des Verdienstes, und gebe meinen Vorfahren zurück, was ihnen gehört, ihre Verdienste. — Jetzt fing die Frau von Flaming an aufmerksam zu werden.

Der Alte schien es nicht ganz zu mißbilligen. Ein doppelter Adel, ein Name in zwei Stammbäumen! Er überlegte das mit Kopfschütteln. „Aber Quinctius," warf er ein, „wenn du nun keinen neuen Adel erwirbst?"

So war ich des alten nicht werth. O wehe, Vater, wehe dem Manne, der weniger will!

„Den Teufel!" schrie der Alte jetzt; „ich wäre also meines Adels nicht werth? und du wolltest dann als Kaufmann leben und sterben, und mein Name Flaming sollte untergehen? Bube!" — Nach einer Pause fing er wehmüthig wieder an: „Quinctius, mein Sohn, ich bitte dich. O, ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, das ist wieder so ein Stück von Plato, wie mit der Männerheirath. Seht, daran ist die verfluchte Gelehrsamkeit Schuld. Denn, Ronichen, du magst sagen was du willst, hat er nicht alle die dummen Streiche aus den Büchern? O, ich weiß, wie das zugeht! Gerade wie mit dem Pabst. Weil der nicht turnierfähig war, so brachte er die Turniere in Mißkredit, legte einen Bann darauf, und erreichte nachgerade seinen Zweck. Sieh, so geht es auch mit den verfluchten Büchern und den Gelehrten. Stiftsfähig sind sie nun einmal nicht, und ihre Würde erbt nicht fort, ob sie wohl in etlichen Stücken dem Adel gleich geachtet wer-

den; denn sie wurden, wie der Adel, Ihr und nicht Du genannt. Wie heißt der Ausdruck, Quinctius?"

Vossitantur.

„Recht, so heißt es, Ronichen. Und sie konnten adeliche Kleider tragen. Damit hätten sie sollen zufrieden seyn, die Neidhardte. Aber nein. Sieh! da schreiben Sie: die hohen Domstifter wären jetzt nichts mehr, als verkehrte Einrichtungen, um einige Faulwänste zu mästen; und ich setze meinen Stammbaum da zum Pfande, bringe einer einmal die Gelehrten in die Stiftsstellen, Sie schweigen mäuschenstill. Und dann schreiben sie wieder in die Welt hinein! der Adel, ohne Verdienste, wäre der Vorrechte nicht werth, die seine Vorfahren durch große Thaten erworben hätten. Dummes, dummes Zeug! als ob beim Adel von Verdiensten die Rede wäre! Das alte Blut, Ronichen, das alte Blut — das ist es. Und der Glanz von Kaiser und Reich, der allein vom Adel herkommt: daran denken sie mit keiner Sylbe. Und dann ist ja das ganze Reich auf den Adel gegründet, und die ganze Bibel, wie Beyer bewiesen hat, ebenfalls auf

Schild und Helm. Da steckt es! Wenn die Feinde, die Türken, hereinbrechen, da sitzen die Gelehrten so mäuschenstill, und rufen nach dem Adel, und wir müssen dann mit Gut und Blut abwehren; und hinterher schneiden sie ihre Federn, und schelten was sie nur können. Der Adel soll Verdienste haben! Ja, die hat er von seinen Vorfahren her um Kaiser und Reich. Und wie viele Gelehrte sind nicht, die von allen sieben Künsten, die sie wissen sollten, nicht Eine wissen, und heißen doch Magister, Professor, und Doktor. Sieh, in so einem verdammten Buche hat der Narr da das aufgegabelt, von dem Adel des Verdienstes, und so weiter. Darum will er ein Kaufmann werden. . . Du sagst, du verlangst nichts von deinen Vorfahren? nichts? auch nicht das edle Blut, das in deinen Adern fließt? So laß dir das Blut abzapfen, wie ein Mensch, den ein toller Hund gebissen hat; denn das Blut, du ungerathener Mensch, gehört deinen Vorfahren. Es ist das heiligste Depot, das du nicht beschimpfen darfst. Das Blut! das Blut! da steckt es! Antworte darauf, wenn du kannst."

Lieber Vater, Lucius Flaminius verlor den Adel, weil er ein Bösewicht war, ein elender niederträchtiger Bösewicht. Warum? Er hatte in seinen Adern das Blut der Quinctier so rein, wie Cincinnatus. Warum verlor er also den Adel? Er war an Verdiensten seinen Vorfahren nicht gleich. Bin ich es denn? was hab' ich gethan? Nichts. Ich lege meinen Adel so lange ab, bis ich ihn wieder mit Ehren aufnehmen kann. Sie heißen mich ja einen Narren, einen ungerathethenen Buben. Soll. . .

„Sieh nur, Ronichen, die Spitzfindigkeiten! Nein, mein Sohn, Quinctius, ich will dich nie wieder so heißen. Du bist ein guter, ein edler Edelmann. Aber ich bitte dich, Quinctius, was braucht denn das deine Mutter zu wissen, daß der Lucius zu unserer Familie gehört hat? Und wer weiß, ob es nicht ein Bastard gewesen ist, oder ob nicht die Gelehrten den ganzen Handel aus Neid gegen meine Familie gelogen haben. Laß doch die dummen Dinge unterweges; und so ist der Handel geendigt. Ein Kaufmann wirst du nicht, damit holla! Und mach mich nicht är-

gerlich! Und das, Ronichen, mit dem Lucius — hörst du? — das bleibt unter uns."

Quinctius ging, ohne ein Wort zu erwiedern. Sonst ward der Baron nach einer solchen Szene immer bald wieder heiter; aber jetzt blieb er still und finster sitzen. Er sah seine Frau an, und schüttelte den Kopf; er sah seine Stammbäume, deren jetzt viere waren, an, und schüttelte den Kopf. „Ach, Ronichen! der Junge, der Quinctius, macht mir viel Sorge. Sieh, da hängen die vier prächtigsten Stammbäume, die je einer besessen hat, die Juden ausgenommen, die ehedem ihre Geschlechter bis auf Adam beweisen konnten. Darum waren sie auch das auserwählte Volk, und es kamen weit und breit Könige und Königinnen zu ihnen, und alle Völker hatten Respekt vor ihnen, und sie besiegten alle Völker der Erde. Ronichen, sieh! wie nun meine Vorfahren Jerusalem verbrannten, so wurden die Stammbäume wahrscheinlich mit verbrannt, und seitdem hatten sie kein Glück und Stern mehr. Denn daß mit der Zerstörung Jerusalems auch die Geschlechtsregister der Juden aufgehört haben, das kann ich dir vorlesen

aus einem Buche. Und mit ihren Geschlechts-registern war auch ihr Muth weg, und sie hatten keinen Funken Ehre mehr im Leibe. Das ist auch ganz natürlich. Weiß ich, wer mein Ur-ur-Aeltervater gewesen ist, so schäme ich mich doch, weniger zu seyn als er. Du siehst also, was ein Stammbaum für ein Ding ist! Darum sind auch die Juden jetzt aller schlechten Streiche fähig. Sie betrügen, schachern, und lassen sich schlagen und stoßen, ohne ein Wort zu sagen. Auf die Zigeuner will ich nicht einmal kommen. Sieh, also habe ich, die ehemaligen Juden ausgenommen, die prächtigsten Stammbäume in Europa, Denn die Gemmingen und die Sickingen sind wohl eben so alt, wie die Flaminge; aber nicht Einer ihrer Vorfahren reicht unsrem Cincinnatus und dem Titus das Wasser. Und von Lucius, Cäso, und Cajus weiß Niemand ein Wort, als wir und Beyer; und es muß auch nicht auskommen. Sieh, dein Stammbaum ging nur bis 1630, und meiner nicht einmal so weit. Nun habe ich aus dem Rüxner und andern Büchern, Spangenberg und so weiter, deinen Stammbaum ausgezogen. Wo ich nur

einen Nothafft fand, da nahm ich ihn; und Gottlob! Gottlob! es ist mir gelungen. Dein Stammbaum geht nun bis 939. Mit meinen Vorfahren hatte es keine Noth. Der Livius war wohl nur ein Heide, aber doch ein ganzer Kerl. Indeß, lieber Gott! wie es überall geht — bei jedem Glück ist auch ein Unglück. Ich muß es dir entdecken, Ronichen; ich bitte dich aber, schweig davon, laß es nicht über deine Zunge kommen. In allen Büchern, die vom deutschen Adel handeln, habe ich auch nicht ein einzigesmal den Namen Flaming finden können. Ach! ach! Ronichen, das hat mir schon lange, lange schwer auf dem Herzen gelegen. Nicht ein einzigesmal! Bei keinem Turnier war ein Flaming, bei keinem! Ein Paar Flemminge waren da, und ich war schon ein paarmal Willens aus dem E ein A zu machen; aber ich wollte doch nicht Fremden ihre Ehre stehlen. Das wollte ich nicht, Ronichen"

Und das wird dir Gott belohnen, liebster Mann! rief Veronika, und dabei trat eine Thräne in ihr Auge. Sie fühlte das wahrlich schwere Opfer, das ihr Mann hierbei der

Redlichkeit und der Gerechtigkeit gebracht hatte. Aber, vielleicht waren die Flaminge nicht in Deutschland? Der Baron schüttelte den Kopf. „Das dachte ich Anfangs auch. Darum wollte ich gern den Joinville lesen. Ich habe ihn ganz durchgelesen, ohne ein Wort zu verstehen, weil ich den Namen Flaming zu finden dachte. Er steht nicht darin. Das Wort Flamme fand ich wohl hundertmal; und das, sagtest du mir, das hieße Feuer. Nun siehst du, wie der Quinctius ist: den Lucius, den Cäso, den Cajus führt er immer von seinen Vorfahren im Munde. Ich habe nun so eine kleine Familiengeschichte aufgesetzt, die ihr nach meinem Tode bei meinem Testamente finden werdet. Sieh, Ronichen, der Menschen wegen, nicht wegen der eitlen Ehre, habe ich hinein geschrieben, daß 939 ein Flaming im Stechen den Preis erhalten habe von einem Fräulein Rothafft. Du weißt, wie lieb ich dich habe. Sieh, es war immer mein Wunsch, daß sich schon unsere Vorfahren gekannt hätten. Und nachher habe ich noch ein Paar Flaminge bei Turnieren zugegen seyn lassen. Ich thäte doch keinem Unrecht, dachte ich.

Kommt nun aber Quinctius nach meinem Tode einmal über das Turnierbuch, (bis jetzt habe ich es immer weggeschlossen), und findet, daß kein Flaming turniert hat, so — du kennst ihn — so spricht er von nichts, als daß seine Vorfahren nicht turniert haben, und mein ganzer Stammbaum wird dadurch ungewiß. Sieh, liebes Ronichen, da wollt' ich dich bitten, sobald ich todt bin, so verbrenne den Rürner und Spangenbergs Adelspiegel, daß der Junge sie nicht in die Hände bekommt. Darauf gieb mir jetzt die Hand, Ronichen."

Seine Frau gab ihm die Hand darauf. „Aber höre, Ronichen, verbrenne ihn ja um Gottes willen nicht eher, als bis du gewiß weißt, daß ich todt bin. Manchmal liegen die Leute in Ohnmachten, und leben hernach wieder auf. Also, Ronichen, nicht eher, als an meinem Begräbnißtage."

Seine Frau versicherte ihm das, und er wurde in dieser Rücksicht wieder ruhig, so sehr es ihn auch quälte, daß kein Flaming turniert hatte.

O Vergänglichkeit der menschlichen Entwürfe! Was hatte der Greis gethan, feind-

seliges Geschick, daß du über seine letzten Tage alle die finstern Wolken sammeltest? warum zerstörtest du seine unschädlichen Freuden?

Die Frau von Flaming machte alle möglichen Anstalten, Quinctius von Hause zu entfernen; aber es gelang ihr nicht. Der Baron war jetzt eben so sehr gegen die Akademie, wie Quinctius. Die verfluchte Gelehrsamkeit! sagte er; und Quinctius blieb fest bei seinem Vorsatze, ein Kaufmann zu werden. Dann verliere ich den Adel, dachte er; dann ist Mariens Hand mein. Und wie ich die Kaufmannschaft treiben werde, kann es nicht fehlen, sie muß mich bereichern. Ich will werden, was ehemals die Fuggers waren. Man soll meine Verdienste belohnen, und mein Vater soll sich freuen, wenn er seinen Sohn doppelt geadelt in seine Arme schließt. Diese kleine Abweichung von der glücklichen Gärtnerin erlaubte er sich, weil es ihm zum Soldaten an Herz fehlte, und weil er also keine Wahrscheinlichkeit hatte, bald so in die Höhe zu steigen, wie er es wünschte.

Da seine Mutter ihn nicht entfernen konnte, so fing sie an ihn zu beschäftigen. Das hatte ja bei Lissow geholfen. Sie gab ihm so viel zu thun! Quinctius arbeitete mit einer unverwüstlichen Geduld; allein nach jeder Arbeit suchte er Marien eben so ämßig auf, wie vorher; und wenn er ihrer habhaft werden konnte, so gab er ihr die allerruhigsten Versicherungen, daß der Zeitpunkt bald da sey, wo er sich mit ihr verbinden könne und dürfe. Marie wußte nicht aus und ein. Sie mochte den jungen Herrn jetzt noch so viel versichern, daß er nie ihre Hand erhalten würde; er lächelte, und glaubte es nicht. „Ich weiß, Marie, wie du denkst und fühlst, sagte er mit einer unerschütterlichen Gewißheit. Die Zeit wird alles aufhellen.“ Die Frau von Flaming hatte Marien befohlen, ihn verächtlich zu behandeln. Marie versprach es zwar; allein sie that es nicht. Denn, sagte sie zu sich selbst: er ist doch einmal der Baron, und meines Geliebten Glück hängt vielleicht bald von ihm ab. Sie war ehrerbietig gegen ihn, und, wenn er sehr in sie drang, oft verlegen, wie sie ihn überall behandeln sollte. Quinc-

tius schloß hieraus auf ihre Liebe, und nannte ihre Verlegenheit: das letzte Wanken ihres liebenden Herzens.

Seine Mutter wußte nicht, was sie von Quinctius denken sollte. Mariens verächtliches Betragen (denn das, sagte Marie, beobachtete sie gegen ihn) wies ihn nicht ab; die Beschäftigungen machten ihn nicht kälter, und änderten in seinem Verhalten nichts. Er arbeite den Tag über mit einer Ruhe, mit einer Anstrengung, die musterhaft war. Aber kaum hatte er seine Arbeit vollendet, so schlich er zu Marien, suchte mit eben der Ruhe und Besonnenheit die Gelegenheit sie zu sprechen, und redete dann mit einem so leidenschaftlichen Feuer zu Marien, daß diese seiner Mutter nicht genug davon sagen konnte. Der ganze Ovid war an ihm verloren. O, sagte seine Mutter, so giebt es doch eine Seite dieser wundervollen Leidenschaft, welche ein solcher Kenner des menschlichen Herzens nicht kannte! Sie irrte sich sehr; denn Quinctius liebte Marien nicht. Er redete, wie sein Roman ihn lehrte; trieb seinen Liebeshandel, wie ein Geschäft, mit der größten Ordnung, mit der

größten Besonnenheit; schlief die Nächte durch sehr ruhig, und dachte an Marien nicht anders, als an jeden Gegenstand seiner Eitelkeit. Selbst die Sinnlichkeit, die sich durch Mariens Schönheit ins Spiel mischte, wurde bei ihm nie überwiegend. Er konnte, wenn ein Geschäft seine Eitelkeit rege gemacht hatte, sogar Marien vergessen, ob er gleich sich selbst überredete, daß er sie unendlich liebe.

Die Mutter würde nun wahrscheinlich Anstalt gemacht haben, Marien zu entfernen, wenn nicht andere Gegenstände ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten. Die Frau von Amsel lebte mit ihrer Tochter und ihrem Manne in der Nähe des Flaming'schen Gutes. Sie war schon bei des Barons Verheirathung böse auf ihn geworden; denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihre Schwester mit dem reichen Baron zu verheirathen. Schon damals goß sie das Gift ihrer Zunge über das gute Fräulein Veronika von Nothafft aus, und bezweifelte ihren Adel. Indeß der Umgang mit Flamings Hause ging wieder an, so sehr sie sich auch ärgerte, daß sie es ihm an Aufwand nicht gleich thun konnte.

Die Frau von Flaming wußte das. Sie zog sich daher, wenn sie zu Amsels fuhr, immer sehr einfach an, und trug nur ihren schlechtesten Schmuck. Das verdroß die Frau von Amsel aufs neue. Ich glaube, sagte sie, die Närrin verachtet uns, daß sie immer wie eine Bürgersfrau aufgezogen kommt. Noch mehr aber verdroß es sie, daß der Baron seine und seiner Frau Familie aus dem grauesten Alterthume herleitete. Sie wurde jedesmal grüngelb, wenn der Baron von den Quinctiern anhob, was er sicher in jeder Gesellschaft that. Und dennoch war Niemand geschäftiger als eben sie, die kleinsten Umstände davon herauszubringen. Der Baron hatte ihr hundertmal im Rüxner sowohl die Katharine als die Veronika von Nothafft zeigen müssen, und sie knirschte immer mit den Zähnen, wenn sie die Namen erblickte. „Ja, ja, sagte dann der Baron wohl: alter Wein, meine gnädige Frau, und alter Adel, das sind die zwei edelsten Dinge in der Welt!"

Noch hatte sie nicht gefragt, ob die Amsels nicht ebenfalls auf Turnieren gewesen wären. Sie fürchtete, der Baron möchte ihr

nein antworten, und wenn sie zehnmal im Rüxner stånden; denn sie fühlte, daß sie einer solchen Unwahrheit fähig wäre. Endlich aber fragte sie doch einmal, nachdem sie dem alten Baron eine Stundelang die größten Schmeicheleien gesagt hatte: haben denn auch Amsels turniert? Der Baron strich sich unruhig über das Gesicht. „Hm!" gnädige Frau, hob er stockend an: „der Name Amsel steht zwar nicht im Turnierbuche; allein es mögen doch wohl einige turniert haben. Man hat die Namen vielleicht nicht aufgeschrieben." Der gutherzige Baron wollte die Pille versilbern; aber er schlug in die Kohlen. So? sagte die Frau von Amsel spitz. Also meines Mannes Vorfahren waren nicht so viel werth, daß man ihre Namen aufschrieb? Aber Ihre Vorfahren! ja, die verdienten es! Oh, sagte sie und schlug auf den Rüxner: wer weiß, welch ein Kerl das Lügenbuch gemacht hat! Warum sollten denn die Amsels nicht so gut turniert haben, wie Ihre Vorfahren? Da sieht man's: Lügen sind es! Lügen!

Sie hätte dem Baron können ins Gesicht sagen, er löge, es würde ihn nicht so aufge-

bracht haben, als daß sie den Rüxner des Lügens beschuldigte. „Ho! ho! meine gnädige Frau!“ rief er, und schob den Rüxner auf die andere Seite des Tisches: „Kerl? Nehmen Sie nicht ungnädig, Rüxner hat das Buch gemacht, nicht erfunden. Die ersten Turnierstücke sind von Meister Philipps, Kaiser Heinrichs Kanzler. Und wenn Sie's denn wissen wollen, so sind die Amsels eine neue Familie, wie man es auch aus dem Namen hört. Denn kein Adelicher wählte vor Alters den Namen eines so kleinlichen, geschwätzigen Vogels, wie eine Amsel. Eigentlich gar keinen andern Vogelnamen, als von Raubvögeln, z. B. Aarhorst, Falkenstein, Geiersbach. Nein, nein, dem Rüxner können Sie trauen, wie der Bibel. Die Amsels sind neu, meine gnädige Frau. Ich lasse dem Rüxner kein Haar krümmen.“

Man denke sich die Wuth der Frau von Amsel. Sie warf ihrem Manne den Abend, als sie zu Hause war, hundertmal seinen närrischen Namen vor. Lieber Gott, liebste Frau, sagte der Herr von Amsel betrübt: das ist denn doch wohl meine Schuld nicht. Ich

wollte, daß ich Bachstelze hieße, oder wie du sonst willst. Mir wäre es recht. — Das ärgert mich gerade nicht, rief sie voll Grimm, und riß ihm beinahe den Rockärmel ab; aber ich weiß, die Amsels haben turniert, so gut wie die Flamings. Der alte neidische Kerl will es nur nicht gestehen. Sieh, Amsel, wenn du wieder einen guten Tag haben willst, so schaff mir das verdammte Buch, mit dem der Baron so groß thut. Ich will doch wissen, ob die Amsels turniert haben oder nicht.

Der Herr von Amsel versprach, das Buch zu schaffen. Er wendete sich deshalb an den Pastor seines Dorfes. Dieser bemühete sich um das Buch, und erhielt es auch schon in einigen Tagen von einem benachbarten Antiquarius, mit dem er in Verkehr stand. Nun hatte es die Frau von Amsel, und, was noch mehr war, in den beiden dicken Quartbänden zwanzig andere Bücher über den Adel dazu. Sie suchte, und suchte, und konnte es nicht gebrauchen. Der Pastor wurde selbst geholt, und man las ihm den Text, daß er ein unbrauchbares Buch gekauft hätte. Er schlug der Frau von Amsel das Turnierbuch auf, und las ihr

die Namen aller Ritter vor, die turniert hatten. Da kam Katharina Nothafft; dann Veronika Nothafft. O weiter! rief sie: suchen Sie Amsels! Amsels suchen Sie! Da war kein Amsel; aber Nothaffts die Menge.

Sie wollte verzweifeln, setzte sich selbst vor das Buch, suchte, und fand keinen Amsel. Aber jetzt fiel ihr ein, daß auch kein Flaming vorgekommen war. Sie las in drei Tagen das Register noch einmal durch; und hätte sie in ihrer Jugend mit solcher Aufmerksamkeit gelesen, wie jetzt, so würde sie fertig lesen gelernt haben. Sie fand keinen Amsel, aber auch keinen Flaming; und das war doch ein Triumph!

Sie fuhr zu Flamings. Richtig war nach einigen Stunden der Baron wieder bei den Römern und den Turnieren. Die Frau von Amsel lächelte. Aber, Herr Baron, haben denn auch einige von Ihrer Familie turniert? Die Frage war dem Baron noch nicht geschehen. „Hm! hm! von meiner Familie? Ei nun ja, das versteht sich." — So? Ich habe das Turnierbuch auch, sagte Frau von Amsel boshaft, und da will sich kein Flaming

finden. — Dem Baron war, als ob ihn der Schlag rührte, als sie sagte: ich habe das Turnierbuch auch. Die Frau von Amsel ließ es kommen; sie hatte es mitgebracht. Er lebte wieder auf, da er die Quartanten sah; denn seins war die Ausgabe in Folio. „Das ist mein Lebtage kein Turnierbuch,“ rief er freudig. Aber wie sank ihm der Muth, da die Frau von Amsel es aufschlug, und vorlas! Leider es war sein Turnierbuch. Zeigen Sie mir einmal ihrs, sagte die Frau von Amsel eifrig: ob da ein Flaming steht! — „Ach!“ seufzte er laut auf, und der Schmerz zerriß seinen festesten Lebensfaden.

„Die Flaminge, hob er endlich mit matter Stimme an, waren damals, zu den Zeiten der Turniere, in Frankreich. Das steht im Joinville.“ — Zeigen Sie einmal, rief die Frau von Amsel, die desto eifriger wurde, je mehr der Baron den Sieg fahren ließ: wo stehts? Mein Mann kann Französisch. „Ach!“ seufzte er wieder, noch einmal so tief, und wurde blaß. Sein Gewissen schlug ihn aus diesem Winkel.

Die Frau von Flaming sah ihren Mann erblassen. Sie nahm den Faden des Gespräches auf, den ihr Mann so furchtsam fahren ließ, ob sie sich gleich sonst nie in Familiengespräche mischte. Und wenn meines Mannes Vorfahren auch damals nicht in Frankreich gewesen sind, so müssen Sie doch irgendwo gewesen seyn; denn ehe noch an einen Nothafft gedacht war, (und meine Familie steht doch in Ihrem Buche) hatten schon die Flaminge in Rom ganze Nationen besiegt, Triumphe gehalten, Gesetze gegeben, regiert, und so weiter.

„Das Gesetz, daß kein Adelicher Handel treiben darf, Ronichen!" sagte der Baron matt.

Das Gesetz gab Cincinnatus, und —

„Nein, ein Flaminius, Ronichen; den Vornamen aber weiß ich nicht. Und Titus Flaminius, Ronichen —"

Ja, Frau von Amsel, und Titus Flaminius, das war ein Mann! Er that Dinge die man noch jetzt bewundert.

„Besiegte den König Philipp von Macedonien, Ronichen, und machte Griechenland

frei, bis auf den heutigen Tag; und Cincinnatus —"

Ja, und Quinctius, und Capitolinus! Einer von ihnen that mehr, als alle Deutsche Edelleute zusammen gethan haben.

Ja, aber turniert haben sie doch nicht, sagte die Frau von Amsel ein wenig klein.

Hm! sagte die Frau von Flaming: das ist wohl natürlich; sie hatten keinen, mit dem sie es der Mühe werth halten konnten zu turnieren. Vielleicht zählten sie tausend Ahnen, und die Deutschen Edelleute, die allerältesten, als die Nothaffte, zählten erst viere. Die Flaminge wollten nicht turnieren, das war es.

Der Baron hätte mit allen seinen Adelskenntnissen so etwas nicht hervorgebracht, wodurch die Frau von Amsel so vollkommen in die Flucht geschlagen wurde. So? sagte sie: so? Und sie konnte, so lange sie blieb, kein Wort mehr finden. Der Baron hatte zwar gesiegt; aber der Sieg war ihm sehr hoch zu stehen gekommen. Er betrachtete noch eine Stunde seine geliebten Stammbäume mit tiefen Seufzern, und schüttelte bei allen Trostgründen, die ihm seine Frau sagte, ungläubig

den Kopf. „Sie haben den Rüxner; und Spangenbergs Adelsregister steht hintendran im zweiten Theile. Ich habe es gesehen. Und kein Flaming ist darin. Und des Grafen Solms Register; und kein Flaming! Und das Verzeichniß aller Bischöfe. Mit den Turnieren, das ist das wenigste, Ronichen; ich könnte sagen, meine Familie wäre aus Sachsen. Die Sachsen haben nicht turniert. Aber, Ronichen, das Verzeichniß aller Bischöfe in Lübeck, Halberstadt, Magdeburg, Naumburg und so weiter; und überall kein Flaming, kein Flaming an allen Orten. Ach, Ronichen, es ist mit mir vorbei! Die Frau von Amsel! sie bringt heraus, daß man überall keinen Flaming findet. Es ist vorbei! Gott sey Dank, Ronichen, daß ich nur dich habe. Sie können mir doch nicht ableugnen, daß eine Katharina von Nothafft 939 auf dem Turniere zu Magdeburg gewesen ist. Gottlob!"

Der gute Alte tröstete sich zu früh damit. Die Frau von Amsel kam wüthend nach Hause. Sie würde ihrem Manne die beiden Quartanten vielleicht an den Kopf geworfen haben, wenn sie sich nicht vor dem Prediger

geschämt hätte, der da war. Mit einem ekelhaften Heulen erzählte sie die Beschimpfung, die sie von der Bettelprinzessin, der Flamingen, erlitten hätte. Ihr Mann sowohl als der Prediger suchten sie zu beruhigen; aber vergebens. Meynen Sie denn in Ernst, meine gnädige Frau, sagte endlich der Prediger lächelnd: daß eine Nothafft in Magdeburg auf dem Turniere gewesen ist? Das ist ja eine lächerliche Fabel, die ein Kind widerlegen kann. — „Aber, rief sie, es steht ja da gedruckt. Lesen Sie doch nur!“ — Es ist viel gedruckt, Ihr Gnaden; aber es fragt sich, ob es auch wahr ist.

Ein höllisches Lächeln machte das häßliche Gesicht der Frau von Amsel noch häßlicher. „Herr Pastor, rief sie,“ wenn Sie das beweisen können, so soll der Herr von Amsel Ihnen den Acker pflügen, und Sie den Prozeß gewonnen haben!“ Der Prediger führte schon seit zwei Jahren einen Prozeß mit der Frau von Amsel über das Pflugrecht des Pfarrackers. Mit dem Herrn von Amsel nicht; der zuckte die Achseln, wenn von der Sache die Rede war. Der Prozeß ließ sich

hier wohlfeil endigen. Der Prediger nahm die Quartanten mit nach Hause, blätterte, und fand sogleich in der Vorrede die Versicherung, daß Meister Philipsens Turnierstücke unächt wären. Er setzte etwas darüber auf, das diese Versicherung noch heller ins Licht stellte. Beim weitern Lesen fand er, daß Rürner selbst in seinem Turnierbuche die Aechtheit derselben bezweifelte; ja, noch mehr, daß die größere Hälfte der Turniere eine Erfindung der spä- teren Schriftsteller sey. Er sammelte die Zeugnisse darüber, erhob die Zweifel zur Ge- wißheit, und erbot sich endlich, um die Frau von Amsel vollkommen zu überzeugen, ein Re- sponsum darüber von jeder Akademie zu schaf- fen, wenn jemand die Kosten anwenden wollte.

Am andern Morgen trug er die kleine Schrift mit den beiden Quartanten zu der Frau von Amsel, und ließ sie die dahin gehörigen Stellen in dem Buche selbst, gedruckt lesen. Er überzeugte sie so schnell von der Wahrheit seiner Behauptung, und sie hatte eine so große Freude darüber, daß sie ihr Wort nicht wie- der zurücknahm, was er befürchtet hatte. Aber

jetzt mußte der Prediger sie recht gründlich in der Art des Beweises unterrichten; und nach drei Tagen eines rühmlichen Fleißes war sie im Stande, den Beweis so gut zu führen, wie der Prediger selbst. Der Herr von Amsel mußte sich noch andre drei Tage mit dieser Auseinandersetzung quälen lassen. Die Frau von Amsel ging im ganzen Hause umher, schlug Knipschen, und rief: Meister Philips hat gelogen! Die Domestiken im Hause wünschten nichts mehr, als daß Meister Philips, den sie übrigens nicht kannten, alle Tage lügen möchte; denn es regnete jetzt keine Ohrfeigen mehr. Und seitdem heißt es auf dem Gute, das jetzt ein Enkel der Frau von Amsel hat, noch immer, wenn die Leute einen fröhlichen Tag haben, sprichwörtlich: Meister Philips hat gelogen! Die Erklärung davon ist verloren gegangen. Dies aber ist sie.

Nach vier Wochen — die Frau war wirklich im Stande gewesen, ihren Triumph so lange aufzuschieben, um ihn desto vollendeter zu haben — nach vier Wochen war ihr Geburtstag. Auch Flamings wurden gebeten, ihn feiern zu helfen. Es war große Gesell-

schaft. Der Baron trat mir einem recht prophetischen Schauer in das Haus, und die Frau von Amsel empfing ihn ausgezeichnet freundlich. Zum erstenmale sprach der Baron bei Tische nicht von Rom und den Turnieren; und kam man von ungefähr darauf, so lenkte er das Gespräch geflissentlich ab. „Nein, nein," sagte er zu seiner Frau im Hinfahren, „ich werde mich hüten. Die Amseln, das ist ein Hannibal. Ich werde mich hüten, Front gegen sie zu machen, wie Cajus Dummhut. Ronichen, du mußt niemals den Vornamen mit nennen, wenn du etwa von dem Flaminischen Gesetze sprichst. Sie soll mich nicht wieder in die Enge bringen, wie damals, Ronichen. Es liegt mir noch in den Knochen. Aber wer sollte auch denken, daß der Drache den Rüxner hatte! Ein wahrer Volkstribun ist die Amseln. Gott behüte jeden Menschen vor so einer Frau! Ich fürchte mich gerade nicht vor ihr! denn mit dem Uebrigen hat es seine Richtigkeit; und Lügen, Ronichen, hat all mein Tage nicht gut gethan. Das hab' ich empfunden!"

Nach Tische, da die Gesellschaft bei dem Kaffee saß, fing denn die Frau von Amsel an. Sie sprach von des Barons großer Kenntniß in Adelssachen. Das bestätigte die ganze Gesellschaft, die davon überzeugt war. Aber eins, Herr Baron, fuhr sie freundlich fort: wir haben uns nun seit der Geburt Ihres Sohnes — ach, lieber Gott! warum haben Sie denn den jungen Herrn nicht mitgebracht? — ja, seit Ihres Herrn Sohns Geburt haben wir uns nun alle auf das Turnierbuch verlassen, und den Junkern und Fräulein Namen daraus gegeben. Und nun denken Sie einmal, Herr Baron, an dem ganzen Buche ist nicht ein wahres Wort. So kann man sich irren! Der Baron lächelte. „Ei! ei! Sie haben es ja selbst, das Buch. Was wollt' es nicht wahr seyn! Die ganze Gesellschaft hat es ja bei mir gesehen." — Ja das Buch, lieber Herr Baron, ist wohl da; aber es stehen nichts als Lügen darin, sagte sie mitleidig heulend.

Der Baron fing Feuer. Seine Frau wollte das Gewitter ableiten; aber der Baron rief: „Ronichen, laß nur! Hier bin ich auf

freiem Felde. Hier kann man mit Gott und Ehren Front machen. Was? Lügen ständen in dem Buche?"

Ja, lieber Gott, zu Magdeburg ist ja niemals ein Turnier gehalten.

„Hä! ha! ha! Meine Frau Stammmutter, Katharina von Nothafft, hat ja die Helme mit beschaut. Geben Sie doch her!" Er schlug das Turnier auf, las mit lauter Stimme, hielt den Finger unter den Namen Nothäfft, ging rund herum, und zeigte ihn jedem in der Gesellschaft. „Da sehen Sie! Was meynen Sie, wird denn wohl der Kanzler eines Kaisers so abscheulich lügen? Da würde ja der Kaiser gesagt haben: Meister Philips, Ihr lügt! (Denn die Bürgerlichen in Amt und Würden hießen alle Ihr, wie der Adel.) Ihr lügt ja ganz abscheulich. Was? ich hätte zu Magdeburg turniert? Es ist ja nicht wahr!"

Die Gesellschaft nickte ihm Beifall zu. Nun aber schlug die Frau von Amsel ihm eine andere Stelle auf. Lesen Sie doch dies auch, Herr Baron. Der Baron fing an die Stelle zu lesen, worin Meister Philips Artikel

für eine Fabel erklärt werden. Er vollendete nicht; das Buch sank ihm aus den Händen. Die Frau von Amsel las sie ganz aus. Man stritt nun dafür und dawider. Der Baron saß wie ein Geist da, und hörte stillschweigend zu. Seine Frau allein focht noch ritterlich. Aber die Frau von Amsel war ihrer Sache zu gewiß. Sie las nun Rüxners Behauptung, daß das alte Turnierbuch erdichtet wäre. Da stand der Baron noch einmal auf, und las die Stelle selbst. Ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust, seine Arme sanken schwach und matt an ihm nieder. Er setzte sich langsam zu seiner Frau, und flisterte ihr zu: „Das ist mein Tod, Ronichen! Rüxner sagt es selbst."

Während dessen überzeugte die Frau von Amsel die Gesellschaft vollkommen. Meister Philips hat gelogen! rief sie. — Ja, ja! Meister Philips hat gelogen! rief die ganze Gesellschaft nach. — Sie sehen, liebster, bester, charmantester Baron, fing die Frau von Amsel wieder an: mit den Turnieren der Nothaffte ist es eben so weit her, wie mit den Turnieren der Flaminge.

„Nun denn, so hol es der Teufel!“ rief der Baron auf einmal wüthend. „Laß anspannen, Ronichen!“ Er schwankte in ein anderes Zimmer. Es wurde ein Aufruhr. Man fragte, und war in Verlegenheit. Die Frau von Flaming nahm von der Frau von Amsel Abschied. Sie sagte: Ich wünsche Ihnen in der That, wohl zu leben. In der That! Sie werden einsehen, daß das in der jetzigen Stunde sehr viel von mir ist.

Wie so, meine Engelsfrau von Flaming? fragte jene freundlich. Kann ich denn dafür, daß kein Nothaffte turniert hat? Und dann bleiben ja Ihrem Herrn Gemahl noch immer seine römischen Vorfahren!

Ja, die bleiben ihm, antwortete die sanfte Frau von Flaming doch ein wenig spitz: die bleiben ihm; und, was noch mehr ist als alle Vorfahren bis zu Adam, auch das Gefühl bleibt ihm, daß er nur Leute zu Tische bat, um ihnen Vergnügen zu machen, und nicht um sie zu ärgern. Sie verbeugte sich und ging. Die Närrin! rief die Frau von Amsel hinter ihr her: es ist ja Christenpflicht, dem Hochmüthigen seinen Hochmuth zu nehmen.

Schweigend fuhr der Baron zu Hause. Er antwortete auf Alles, was die Frau von Flaming fragte, nur mit Seufzern. Tiefsinnig ging er im Saale auf und nieder. Er schien den Anblick seiner Stammbäume zu vermeiden. „Ach," sagte er tief aufseufzend, „hätte ich sie nicht so sehr geliebt! . . . O, so ist denn alles vergänglich! auch sogar die Stammbäume! Ach, worauf ist nun noch in der Welt zu bauen, da Meister Philips oder Rüxner mich betrogen hat? Gleich viel, wer. Nein, nun will ich keinem Buche mehr trauen! Ach, Katharina, Veronika, Heymeran, Adolph, und ihr andern zwei und dreißig Nothaffte, ach! ihr waret mein Stolz, der Glanz meiner Familie; und nun es um und um kommt, seyd ihr nicht einmal da gewesen! Ach, wie hat ein Kanzler so lügen können! was soll man von den andern Büchern sagen, wenn Meister Philips gelogen hat! Kein Flaming nach Christi Geburt, als ich, mein Vater, mein Großvater, und Quinctius! Denn ob sie meine heidnischen Vorfahren in den Stiftern gelten lassen, das weiß ich nicht. Ach, war das nicht Elends genug? Und nun, die zwei und

dreißig Nothaffte dazu! Ich armer Mann!" So klagte der Baron in lauter Absätzen den ganzen Abend durch.

Am andern Morgen saß er matt vor seinen Stammbäumen, und berechnete die Lükken, welche die Frau von Amsel hinein gearbeitet hatte. Sie waren groß. Sein ganzer christlicher Stammbaum verschwand bis auf seinen Großvater; seiner Veronika Stammbaum mußte bis auf den Aeltervater gestrichen werden: alles übrige war von dem Baron, theils aus dem Rüxner, theils aus Sagen seiner Frau, theils aus eigener Erfindung gezogen und aufgeschrieben. Es blieb ihm nichts übrig als sein Römischer Stammbaum. Wenn er lange seinen schweren Blick auf die Lücken gerichtet hatte, so wendete er ihn wieder auf die Heiden, um seinen Schmerz zu lindern. Er raffte allen Muth zusammen. „So hab' ich," rief er, und hielt beide Hände schützend gegen den heidnischen Stammbaum: „so hab' ich doch Euch noch, und besonders dich, Cincinnatus! wie oft hast du triumphirt! unzählige Male! Wie oft hast du Rom gerettet! unzählige Male! Sechsmal bist du Konsul

gewesen, dreimal Diktator, und das letztemal im achtzigsten Jahre, und das alles 452 Jahre vor Christi Geburt! In allen Kriegen haben deine Kinder, deine Nachkommen gedient, und haben gesiegt, bis auf den Cajus. Lieber Gott, ward doch der große Eugen auch geschlagen, und ist doch der große Eugen! Schlug doch Cajus die Insubrier am Po, und triumphirte! Nein, Gottlob und Dank, daß Ihr mir bleibt!" So triumphirte der Baron wieder mit seinen Ahnen.

Quinctius kam zu ihm. Sogleich verließ der Baron seine Stammbäume, und setzte sich in seinen Lehnstuhl. Ihm grauete davor, seinem Sohne, diesem Feinde des ererbten Adels, seinen Verlust zu klagen. Man sprach von andern Dingen. Quinctius hatte schon zehnmal im Gespräche gesagt: ja, Vater, was ist denn wahr? Mit dieser Frage quälte er Beyern schon drei Tage hindurch. Er hatte einen kleinen Französischen Traktat voll witziger Spöttereien über die Wahrheit gelesen, worin alles, was der Mensch ist, weiß und fühlt, lächerlich gemacht wurde. Der Dummkopf, hieß es in einer Stelle, glaubt alles; das Genie zwei-

felt an allem, weil alles zweifelhaft ist. Die einzige Wahrheit auf der Erde ist die, daß wir nichts gewiß wissen. Diese Sätze, und die Beweise dafür, hatten sich tief in Quinctius Seele gedrückt. Erst quälte er Beyern; dann fing er mit seiner Mutter an. Die aber fragte: in welchem Buche hast du das wieder gelesen? Er schämte sich, daß ihm seine Mutter sogleich auf die Spur kam, und ging zu seinem Vater. Sein Vater merkte nicht darauf. Er rückte näher. Was ist wahr? Glauben Sie mir, mein Vater, die Philosophie ist so schwankend, wie alles in der Welt. Der Eine bildet sich Wirbel ein, und beweist sie; der Andere Atomen, und beweist sie so gut wie jener; und keiner weiß, was er will. Der ist ein Materialist, jener ein Spiritualist; und Beide wissen nicht, was Materie, was Geist ist. „Gottlob und Dank'" sagte der Baron, „daß du endlich auf die rechten Sprünge kommst! Es ist freilich das dummste Zeug. Ich verstehe nichts davon, so oft du mir auch von den Dingen, Atomen und Monaden, und wie sie alle heißen, vorerzählt hast. Da sagt' ich immer, das ist ja rasendes Zeug; aber da

sollt' ich nicht Recht haben. Und siehst du? Nun kommst du auch dahin. Das ist recht, Quinctius!"

Ja, Vater, ich komme dahin; aber auf einem ganz anderen Wege, als Sie.

„Das ist einerlei, wenn wir nur da sind. Die ganze Philosophie geb' ich für einen Vorfahren mehr."

Nein, ich frage: was ist wahr? Und die Antwort ist: nichts ist wahr! nichts in der Welt! Alles ist zweifelhaft.

Der Baron seufzte tief auf: „Auch sogar Rüxners Turnierbuch. Das ist eben der Teufel!"

Rüxners Turnierbuch? Das ist nun gar Geschichte. Da sieht es noch windiger aus, als in der Philosophie. Da frag' ich mich: was ist in der Geschichte wahr? Nichts; alles ist zweifelhaft, oder ein Gott hätte müssen die Geschichte schreiben. Der Mensch? O, da lobt er einen Bösewicht, weil er ihn fürchtet, tadelt einen Tugendhaften, weil er ihn beneidet. Er schiebt den handelnden Personen seinen Geist, seine Empfindungen unter, setzt Begebenheiten hinzu, weil sie ihm

zu einer schönen Tirade Anlaß geben, läßt eine wichtige Begebenheit weg, weil er auf die Festung käme, wenn er sie schriebe, wie er sie weiß. Lesen Sie die Geschichte eines Krieges von den zwei Partheien geschrieben: Sie würden nicht glauben, daß es Eine Begebenheit seyn solle, wenn nicht Namen und Jahrzahlen übereinstimmten. Jede Parthei schreibt die Vortheile der andern dem Glücke zu, beschuldigt sie der größten Grausamkeit, der Feigherzigkeit, und behält alle Tugenden für sich. Jedes Glück ist ein Plan gewesen, und jedes Unglück ein Zufall. Was soll man glauben? Nichts; denn alles ist zweifelhaft. So, sehen Sie, so räsonnire ich.

„Das ist wahr. So ging es mit den Zeitungen letzthin; man wußte mein Tage nicht, wer gesiegt hatte. Das ist wahr, da hast du Recht. Aber was ist bei dem allen an dem ganzen Kram gelegen? Ob ichs weiß oder nicht; wenn nur die Namen wahr sind: denn darauf kommt es doch am Ende nur an, ob man weiß, daß mein Vorfahr in dem Kriege kommandirender General gewesen ist,

und so oder so geheißen hat; so bleibt doch der Stammbaum gewiß.“

Auch bei den Namen frage ich: was ist wahr? Nichts; denn alles ist zweifelhaft. In der Geschichte kommen Personen vor, die gar nicht gelebt haben. So zum Beispiel. . . Der Baron wurde bleich; er glaubte, Quinctius wisse sein Unglück schon. Quinctius wollte eben in die Mythologie der Alten, als der Baron ihn unterbrach.

„Ja, ja,“ sagte der Baron mit einem tiefen Seufzer; „das ist mein größtes Unglück. Alle zwei und dreißig Nothaffte, und darunter auch dein Pathe, Heymeran von Nothafft zu Wernberg! Leider, ich weiß es schon, Quinctius.“ Quinctius erstaunte. Sein Vater erklärte es ihm. — Sehen Sie, fuhr Quinctius fort, sehen Sie. Es freuet mich, daß Sie selbst so ein auffallendes Beispiel —

„Je, du Rabensohn! das freuet dich? das freuet dich? Ach, Gott! das ist ein Elend! Das freuet dich, daß ich und du einen Theil und den besten Theil unserer Ahnen verloren

haben? Aber so höre doch einer den Menschen! Das will mein Sohn seyn!"

Das freuet mich nicht, Vater; ich sage nur: da es doch nun einmal ist, so kann es dazu dienen, Sie zu überzeugen, wie zweifelhaft selbst die Namen in der Geschichte sind. Was werden nun die Begebenheiten nicht seyn?

„Den Teufel auch! Du bist ein Narr! Hat einer aufgeschrieben, wann ich geboren und gestorben bin: wie kann das noch zweifelhaft seyn? Man darf ja nur das Kirchenbuch nachschlagen; das muß es ja doch gewiß machen."

Wie aber? wenn nun das Kirchenbuch verbrannt ist; alle Urkunden von Ihnen mit verbrannt sind: wie soll man da? —

„Du bist ein Narr! Müssen denn nun eben alle Kirchenbücher verbrennen? Ich spreche nur von Namen und Stammbäumen; nicht von Begebenheiten. Was geht es mich an, ob unser Vorfahr Cincinnatus durch dumme oder kluge Streiche gesiegt hat, wenn ich nur sagen kann, Anno denn und denn hat

Cincinnatus triumphirt. Sieh, davon spreche ich."

Und ich, Vater, frage: was ist wahr? und antworte: nichts; am wenigsten die Geschichte. Ich frage: hat Cincinnatus gelebt? hat er triumphirt? und antworte: ich weiß es nicht, ich glaube es nicht.

„Wie? was?" schrie der Baron, und sprang auf: „was sagst du? Zum Höllenteufel! du glaubst nicht, daß er gelebt hat? Narr! Bube! Ich will dir beweisen, daß er gelebt hat. Es steht in hundert Büchern, und alle Menschen sagen, er hat gelebt."

Hören Sie mich doch. Livius selbst erzählt, daß, als Rom von den Galliern verbrannt wurde, alle öffentlichen Dokumente, alle öffentlichen Verhandlungen, alle schriftlichen Nachrichten mit verbrannt sind. Er selbst sagt, daß die Römische Geschichte erst nach dieser Zeit anfange gewiß zu werden. Cincinnatus hat vor der Verbrennung Roms gelebt. Die Geschichte von ihm ist also nur Volkssage, Tradition. Woher soll also die Gewißheit kommen? Quinctier haben gelebt vor den Galliern, das ist gewiß. Das sieht man, weil

ſie in der Zeit, da die Geſchichte anfängt ge⸗wiſſer zu werden, da ſind, und ſich auf ihr altes Geſchlecht berufen.

Der Baron erholte ſich. Blaß und zit⸗ternd ſaß er ſchon da. „Gottlob!“ ſagte er, „daß du wieder einlenkt. Alſo Quinctier, das haſt du ſelbſt geſagt, waren da. Nun Gottlob! Es ſoll weiter nichts thun, daß ſie nicht alle triumphirt haben, wenn ſie nur da geweſen ſind. Ja, ja! nur da geweſen, mein Sohn! Laß ſie gethan haben, was ſie wollen. Ob es der Haſenfuß, der Livius, auf⸗geſchrieben hat oder nicht! Laß das. So viel iſt denn doch wahr, daß die Quinctier und die Flaminier gelebt haben und meine Vorfahren geweſen ſind.“

Lieber Vater, ich frage mich: was iſt wahr? Nichts. Die Flaminier, ſagen Sie, ſind Ihre Vorfahren geweſen. Woher wiſſen Sie das? wo ſind die Dokumente, die es beweiſen? Sie ſagen, die Flaminier ſind mit Cäſar und Druſus an den Rhein gezogen. Die Geſchichte ſchweigt davon. Die römi⸗ſche Geſchichte nennt keinen Flaminius, die deutſche keinen Flaming. Die Flaminge müſ⸗

ten am Rhein Güter gehabt haben; und davon weiß ich nichts. Sagen Sie mir, was Sie davon wissen, und Sie sollen sehen, wie ungewiß es wird.

Mit matter Stimme, mit starren Augen, mit blauen Lippen hob der Baron leise an: „Mein Vater hat es mir gesagt. Quinctius, ich bitte dich, mache deinen Großvater nicht in der Erde zum Lügner.“

Zum Lügner nicht, Vater, behüte Gott! Nein! Sie sagten einmal, mein Großvater habe Gemmingens Traktat von dem Alter seiner Familie fleißig gelesen; „und gerade so, hat er gesagt, wie die Gemmingen von Geminius abstammen, stammen wir von dem Flaminius ab.“ Mein Großvater hat das gewünscht, weil er ein altes Geschlecht für einen Vorzug hielt. Was man wünscht, glaubt man leicht: eine neue Quelle des Unwahren. Es ging dem Großvater mit dem Flaminius, wie Ihnen mit den Nothaffts. Gemmingen selbst giebt ja seine Stammherleitung nur für eine Vermuthung, nicht für Wahrheit aus; und er hat doch den Grund für sich, daß er am Rhein große Güter hat, und seinen Na-

men in den ältesten Urkunden findet. Von dem allen können Sie nicht Eins für Ihre Behauptung anführen. Noch mehr, lieber Vater — hob er auf einmal triumphirend an; denn in dem Augenblicke fiel ihm sein Plan mit Marien ein, und er vergaß seinen Traktat von der Wahrheit — Noch mehr, lieber Vater! Sie sehen nun, wie sehr durchdacht es ist, wenn ich mir alle Mühe gebe, das zu erfüllen, was ich Ihnen neulich sagte, wenn ich zu dem von Ihnen ererbten Adel den neuen Adel des Verdienstes hinzufügen will. Der Adel der Flaminge ist ungewiß; allein mein neuer Adel, den ich erwerben werde, ist gewiß, weil ich ihn alsdann mit dem Adelsbriefe beweisen kann. Meynen Sie nicht, daß ich recht habe? —

Der Baron antwortete mit einem Seufzer. Er reichte seinem Sohne die Hand. Sie war kalt. Sein Stolz war gebrochen, und mit seinem Stolze auch seine Hitze. Er lächelte; ach! es war das Lächeln des geheimsten, verschwiegensten Schmerzes, der das Leben zerreißt. Quinctius sah es nicht. Er glaubte vielmehr, seinen Vater überzeugt zu

haben. Auf dieses zufällige Gespräch bauete er in seiner Phantasie einen neuen romantischen Plan: den, seinen Vater zu bereden, daß er den Adel ganz niederlegen, und einen neuen erwerben sollte. Was wird Marie sagen, dachte er, wenn sie erfährt, daß wir Bürgerliche sind? Er wollte aufs neue anheben; allein sein Vater schlich eben in sein Schlafzimmer, und Quinctius ging zu Marien.

Das Herz des Barons war gebrochen. Er wußte seinem Sohne auf dessen Gründe nichts zu antworten; denn so verhielt es sich, wie Quinctius gesagt hatte. Sein Vater war durch Gemmingens Abhandlung vom Alter seines Geschlechtes verleitet worden, eben die Ableitung von sich Anfangs zu vermuthen, dann zu behaupten. Daran erinnerte sich der Baron noch sehr wohl. So war nun des Barons Stolz dahin, die zwei und dreißig Nothaffte, und alle Quinctier und ihre Thaten! Er schlich in sein Schlafzimmer, legte sich aufs Bett, und fühlte sich sehr matt. Alle seine Kraft war gebrochen, seine Stärke vertrocknet. Er lag und seufzte. Beständig schlug der Schmerz mit harten Schlägen an sein Herz.

Immer tönte es schrecklich in seine Ohren: der Adel der Flaminge ist ungewiß! und jedesmal fuhr er zusammen, ohne daß er noch das Herz hatte, sich gegen diesen ihm so schrecklichen Gedanken aufzulehnen. Es schien ihm so gewiß, daß er glaubte, man würde ihn nicht mehr anerkennen. So lag er ein paar Stunden allein, und fühlte sich immer tiefer in sein Elend versunken.

Endlich schellte er mit matten Händen. Mariens Bräutigam, der Jäger, kam. Der Baron ließ sich die Stammbäume in das Schlafzimmer bringen. Sein Ton war gegen den Jäger so sanft, so höflich, daß dieser Muth faßte, dem Baron zu sagen, was ihm seit einer Stunde schwer auf dem Herzen lag.

Quinctius war von seinem Vater sogleich zu Marien gelaufen. Des Morgens erwartete ihn Marie nie, weil er sich da beschäftigte. Er fand sie allein, und in einen reinlichen, sehr netten Morgenhabit gekleidet, der ganz über ihren Stand war. Sie hatte nämlich von der Frau von Flaming einen ihrer Anzüge erhalten, um etwas daran zu nähen. Er war fertig. Marie zog aus einem

Zuge von Eitelkeit die Morgenkleidung der gnädigen Frau an, stellte sich vor den kleinen Spiegel, nahm ihre Haube ab, und wollte eben ihrem Haar eine zu der Kleidung passende Form geben, als Quinctius die Thür aufriß und hereinflog. Marie erschrack. Quinctius warf einen Blick auf sie, Sie war in diesem Anzuge wirklich reitzend. Ihre Locken, die sie eben in die Höhe nehmen wollte, fielen auf die weißen nackten Schultern, und über die volle Brust. Quinctius schon vorher brennendes Auge brannte jetzt noch mehr. Er nahm Marien in seine Arme; es regnete Küsse auf ihre Lippen, auf ihren Busen. Sie konnte sich nicht aus den Armen des ungestümen Menschen losmachen. „O, wie schön, Marie," rief er, „wie schön bist du! wie hast du es errathen, meine Geliebte, daß ich dir jetzt eine so frohe Nachricht zu bringen habe! Jetzt wird dein bescheidnes Herz nicht länger zögern sich mir zu öffnen, und mir endlich die Liebe zu gestehen, die ich schon so lange verdient habe. Höre, Marie, ich habe denn endlich den Adel, den du so hassest, abgelegt; ich habe meinen Vater überzeugt, daß unser Adel

eine Thorheit, eine Fabel ist. Jetzt bin ich nun in der That, was du bist, Marie: nicht mehr gnädiger Herr, sondern Herr Flaming. Das Wunder, das du für unmöglich hieltest, ist vollendet. Du bist von meinem Stande, und ich der glücklichste Mann auf Erden. Wenn du willst, so führe ich dich jetzt zu meinem Vater, und er wird dich segnen; denn was könnte ihn noch abhalten, dich seine Tochter zu nennen, da er einsieht, daß ich nicht mehr bin als du?"

Marie blieb bei seinen Worten noch starrer und überraschter stehen, als bei seinen Liebkosungen. Es wurde Ernst, das sah sie wohl, ob sie gleich nicht begriff, wie. Sie blickte ihn an, fürchtete sich etwas zu sagen, und konnte auch keine Worte hervorbringen, so erschrocken war sie. In dem Augenblicke sah sie den Jäger über den Kirchhof auf ihr Haus zukommen. Mein Vater! rief sie; gehen Sie durch den Garten! „Nein," sagte Quinctius: „er soll alles wissen!" — Mein Gott! rief Marie ängstlich; wenn er mich so antrifft! Sie bedeckte die schöne Brust mit der linker Hand, und drängte mit der rechten Quinctius gegen

die Thür. Gehen Sie, wenn Sie mich lieben! sagte sie. — Quinctius flog durch den Garten, und Marie hüpfte ihrem Geliebten entgegen.

Länger durfte Marie nicht schweigen. Sie erzählte dem Jäger den ganzen Handel, und sie wurden Beide eins, daß, da die Frau von Flaming nicht helfen wollte oder könnte, der Jäger es bei der ersten Gelegenheit dem alten Baron sagen sollte. Die Gelegenheit fand sich denn zwei Stunden nachher, da der Jäger ihm die Stammbäume ins Schlafzimmer bringen mußte. Ueberdies war der Baron so gut, so sanft, daß der Jäger ihm wohl noch mehr gesagt hätte.

Ihr Gnaden, Herr Baron, fing der Jäger an, nehmen es nicht ungnädig. Ich habe Ihnen etwas zu entdecken. Der junge Herr Baron läuft jetzt immer hinter Schulmeisters Marie her. Das arme Mädchen hat sich gewehrt, so gut sie konnte. Aber es hilft nichts. Heute nun hat der junge Herr Marien gesagt: er wäre kein Adelicher, er wäre ein Bürgerlicher; und sie soll ihn mit Gewalt heira-

then; und Ihr Gnaden wären auch nicht von Adel, und die gnädige Frau auch nicht.

„Gott! meine Stammbäume!" rief der Baron, faßte sie mit bebenden Händen, drückte sie auf sein brechendes Herz, zuckte ein paarmal, und sein Geist verließ den durch den heftigen Schreck getödteten Körper. Der Jäger schrie laut um Hülfe; das Haus kam zusammen. Die Frau von Amsel! jammerte die Wittwe. Quinctius schlug das Herz. Er warf sich an der Seite seines Vaters nieder, versöhnte dessen Schatten mit aufrichtigen, reuevollen Thränen, und verbrannte gleich nachher den Traktat von der Wahrheit. Auch der Jäger benetzte die Leiche mit Thränen der Reue; denn durch seine Unvorsichtigkeit war nun sein Nebenbuhler sogar, sein hochgebietender Herr geworden. Man beerdigte die Leiche, und der junge Baron übernahm nun die Regierung seiner Güter.

Marie wurde tiefsinnig, als sie den Tod des gnädigen Herrn erfuhr. Sie saß ein paar Stunden still da; man sah es ihr an, daß sie mit sich selbst kämpfte. Noch diesen Abend sagte sie dem Jäger sehr freundlich, daß er

sich jetzt mit seinen Besuchen ja vorsehen möchte, weil er sonst sich und sie in das größte Unglück stürzen könnte. Als der Leichenzug nach der Kirche ging, stand sie sehr reitzend gekleidet in der Thür, und ihre Blicke betrachteten den jungen Baron wenigstens eben so liebreich als den Jäger. Ihr Vater mußte sich auf ihren Rath den andern Tag eine Vermehrung seines Gehaltes von dem jungen Baron ausbitten. Geh Er nur, Vater, sagte sie lächelnd, und fordere Er; der Baron schlägt es Ihm nicht ab. Der Schulmeister ging, und erhielt sogleich eine Zulage. Marie erkundigte sich, ob der Baron ihm sonst nichts gesagt hätte. Nun? was sollte er mir denn sonst noch sagen? fragte der Vater. Marie antwortete lachend: das wird sich zeigen!

Der Baron ging aus, und Marie stand in der Thür, oder am offenen Fenster; er kam zu Hause, und sie stand noch da. Schlich der Jäger sich auf den Kirchhof, sogleich flog sie in ihre Kammer, und zog den Schlüssel ab, und der Jäger suchte sie im ganzen Dorfe. Acht Tage hatte das so gedauert, und der Baron war noch nicht bei Marien gewe-

sen. Sie war schon Willens, für den Jäger wieder zu Hause zu seyn, und sich nicht mehr so sorgsam anzukleiden. Das dachte sie eines Abends, als die Thür sich öffnete, und der junge Baron hereintrat. Sie war allein. Marie! sagte er, und reichte ihr die Hand. Sie glühete, legte ihre zitternde Hand in die seinige, und schlug ihr Auge nieder. Er zog sie zu sich, schlang seinen Arm um ihren Leib, und drückte seine Lippen auf ihren Mund. Hier wurde die Statüe belebt. Sie bedeckte seinen Mund mit Küssen, hängte sich an ihn, und umarmte ihn fest.

Marie war wirklich eine schöne, edle, volle Figur, und jetzt so reitzend gekleidet, als sie nur gekonnt hatte. Sie gab sich schweigend dem Jünglinge ganz hin. Ihre Liebkosungen rissen ihn fort. Das hatte er noch nie gefühlt, was er jetzt fühlte. Seine Brust war voll Entzücken, voll Verlangen. Er wußte nicht, wie er dem reitzenden Mädchen seine Leidenschaft deutlich genug sagen sollte. „Meine Marie! meine theure Marie!" rief er. „Bald mein Weib, mein geliebtes Weib! Nicht wahr Marie? Bald! O sag es, sag es mir! laß

endlich deine Lippen bekennen, daß du mich liebst! Liebst du mich, Marie?"

Sie seufzte: ja! und umfing ihn heißer. Aber, gnädiger Herr, hob sie an, werden —

„Gnädiger Herr? Marie! wie nennst du mich? Wie? hast du vergessen, was ich dir bin? Ich bin von deinem Stande. Nenne mich Geliebter, nenne mich Quinctius, Flaming; nur gieb mir nicht den elenden Titel, den ich bald ablegen werde."

Warum denn ablegen? dachte Marie. Sie sagte es nicht, und schien zu vergessen, was sie hatte fragen wollen. Nach einigen Versuchen nannte sie ihn: Geliebter, Quinctius, Theurer; und besiegelte jeden Namen mit noch heisseren Küssen. Er verließ endlich seine Geliebte, als ihr Vater kam; und sie warf sich in dem stolzen Traume, bald gnädige Frau zu seyn, in ihr kleines Bett.

Quinctius liebte Marien in der That nicht, so heftig sein Gefühl für sie auch aufgereizt war. Er fühlte nichts als Sinnlichkeit. Da er aber noch gegen Niemanden eine eigentliche Liebe empfunden hatte, so konnte er sie mit dem Gefühle der Sinnlichkeit nicht

vergleichen; und dieses wurde um desto heftiger, da es das einzige Gefühl seines Herzens war und sich mit seiner Eitelkeit vereinigte. Niemals hatte er auch in seinem Leben das Gefühl geliebt zu seyn, so wahr, mit solcher Freude gefühlt, als diesen Abend in Mariens Armen. Er kam wonnetrunken zu Hause, und verschloß sich in sein Zimmer. Hundertmal stand er schon auf dem Punkte, wieder zu Marien zu gehen, so spät es auch war. Er schämte sich nur vor Marien selbst. Erst spät schloß er das Auge, und schlief dann in unruhigen, wollüstigen Träumen. Am folgenden Morgen aber war er früh bei seiner Geliebten. Sie hatte das aus ihrem feinen Instinkte erwartet. Ihr Vater war entfernt, und sie — der Instinkt leitete sie auch hier sehr richtig — sehr reinlich, aber gar nicht so gekleidet, daß sie schicklich Besuch von einem Manne annehmen konnte. Sie trug ein sehr enges Mieder ohne Aermeln, und ihre Hemde bedeckte nur den halben Arm. Sie hatte sich ja so eben erst die Hände gewaschen, und es war noch so früh. Was konnte sie also dafür, daß ihr das schöne Haar noch frei um den

Nacken und um die Schultern schwamm? was dafür, daß ein weißes kurzes Röckchen den schönsten Fuß zeigte? was dafür, daß nur ein leichtes Tuch den Busen kaum verhüllte? So sollte Quinctius denken, meynte sie, und irrte sich nicht. Freilich hatte Marie diesen Anzug sehr sorgfaltig gewahlt, weil sie den verliebten Baron in ihr Netz schlingen wollte.

Man werfe mir nicht ein, daß ich Marien oben ein sehr züchtiges Mädchen genannt habe. Sie war das wirklich; und wenn Quinctius sie hätte verführen wollen, er würde böses Spiel mit ihr gehabt haben. Allerdings brauchte sie Buhlerkünste; aber nur, weil sie den Jüngling, dessen Frau sie werden wollte, nicht liebte. Hätte sie ihn geliebt, so wäre sie auf sein Herz losgegangen; aber sie wollte sich nur durch seine Hand glücklich machen. Der Eigennutz will nichts als die Sinne bestricken, oder es muß eine ausgelernte Buhlerin im Spiele seyn; und dennoch wird diese eben so starke Angriffe auf die Sinne machen, als auf das Herz. Die unschuldige Liebe allein schmückt sich, um zu gefallen; sie ist ihres Sieges gewiß. Der Eigennutz

schmückt sich, um zu reitzen; er fürchtet, den Raub zu verlieren.

Quinctius öffnete die Thür. Marie schrie ein wenig auf, und wollte entfliehen; aber Quinctius hielt sie. „Wie?“ rief er, und küßte die runden, weißen Arme mit Entzükken: „entfliehen willst du? O Marie, weißt du nicht, daß du so am schönsten bist? So! so!“ Er betrachtete sie mit verschlingenden Blicken, und verlor sich im Anschauen, in Liebkosungen. Mariens Sieg war ungezweifelt; denn wenn sie es verlangt hätte, er hätte sich auf der Stelle mit ihr kopuliren lassen. Sie erhielt jetzt, was sie wünschte: ein sehr bestimmtes Versprechen, daß er sie heirathen wollte. — Aber mein Gott, mein Geliebter, was wird Ihre Mutter dazu sagen! — „Was sie will, Marie; und ich glaube, nicht viel. Schweig nur noch einige Tage, Marie, bis ich für mündig erklärt bin; dann kann Niemand in der Welt etwas dagegen sagen, daß ich das schönste aller Mädchen liebe, daß du mein Weib wirst.“ Marie verabredete jetzt mit ihm einen so überlegten Plan, wie sie sich sehen könnten, ohne bemerkt zu werden, daß Quinc-

tius hätte überzeugt werden müssen, sie wolle nur seine Hand, wenn er nicht von seiner aufgereitzten Sinnlichkeit verblendet gewesen wäre.

Quinctius Sinnlichkeit war so heftig aufgereitzt, daß Beide jetzt gefallen seyn würden, wenn Marie ihn geliebt hätte, oder wenn sie nicht so züchtig gewesen wäre. Sie waren einige Stunden so zusammen, und Marie erhielt eine Summe Geldes von ihm, die sie noch denselben Tag verwendete, um sich bessere Kleider zu schaffen, Mariens Plan, einander unbemerkt zu sehen, billigte Quinctius wohl; aber es war ihm nicht möglich, ihn auszuführen. Er fühlte in den Stunden, wo er Marien nicht sah, oder nicht allein sah, ein Mißbehagen, das er unerträglich fand. Marie wollte der Frau von Flaming ihre Absicht verbergen, bis Quinctius für mündig erklärt wäre; dann trauete sie sich Stärke genug zu, ihn fest zu halten. Seine Besuche bei dem Schulmeister wurden so häufig, daß sie dem Jäger nicht verborgen bleiben konnten. Schon längst hatte er Unrath gemerkt; denn seit des alten Barons Tode war Marie niemals für ihn

zu Hause. Er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, wenn er die Thür wieder verlassen mußte, die ihm sonst zu allen Zeiten offen gestanden hatte. Jetzt fing er an einen kleinen Zweifel in Mariens Treue zu setzen, und er sagte seine Meynung darüber, der Frau von Flaming.

Die Frau von Flaming erfuhr nun, welchen Antheil der Jäger an dieser Sache nahm. Sie hielt den Liebeshandel ihres Sohnes mit Marien für ganz geendigt, weil diese nichts mehr davon sagte. Ohne dem Jäger etwas anders als: es ist gut! geantwortet zu haben, überlegte sie die Sache, und traf die Wahrheit ziemlich richtig. Das beunruhigte sie sehr; denn sie sah jetzt wohl, daß Marie, die reitzende Marie, alle Mittel anwenden würde, ihren Sohn fest zu halten. Sie ließ Marien, wie zu einer Arbeit, zu sich kommen, wies ihr ein abgelegenes Zimmer dazu an, und sagte ihr freundlich: sie würde mit ihrem Sohne ein paar Stunden spazieren fahren, und dann zusehen, ob sie fleißig gewesen wäre. Marie hörte den Wagen vorfahren, sah ihren Geliebten mit seiner Mutter einsteigen, und

das Herz klopfte ihr vor Freude, wenn sie daran dachte, daß sie selbst bald so einsteigen würde. Kaum waren sie vom Hofe herunter, so fing die Frau von Flaming ruhig an: Höre, lieber Quinctius, der Jäger hat mich gebeten, bei dir ein gutes Wort für ihn einzulegen. Er will heirathen. Der Bursche ist gut; ich dächte, lieber Quinctius — „Mit Freuden, liebe Mutter. Wen will er denn heirathen?" — Schulmeisters Marie, sagte sie ohne alle Schärfe. Ein hübsches Paar! — „Wie? Marien? Das ist nicht möglich. Der Kerl ist ein Narr! Ich sollte für ihn anhalten?" — O nein, lieber Sohn; ein so hübscher Bursche spricht in solchen Fällen beredter für sich, als sein Herr. Mit Marien ist es richtig. Er will ein Versprechen von dir auf eine Försterstelle. — „Der Kerl ist ein Narr, liebe Mutter. Marie nimmt ihn nicht." — Er versichert aber, daß sie ihn liebt.

Quinctius hieß den Jäger einmal über das andere einen Narren, und leugnete Mariens Liebe zu ihm. Ganz ruhig sagte die Frau von Flaming: den Beweis, sollte ich

denken, müßte ich dir sogleich geben können. Der Jäger machte Umstände mitzufahren, und gab mit einer so verlegenen Miene Geschäfte vor, daß ich wohl sah, er wollte nicht. Dann schlich er schon vorhin um das Zimmer her, worin Marie arbeitet. Ich wollte darauf wetten, daß er bei ihr ist. Sieh, wir gehen durch den Garten zurück, und — Sie ließ halten, und stieg mit ihrem Sohne aus. Beide gingen durch den Garten, die Treppe hinauf, in ein Zimmer, das von dem, worin Marie nähete, nur durch eine Bretterwand getrennt war. Im Gehen aber bat die Mutter ihren Sohn, ihre Gegenwart durch nichts zu verrathen. Es sind unsere Domestiken, und wir behorchen sie: ich möchte nicht gern, daß sie es wüßten. Quinctius versprach es.

Sie waren im Zimmer, und Marie sang bei ihrer Arbeit. Nach einigen Augenblicken kam auch der Jäger, und ging auf Marien zu. Sie wurde in hohem Grade verlegen. „Marie," sagte der Jäger mit zärtlicher Stimme, „was habe ich dir gethan? Sag! Ist das die Liebe, die Treue, die du mir ver-

sprochen hast?" — Quinctius horchte hoch auf.

Marie sahe ängstlich umher. Es war, als ob ihr ahnete, daß man sie behorche. Der Jäger wiederholte seine Vorwürfe. Marie sagte endlich: Aber wenn ich nun auch einmal mit Ihm scherzte, muß denn das sogleich Ernst seyn? Quinctius sah seine Mutter an.

„Scherz also? O Marie, wie oft hast du mich nicht geküßt, und mir ewige Treue geschworen! Und jetzt soll das Scherz gewesen seyn? Meynst du, ich weiß nicht, warum es Scherz seyn soll? Hochmuth ist es! Du willst gnädige Frau werden. O, ich weiß recht gut, daß der junge Herr Morgens früh und Abends spät bei dir ist." — Die Mutter sah ihren Sohn mit Erstaunen an, und Quinctius schlug die Augen nieder.

Gut! rief Marie; wenn Ers denn also weiß, so weiß Ers, und so laß Er mich in Ruhe!

„In Ruhe? O Marie! daß du mich liebst, weiß ich; daß du mich nur aus Hochmuth verläßt, weiß ich auch." Die Thränen

standen dem armen Menschen in den Augen. „Sieh, Marie, ich kann ohne dich nicht leben. Ach, wenn du wüßtest, wie herzlich ich dich liebe, du würdest mich nicht um den Baron vertauschen, das würdest du nicht. Ist es recht, Marie? ist es recht? Du hast oft Gott angerufen, er sollte Zeuge seyn, daß du mir treu wärest und mich mehr liebtest, als alle Könige und Kaiser; und jetzt lachst du über mich, daß ich der unglücklichste Mensch auf der Welt bin! Sieh, Marie, ich bitte dich hier zum letztenmale, bleib mir treu. Was hab' ich dir denn gethan? Ich habe dich geliebt; das ist alles. Mehr als mich selbst, liebe ich dich noch; und du?" — Man hörte Marien schluchzen.

„Weinst du, Marie?" fuhr der Jäger fort. „O nein, weine nicht! Ach, Marie, bleib mir treu, ich bitte dich; denn ich liebe dich gar zu sehr. O Marie, sieh, ich will dich auf meinen Händen durch das Leben tragen; ich will dich ehren, wie den lieben Gott! Marie!"

Ich kann nicht, ich darf nicht, Karl! Es ist vorbei! Nein, ich kann nicht. Gott mag es mir vergeben! so schluchzte Marie.

„Du kannst nicht? Marie sieh, dies ist meine letzte Stunde. Meine Flinte ist geladen. Ohne dich leben mag ich nicht. Sieh denn, du bist Schuld an meinem Tode. Marie! so gieb mir noch einen Kuß; dann will ich mir eine Kugel durch die Brust schießen, und dich vor Gottes Gericht verklagen, daß du mich dahin brachtest. Mich hast du betrogen; den Baron betrügst du auch. Denn wer Einem nicht treu ist, der ist Keinem treu. O, ich will bald von der falschen Welt kommen, Marie!“

Karl, rief Marie: willst du denn meinem Glücke im Wege stehen? Ich will dich glücklich machen. Habe nur Geduld!

„Glücklich kann ich nicht seyn ohne dich. Gott mag es dir vergeben! Adieu! mich siehst du nicht wieder!“

Er eilte davon, Marie ihm nach. Sie umschloß ihn. Der Jäger riß sich aus ihren Armen, und Beide verließen das Zimmer. Schweigend stand die Frau von Flaming auf. Mit Thränen in den Augen ging sie auf ihren Sohn zu, und schloß ihn in ihre Arme. Wir haben, sagte sie gerührt, Beide hier mehr

gehört, als wir wollten. Aber jetzt weiß ich, was mein Sohn thun wird; denn er ist ein dler Mann. Eine Leidenschaft konnte ihn verelenden; aber sie kann ihn nicht von dem Wege des Edelmuths ableiten, den er immer zegangen ist. Marie, mein Sohn, das weiß ch, Marie wird meine Tochter nicht. — Sie fnete die Thür zu Mariens Zimmer. — ch will ausfahren, und Quinctius wird, venn ich zu Hause komme, den Handel geen- iat haben. Mein Sohn ist so groß wie io, der einem Feinde die Geliebte, die er el anbetete, wieder gab. — Sie führte ihn auf Mariens Zimmer, zog die Thür hinter ihm zu, ging in den Garten, stieg in den Wagen, und fuhr ruhig spazieren.

Quinctius stand wie betäubt in Mariens Zimmer. Er sah wohl, daß Marie in einen Handel mit dem Jäger verwickelt gewesen war; aber dennoch beredete ihn seine Sinnlichkeit, daß die Sache geendigt wäre. Schlag auf Schlag wurde sein Herz hin und her gerissen; jetzt von der Begierde nach Marien; dann von der Eitelkeit, zu seyn wie Scipio. Das Vertrauen, das seine Mutter auf ihn, auf

seinen Edelmuth setzte, rührte ihn. Wie würde sie erstaunen, dachte er, wenn ich, während sie spazieren fahrt, Marien an den Jäger verheirathete! So stand er, und seine Brust hob sich voll Stolz; aber jetzt riß ihn wieder die Begierde mächtig mit sich fort.

Auf einmal öffnete sich die Thür, und Marie trat mit nassen Augen und klopfender Brust herein. Der Stolz schwieg bei Quinctius, und die Liebe redete allein. Zugleich erwachte auch die Eifersucht, wie von einem Zauberschlage erweckt, in seiner Brust. Marie erschrack, als sie den Baron sah, und suchte sogleich ihre Thränen zu verbergen. „Was weinst du, Marie?“ fragte der Baron jetzt. Ich komme aus der Küche, antwortete sie stockend; und die ist voll Rauch. Als sie das sagte, betrachtete er sie mit brennenden Augen. Sie blickte ihn mit dem zauberischen, liebevollen Lächeln an, dem nicht leicht ein Mann widersteht. Er breitete seine Arme aus, und sie flog hinein. Nun legte sie sich zärtlich an seine Brust. So zauberisch waren ihre Liebkosungen noch nie gewesen. Sie hatte den Ernst in seinen Blicken wohl bemerkt. Die

Mutter rechnete doch zu viel auf Quinctius Eitelkeit; sie dachte nicht daran, daß die Sinnlichkeit der stärkste aller Triebe ist. Seine Mutter war vergessen. Er hielt seine Geliebte in seinen Armen, und vergaß selbst den Jäger. Marie hätte vollkommen gesiegt, wenn sie eine Buhlerin gewesen wäre. Sie beruhigte mit großer Innigkeit jeden Zweifel in seiner Brust. Ja, in seinem Kopfe bewegte sich schon der Gedanke, den Handel, wie seine Mutter gebeten hatte, zu endigen und sich auf der Stelle mit Marien trauen zu lassen. Er drückte sie zärtlich an seine klopfende Brust. Sie lag da wie schlummernd; ihr Auge allein, das sie mit zärtlicher Liebe zu dem seinigen aufgeschlagen hatte, lebte. Er betrachtete sie mit brennenden, entzückten Blicken. Sie unterbrach den Lauf seiner Gedanken nicht, und ließ sich von ihm betrachten, weil sie fühlte, daß sie nichts so Fesselndes sagen konnte, als er selbst dachte und empfand.

Marie hörte jetzt des Jägers Fußtritte auf der Treppe. Hätte sie in diesem Augenblick ein paar Worte gesagt, um ihn zu belehren, daß der Baron bei ihr war: der Jä-

ger wäre weggeblieben, und sie hätte gesiegt. Allein das arme, gutherzige Mädchen wollte den Jäger doch nicht so schrecklich martern. Sie hätte ihn erst eben, als sie hinter ihm herlief, durch ein paar gute Worte beruhigt. Jetzt wurde sie ängstlich, als sie seinen Gang hörte. Sie wand sich aus den Armen des Barons, und machte mit einer verlegenen Miene ein paar Versuche, ihn zu entfernen. Noch immer war der Baron nicht aufmerksam; aber trennen konnte er sich von dem schönen Mädchen nicht. Es kommt Jemand, sagte sie jetzt, und machte sich aus seinen Armen los. „Wer? wer kommt?" fragte der Baron, und horchte. Der Sand auf dem Saale knarrte. Gewiß die Jungfer der gnädigen Frau, sagte Marie erröthend. „So?" erwiederte Quinctius mit gerunzelter Stirn: „wenn es nicht der Jäger ist!"

Da stand sie; eine Todtenblässe zog sich über ihr Gesicht, und verrieth nur allzu deutlich die innere Schuld ihres Herzens. Hätte sie die Kunst verstanden, welche die große Welt lehrt, nur zu erblassen und zu erröthen, wenn man es nöthig hat, so wäre alles gut ge-

gangen. Aber sie verstand die Kunst nicht; sie war wie vernichtet, und wagte es nicht ihr Auge emporzuheben, mit dem sie des Sieges doch so gewiß hätte seyn können. „Du hast den Jäger geliebt?" fragte der Baron. Sie fühlte sich schuldig, und schwieg. Aber in dieser demüthigen Stellung lag wieder so viel Reizendes, und das blaße Gesicht, über welches langsam Thränen herabrollten, war so schön, daß es die Eifersucht des Barons zur Hälfte wieder verlöschte. Sie hätte das an dem Tone der Stimme hören können, mit dem der Baron sagte: „Marie, du bist falsch!" Jetzt mußte sie sich in seine Arme werfen, und rufen: nein, ich liebte den Jäger nicht; aber ich wollte ihm meine Hand geben, um durch die Pflicht meine Liebe zu dem liebenswürdigsten aller Menschen, zu dem Baron von Flaming, zu unterdrücken. Hätte sie das gesagt, so wäre sie in einer Stunde des Barons Frau gewesen; denn so etwas üermuthete er.

Von dem allen sagte sie nichts. Sie schwieg erst, und dann sagte sie das allerunschicklichste, was sie sagen konnte: ich habe den Jäger, seitdem sie mir die Ehre verspra-

chen, nie wieder allein gesehen, außer nur heute; und das sagte sie so zitternd, daß man die Schuld sogar in ihrer Stimme hörte. Noch war nicht alles verloren. „Und du liebst ihn noch heimlich?" fragte der Baron „Ich habe dein ganzes Gespräch mit ihm gehört." Marie verlor hier alle Besinnung. Sie konnte aus des Barons Betragen schließen, daß sie sich nicht verschnappt hatte; aber sie war zu unschuldig dazu. Ihr Herz erinnerte sie, daß sie den Jäger noch liebte. Ach, gnädiger Herr, sagte sie und hob die Hände bittend zu ihm auf: ich war Ihnen doch auch gut, gewiß das war ich, eben so gut wie Karln. Der Baron runzelte die Stirn. Er ging an die Thür, und öffnete sie. Der Jäger stand unentschlossen auf dem Saale. „Komm herein!" rief er. Der Jäger kam zitternd. Ach vergeben Sie mir nur, fing Marie schluchzend an, und machen Sie mich nicht unglücklich! Eben sann des Barons Liebe noch auf eine Ausflucht. Nun war es vergebens. Doch noch einmal sprach sein Herz für das geliebte Mädchen. Er fragte

bitter: „Willst du den Jäger heirathen?“ Sie sagte mit verschämten Blicken: ja!

Da ging der Baron verdrießlich an die Thür. Er drehete sich noch einmal um, und sagte zu dem Jäger: hole den Herrn Pastor; er soll die Agende mitbringen. Dann ging er in sein Zimmer. Hier erwachte seine Eitelkeit wieder. Seine Eifersucht, sein Verdruß wurde schwächer, als er daran dachte, was seine Mutter sagen würde, wenn sie Marien und den Jäger schon getrauet fände. Scipio fiel ihm ein, und stolz lächelnd ging er im Zimmer auf und nieder. Der Prediger kam. Quinctius führte ihn zu Marien, und in einer Viertelstunde war sie mit dem Jäger kopulirt. Jetzt warf Quinctius noch einen finstern Blick auf das reitzende Mädchen, das an des Jägers Seite so verschämt erröthend da stand. Er wischte sich über das Gesicht. Sein Herz empörte sich aufs neue; sein Zorn gegen das junge Ehepaar erwachte. Jetzt hörte er den Wagen seiner Mutter auf den Hof rollen; und sein Gesicht erheiterte sich gewaltsam. „Du bist Förster in Braunrode!“ sagte er zu dem Jäger: „führe dich gut auf, und ich will

für dein Glück sorgen. Hitr zum Anfange Eurer Wirthschaft!" Er gab dem jungen Paare einige Goldstücke. „Sey deinem Manne treu," sagte er zu Marien. — O gewiß, gewiß; denn ich liebe ihn über alles, antwortete sie. — Er verließ schnell das Zimmer.

Seine Mutter begegnete ihm. Er nahm ihre Hand, und führte sie zu dem jungen Paare. „Wollen Sie nicht Marien Glück wünschen?" fragte er freudig. „Sie hat den Förster in Braunrode geheirathet." Die Frau von Flaming umarmte ihren Sohn. Der Baron ging auf sein Zimmer. Den ganzen Tag über mischte sich beständig Schmerz in den Triumph seiner Eitelkeit; ja, es gab Minuten, worin er das Opfer, das er gebracht hatte, stark bereuete. Er sah Marien als junge Frau wieder. Sie schien ihm so reitzend, daß er sein Auge abwenden mußte. Er gab dem Jäger den bestimmtesten Befehl, nach Braunrode abzureisen, weil er sich nicht die Stärke zutrauete, lange um das reitzende Weibchen zu seyn und zu schweigen. Das junge Ehepaar reiste ab.

Die Frau von Flaming befürchtete nun, daß aufs neue die Idee, Kaufmann zu werden, bei ihm erwachen würde; allein mit Mariens Liebe war auch der ganze romantische Plan gefallen, und seine Mutter konnte ihn nun desto leichter bereden, eine Akademie zu besuchen. Die Anstalten wurden getroffen, und der Baron ging nach der damals berühmtesten Akademie in Deutschland ab. Beyer kam als Prediger auf eins seiner Güter. Quinctius nahm mit Thränen von seinem alten Lehrer Abschied. Sie haben ein schönes Herz, sagte Beyer: Gott erhalte es Ihnen, Herr Baron. Suchen Sie sich noch besonders Menschenkenntniß zu erwerben. Die fehlt Ihnen; und glauben Sie nicht, daß das Neue immer das Beste ist. — „Menschenkenntniß, lieber Beyer," antwortete Quinctius schluchzend, „soll mir nicht fehlen. Kampanellas Methode ist untrüglich. Ich bin nur einmal in meinem Leben von einem Menschen betrogen worden, und das gewiß bitter. (Er dachte an Marien.) Und eben dieser einzige Mensch war es, bei dem ich Kampanellas Methode nicht gebrauchte, weil mir das Herz zu voll war."

„Ich kenne Kampanellas Methode nicht, erwiederte Beyer; aber ist sie untrüglich, so vergessen Sie nicht, sie bei jedem Menschen zu gebrauchen, wenn Ihnen das Herz auch noch so voll seyn sollte. Trauen Sie nie dem ersten Eindrucke, lieber Herr Baron; überlegen Sie alles, was Sie thun, reiflich. Folgen Sie lieber den betretenen Wegen als den Fußsteigen. Ihr Geist lockt Sie ohnehin zu viel von den ebenen Bahnen ab.

Die letzten Worte verloren sich in ein doppeltes Schluchzen. Noch gerührter aber war Beyer, als er auf seiner neuen Pfarre sein Haus sehr artig möblirt, seine Böden, seine Keller, seine Vorrathskammern gefüllt fand, und als der Verwalter zu ihm kam, um ihm zu sagen, daß er von dem Baron Befehl habe, ihm ein schönes Reitpferd zu füttern und ihm jährlich vierhundert Thaler auszuzahlen. Beyer dankte der gnädigen Frau dafür; denn er glaubte, es käme von ihr. Allein sie wußte nichts davon; es war ein Einfall von Quinctius. Als seine Mutter es ihm mit Freudenthränen sagte, antwortete Quinctius: „von meinem Vater empfing ich das Leben; von Beyern mehr

als das: den Geist, das Leben zu nützen.“ Die Thräne der Mutter stand, als er das sagte. Sie dachte böser von ihm, als er verdiente. Sie meinte, er habe das alles gethan, um diesen Einfall des großen Alexanders anzubringen. Quinctius dachte nicht an Alexander, als er dem Verwalter die Befehle gab. Er folgte dem Drange seines Herzens. Aber er konnte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, etwas zu sagen, das einmal ein großer Mann gesagt hatte.

Bei seiner Abreise auf die Akademie bat ihn seine Mutter, sich vor dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte zu hüten. Er lächelte. „Man hat mich zweimal betrogen, liebe Mutter; Käthe und Marie. Ich weiß, was ich von den Weibern zu denken habe.“

Und was denkst du denn von den Weibern, mein Sohn?

„Daß Sie eine Ausnahme von diesem Geschlechte sind.“

„Was denkst du denn aber von den andern? Ich bitte dich, sag es mir.

„Wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen? . . Sie, theure Mutter, nehme ich

gänzlich aus. Ich habe die Weiber kennen lernen; sie sind falsch und treulos, und der Indische Philosoph hat Recht, wenn er sagt: das Weib hat sechs Laster; eine unordentliche Begierde nach kostbaren Kleidern und Putz und nach seltnen Leckereien; einen unmäßigen Hang zu allem sinnlichen Vergnügen; eine unnatürliche Reitzbarkeit für Beleidigungen; eine tief versteckte, grausame Rachbegierde; eine ungeheure Neihung zu verläumden; und eine natürliche unüberwindliche Anlage zur Untreue, Falschheit, und Betrügerei. Mahomed redet im Koran von den Weibern nie anders als von Halbmenschen. Der Charakter der Weiber ist, nach dem Ausspruche aller Morgenländischen Völkern, ein Zusammenfluß von Lastern. Sehen Sie, Mutter, so denken die ältesten Völker auf der Erde, die also das Weib am längsten kennen, von dem weiblichen Geschlecht; und ich habe wenigstens die Erfahrung gemacht, daß sie nicht ganz Unrecht haben. Bei dieser Uebeazeugung, denke ich, wird mir das weibliche Geschlecht nicht gefährlich seyn.“

Lieber Sohn, wer schlecht von dem weiblichen Geschlechte denkt, ist der Raub jeder feilen Kreatur, die dreist genug ist sich aufzudringen, und klug genug sich zu verstellen. Wer die Weiber für Betrügerinnen hält, wird gewiß betrogen, und verdient es noch obendrein. — Quinctius lächelte über die unnütze Besorgniß seiner Mutter. — Wann, mein Sohn, sagte sie, wann wirst du doch einmal für dich selbst denken, und nicht immer wie deine Bücher? — „Ist es denn eine Schande," antwortete er, „zu denken, wie die Weisesten dachten?" — Er reiste ab.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

p 16-15

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran v. Flaming

Bd.: 1

Kreuznach (1798)

P.o.germ. 780 z-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113282-7
VD18 8044086